Der

Mensch in der Gesellschaft,

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

oder

die Kunst

des

Umgangs mit Menschen,

von dem

heutigen Standpunkte der Cultur und Civilisation

als

Lehr- und Lesebuch für Jung und Alt, Reich und Arm jedes Standes und jedes Geschlechts

dargestellt

von

Dr. Christian Birch.

Stuttgart.

1847.

Verlags-Bureau.

215. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Ich habe in der Einleitung die Gründe angeführt, durch welche die Zweckmäßigkeit einer Umgangslehre gerechtfertigt wird. Der Nutzen, den man daraus schöpfen kann, wird nun allerdings nicht nach einem flüchtigen Durchlesen zum Vorschein kommen; man muß den Inhalt bedenken, und wenn man die im Leben vorkommenden Fälle damit vergleicht, dann erst wird man seine Bedeutung vollkommen auffassen. Wiewohl die Darstellung so gemeinfaßlich als möglich gehalten ist, um sie jedem Alter und jedem Stande zugänglich zu machen, so muß man doch das Leben an sich erfahren haben, um die Richtigkeit dessen, was eine Umgangslehre anzubieten hat, sogleich einzusehen. Junge Leute werden daher mit jedem Lebensjahre mehr sich davon überzeugen, daß die Kunst des Lebens nicht durch die gemeine Erfahrung allein erworben wird und sie werden den Rathgeber, der sie ihnen vermittelt, um so besser verstehen, wenn sie selbst Erfahrungen gemacht haben, deren Tragweite ihnen in der Umgangslehre vollständig aufgeschlossen und nachgewiesen wird. Es ist daher die Absicht gewesen, dieses Buch auf solchen Grundsätzen zu bauen, daß es seinen Lesern ein freundlicher Helfer für das ganze Leben bleiben kann. Es schildert allerdings

die Gesellschaft wie sie ist, aber auch, wenn diese in der Zeitentwicklung in manchen Beziehungen sich umgestalten sollte, werden seine Lehren Anwendung finden. Das Leben in seinem ganzen Umfange ist unsere Aufgabe gewesen und keinesweges nur das sogenannte Salonleben.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite.

Einleitung.

Bezeichnung des Begriffs und der Lehre . . . 1
Gesellung und Gesellschaft 4
Bewältigung des Instinkts durch den Geist. Hirten und Nomadenleben. Ackerbau. Staat 5
Gottesbewußtseyn 10
Christenthum 11
Umgang mit Menschen 54
Umgang mit Sich selbst 54
Vorschriften über die Fähigkeiten, welche man haben muß, um mit Anderen umzugehen 87
Ueber Temperament, Naturell, Gemüthsart, und die Behandlung der Menschen darnach 166

Erste Abtheilung.

Die Frauen 207
Ehe und Familie 216
Freunde 226
Umgang mit Menschen nach den Alterstufen. — Zwischen Herren und Dienern. — Nachbarn und Mitbürgern — Lehrern und Schülern — mit Geringeren an Stand und Bildung — mit Wohlthätern und Gläubigern. Gastfreundschaft 232

Zweite Abtheilung.

Umgang mit Fürsten, großen Herren und an Höfen . 250

Seite.

Dritte Abtheilung.

Umgang mit Staatsmännern, Diplomaten, Geistlichen, Kriegern, Aerzten, Rechtskundigen, Kaufleuten und Industriellen, Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern . 274

Ueber das Benehmen auf Reisen 310

Einleitung.

Bezeichnung des Begriffs und der Lehre.

Umgang nennt der Sprachgebrauch das Verhältniß, in welches man zu anderen Menschen tritt durch zufälligen oder absichtlichen Verkehr mit ihnen. Denkende und ihrer gesellschaftlichen Bestimmung bewußte Menschen müssen auf beide Fälle vorbereitet seyn, müssen in Haltung und Benehmen einen Charakter ausprägen und ein Wechselverhältniß mit anderen Charakteren zu vermitteln verstehen.

Der Verkehr mit Menschen ist entweder ein nothwendiger, durch Bedürfniß erzeugter, und begründet das Geschäftsleben; oder er entsteht aus freier Wahl, und bildet alsdann das Gesellschaftsleben.

Beide bedingen sich gegenseitig. Der durch bloßes Bedürfniß hervorgerufene Verkehr mit Menschen lehrt uns schon in dem einfachsten Culturzustande, daß wir nur durch kluge und sorgsame Beobachtung der Charaktere und Neigungen Anderer den geeigneten Weg finden, unser Werk mit ihnen zweckdienlich zu fördern. Aber auch das freie Gesellschaftsleben — wie bunt und willkürlich es sich oft gestaltet in den wunderlichen Auswüchsen der Verfeinerung und der Ueberbildung — kann sich nie so weit vom Bedürfnisse entfernen, daß dieses nicht in wesentlichen Forderungen sich gelten macht bis in die äußer=

sten Spitzen der Zustände, welche scheinbar nur sorglosem und heiterem Genusse zugewendet sind.

Die Art und Weise nun, wie in dieser Mischung der verschiedenartigsten Culturstufen, in den sich eigenthümlich absondernden und doch wiederum mit dem Ganzen Einigung bedürftigen Lebenslagen, Jedermann sich am zweckmäßigsten verhält und benimmt, um im Verkehr mit Menschen aus allen Ständen sich pflichtgetreu, leutselig und anmuthig zu erweisen, und die geeigneten Andeutungen und Regeln um diese Kunst zu lernen und zu üben, bilden den Inhalt einer Lehre vom Umgange mit Menschen.

Die Grundlage dieser Lehre ist eine möglichst vollständige Kenntniß der Welt. Die Menschen in ihrem Verhalten unter sich und zu den äußeren Dingen, machen die Welt aus in diesem Sinne. Wenn man die religiöse und sittliche Gesinnung der Menschen zu erforschen strebt, ihre daraus hervorgehenden Bestrebungen im staatlichen und bürgerlichen Leben, ihre Tugenden, Leidenschaften und Laster und die dadurch bewirkten Angewöhnungen und Gebräuche, die Art, wie sie die äußeren Dinge verwenden und gestalten, wie sie sich suchen und finden, vermeiden und abstoßen, sich lieben und hassen, sich geben und nehmen, sich verstehen und täuschen, wie sie handeln und wandeln im öffentlichen und im verborgenen Leben — so lernt man die Welt kennen.

Um Andere zu verstehen, muß man seiner selbst bewußt seyn; um die Welt richtig aufzufassen, muß man einen Standpunkt in sich haben. Mag nun auch eine vollkommene und abgeschlossene Selbstkenntniß der Stein der Weisen seyn, den Niemand aufzuweisen vermag, so ist doch gewiß, daß man nicht die Welt kennen lernen kann, ohne mit sich darüber klar zu seyn, wie man in den wesentlichsten Beziehungen empfindet, denkt und urtheilt, weil man sich sonst kein richtiges Verständniß darüber bilden kann, wie Andere nach den ihnen

eigenthümlichen Beweggründen handeln werden. Nur durch Nachdenken kann man die Welt kennen lernen, und in der Welt sich, denn Weltkenntniß ist ein Spiegel, in dem oft der Betrachter sich selbst erscheint, aus dem häufig ein Licht zurückstrahlt, das die Verborgenheiten des eigenen Gemüths erhellt. Nur in diesem Sinne liegt Selbstkenntniß im Gebiete unserer Untersuchung; ihre eigentliche Begründung und Entwickelung gehört der Sittenlehre an.

Im Frieden kann man den Krieg lehren, aber nicht vollständig lernen, wie man die Welt nicht aus Büchern allein, sondern nur durch selbstthätige Theilnahme kennen lernt; und zwar in beiden Fällen aus demselben Grunde, weil nämlich die Voraussetzungen der Lehre in der Wirklichkeit sich oft ganz anders darstellen, denn der Zufall neckt die voraussichtigste Berechnung. Die Theorie kann niemals alle Lagen bezeichnen, wie die Wirklichkeit sie kaleidoskopisch würfelt; aber sie befähigt dazu und reift das Verständniß, um sich in der Wirklichkeit schneller zurecht finden zu können, als es ohne alle Vorbereitung möglich wäre. Immer aber rechnet sie auf Muth und Geistesgegenwart, um bei der Anwendung mit Erfolg aufzutreten. Freilich muß man den Krieg des Lebens mitmachen, um schnell und gewandt anzugreifen oder auszuweichen, um einen Hinterhalt zu wittern, oder aus verstellten Bewegungen die wahre Absicht herauszufinden; wenn aber auch die thatsächliche Gestaltung der Praxis vorbehalten bleibt, so kann doch die Theorie uns die Methode lehren, und uns mit den erworbenen Erfahrungen vertraut machen. Am Ende lassen die vielgestaltigen Erscheinungen des Gesellschaftslebens sich wie die des Naturlebens in Gruppen sondern; die Botanik beschreibt zwar nur die bekannten Pflanzen, befähigt uns aber dabei, den neu entdeckten nach Gattung und Geschlecht ihre Stelle anzuweisen. So wird eine Lehre vom Umgange mit Menschen uns zwar nicht die Antwort auf jede

unerwartete Frage in den Mund legen, noch uns das Auskunftmittel zuflüstern in plötzlich auftauchenden Lebensverwicklungen, aber sie kann den Weg zeigen, auf dem wir durch Nachdenken und Uebung sie in vorkommenden Fällen selbst finden werden.

Die durch ihre Nützlichkeit und Anwendbarkeit gerechtfertigte Lehre vom Umgange mit Menschen behält natürlich den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft im Auge. Unsere Zeit und der gesellige Verkehr in ihr auf seinem hervortretenden Wendepunkte mit Neigungen in verschiedenen Richtungen, so wie seine mannigfachen Spielarten, bilden den Grundton der ganzen Untersuchung. Um aber unsere gesellschaftlichen Zustände genügend schildern zu können, wird es nützlich seyn, wenn auch nur in einem übersichtlichen Umrisse, an die Ursprünge zu erinnern, aus denen sie durch eine lange Reihe von Entwicklungsstufen hervorgegangen sind.

Gesellung und Gesellschaft.

Gesellung ist das blos instinctmäßige Zusammentreten von Wesen derselben Gattung. Die Thiere gesellen sich zusammen; die Menschen auf der niedersten Stufe auch, und kommen manchmal lange nicht über die rein thierische Gesellung hinaus. Die Gesellschaft beginnt erst mit dem Bewußtseyn eines über das materielle Bedürfniß sich erhebenden Zweckes, und kann natürlich nur unter Menschen stattfinden. Die Gesellung vermag nicht die Sphäre des Instinkts zu überschreiten; nur die Gesellschaft kann sich davon frei machen, und hat eine unbeschränkte Bildungsfähigkeit.

Der rein sinnliche Trieb zur Fortpflanzung der Wesenart ist die nächste Veranlassung zur Gesellung in der thierischen Welt. Der Instinkt jedoch befähigt noch zur Erfüllung weiterer Zwecke, ohne welche die Fortpflanzung erfolglos bleiben müßte, nämlich zur Erhaltung und zum gegenseitigen Schutz. Sehr wenige Thiere leben außerhalb der Begattungs-

zeit einsam. Viele Vorgänge, ja Unternehmungen in der Thierwelt wären ohne Gesellung unmöglich. Ich erinnere nur an den Bienenstock, den Biberbau, an die wunderbaren Wanderungen der Zugvögel; die Leitung der Führer, das Zusammengreifen der Einzelnen als hätten sie das Bewußtseyn des Gesammtwerkes, geben uns in dieser zeitweiligen Gesellung das Bild einer instinktmäßigen Gesellschafts-Ordnung.

Von allen Thieren ist der Mensch im Zustande der Vereinsamung am hülflosesten. Abgesehen davon, daß er im Alleinzustande sich über die Sphäre des Instinklebens nicht zu erheben vermag, so kann er sogar in dieser sich nur unvollkommen geltend machen. Der einsame Thiermensch kann nur durch Flucht sich der Gefahr entziehen, keine bestehen; er erreicht schwerlich die Schlauheit und Behendigkeit des Urangutangs, nie dessen Angriffstüchtigkeit. Beweise davon haben wir in den seltenen Fällen, wo vereinsamte Thiermenschen angetroffen und beobachtet werden konnten.

Nach den Mittheilungen zuverlässiger Reisenden liefern die Buschmänner im Kaplande an der Südspitze des afrikanischen Festlandes den merkwürdigen Beweis, daß unter Menschen Gesellung stattfinden kann, welche rein im thierischen Instinktleben verkümmert, ohne sich zur Gesellschaft zu erheben. Wenn der Buschmann Nahrung erjagt, geraubt oder gestohlen hat, übernimmt er sich im Genusse, gräbt sich in den Sand ein und schläft bis der Hunger ihn wieder auftreibt; ja, aus Faulheit sucht er durch allerlei Stellungen, in denen der Bauch zusammengepreßt wird, den Schmerzen des Hungers so lange als nur irgend möglich Trotz zu bieten. Aus diesem Kreislaufe zwischen nagendem Bedürfniß und rein materieller Befriedigung kommt der Buschmann nicht heraus, und man findet bei ihm keine Spur von Ahnung eines besseren Zustandes, vielweniger eines höheren Wesens.

Wir haben angegeben, daß in der Gesellung der Thiere

eine Waltung herrschen kann, welche die Grundlage einer mechanischen Gesellschaftsordnung darstellt und in dieser Beziehung zum Muster dienen kann und gedient hat. Sie ist aber nur vorhanden, um beschränkte und rein materielle Zwecke zu erreichen, und ohne daß den Einzelnen ein Bewußtseyn des Zwecks innwohnen kann. Die Natur ist hier der Meister, der den Zweck will und die Mittel giebt, die Ausführenden sind bewußtlose Werkzeuge.

Nur der Mensch kann sich von Gesellung zur Gesellschaft erheben, in dieser durch Entbindung vom Instinkt zur Freiheit des Bewußtseyns, und durch dieses zum Individuum — zum Einzelnwesen, das für sich im Ganzen besteht und durch eigene Bildung das Ganze auf dem Pfade der Entwicklung forttreibt. Durch diese Wechselwirkung bedingt sich der Fortschritt des Ganzen, und wo ein Fortschritt der Individuen stattfindet ohne Fortschritt des Ganzen, da ist ein Mangel im Zusammenhang der einzelnen Theile, der übrigens nicht lange bestehen kann.

Bewältigung des Instinkts durch den Geist. Hirten- und Nomadenleben. Ackerbau. Staat.

Durch den Geist allein hat sich der Mensch in dem ursprünglich lockeren und dürftigen Gesellschaftsverbande erheben können in eine höhere Sphäre als die der Befriedigung des Bedürfnisses zum thierischen Vorhandenseyn. Gott hat in den Menschen den Keim gelegt zu einer geistigen Entwickelung, deren endliches Ziel über das Erdenleben hinausragt, die aber hier zur vollen Herrschaft des irdischen Daseyns gelangen kann; das nun freilich nur innerhalb gewisser Grenzen, die aber noch nicht ersichtlich sind, wenn wir die überraschenden Eroberungen betrachten, die der Mensch im Kampfe mit den Naturkräften eine der andern abringt, eine mit der andern bewältigend. Der menschliche Geist aber, der so Großes be-

wirkt hat — wenn auch in einer langen Stufenentwickelung, in welcher ein Geschlecht mit dem Erwerb des andern gerüstet auftrat — kann lange verhüllt bleiben, wie die Perle im Meeresgrunde, deren Daseyn die rauhe Welle weder verkündigt noch verräth. Wie wurde nun in den rohesten Uranfängen menschlicher Vergesellschaftung der Geist rege und seiner selbst hinreichend bewußt, um sich von der Sklavenkette des thierischen Instinkts zu befreien, sich zur Selbstbestimmung aufzuschwingen, das fernliegende Ziel zu ahnen, dann zu erkennen, und endlich jubelnd den Kampf zu beginnen mit tausend Hindernissen, der nur in weiter, unabsehbarer Ferne dem Geschlecht und fast nie den Kämpfern die Palme verheißt? Der Herr verkündigt sich in den Auserwählten, und in solchen wurden die Ideen empfangen, welche wie Lebensfäden sich durch Jahrhunderte fortgesponnen haben. Auch in vorgerückten Kulturzuständen legen sich die Massen breit nach den Seiten aus und bilden das Gleichgewicht in der Bewegung — aber auch die Bewegungslosigkeit, wenn nicht die begeisterte Einsicht in Einzelnen die Segel so stellt, daß sie den Odem der Zukunft, der in den obern Regionen streicht, auffangen und die Massen mit sich fortreißen. So entstand in einzelnen begabten Organisationen das ahnungsvolle Drängen, welches allmälig eine Bewegung schuf. In unserer Zeit, wo wir vorschreiten mit der Verdoppelungskraft aller Ergebnisse des in Jahrhunderten Erworbenen, erscheinen die ersten Entwickelungsstufen als kaum bemerkbare Anfänge. Jene demüthigen Anfänge waren aber schwerer zu bereiten als der stolze Fortschritt der Gegenwart auf gebrochenen Bahnen. Die erste ferntreffende Waffe, das erste durch den Gleichgewichtspunkt des Kiels seefähige Schiff, die ersten Gesetztafeln waren Werke des Genies, und ihre Urheber — namenlos, wenn nicht die Mythe sie als Götter bewahrte — waren die Urahnen der großen Männer, deren Andenken die Blüthezeit der Kultur hegt.

Der Geist rang zuerst, und noch lange mit dem rohesten Bedürfnisse. Der Schritt vom Jagdleben — das nur durch Zerstörung sich erhält — zum Hirtenleben — das durch Schonung und Pflege bewahrt — bezeichnet den Uebergang von thierischer Barbarei zum Menschenbewußtseyn, zu einer Stellung, in welcher der Mensch nicht blos das einzelne Thier überwindet, sondern es in Gattungen beherrscht, es dienstbar macht und ihm Leistungen abfordert. Es war nun etwas außer dem Menschen, das erhalten werden sollte, für das durch Voraussicht und Pflege gesorgt werden mußte. In der Milch des gezähmten Thieres erlosch die wilde Blutgier des Thiermenschen; die Heerde wurde die Trägerin der Keime zu den Ideen von Familie, Eigenthum und Staat.

Das Hirtenleben mußte nothwendig nomadisch — weidesuchend — werden. Das unabweisbare Bedürfniß, Weideplätze zu finden, konnte nur durch das Wanderleben befriedigt werden. Um neue Weideplätze zu ermitteln, um auf der Wanderung dahin die Heerde zu hüten, auf den Triften sie zu schützen, reichte bald die einzelne Familie nicht hin. So entstand ein Verein von Familien, deren Blut sich vermischte, deren Mitglieder denselben Entwickelungsgang verfolgten, die dadurch in übereinstimmender Weise empfanden, dachten und sprachen, gemeinschaftlich handelten, und so zu einem Volksstamme sich hineinlebten. Wie in der Familie der Vater das lebendige Gesetz war, so bestimmten die Familienältesten den Häuptling des Stammes, der mit ihnen die Bewegungen leitete. Die Heerde war das erste Eigenthum; zuerst wohl ein gemeinsames, bis allmälig bei größerer Entwickelung des Zusammenlebens die Familien ein besonderes Eigenthum abtheilten.

Abgang an Weideplätzen und das Beispiel der Natur führten zum Ackerbau. In den noch sehr ursprünglichen Zuständen mit den einfachsten Forderungen an das Daseyn, ist

es nicht wahrscheinlich, daß der Mensch ohne Noth ein gedeihliches Verhältniß verläßt; thun es doch die Massen in vorgerückten Kulturlagen nur ungern. So lange der Mensch auf den Raub lebte, wird er schwerlich einen aufmerksamen Blick auf die Wirthschaft der Natur geworfen haben. Das Hirtenleben ist seiner Wesenheit nach beschaulicher. Der Verlauf der Befruchtung im Pflanzenleben konnte allmälig auch der oberflächlichen Beobachtung nicht entgehen und mußte zur Nachahmung anregen, als die Noth dazu zwang, sich nach anderer Nahrung umzusehen. Die Saamenkörner, welche die Natur zufällig der Erde anvertraut hatte, legte der Mensch absichtlich hinein, sobald ihm klar geworden war, daß er dadurch ein regelmäßig wiederkehrendes Nahrungsmittel erwerben konnte.

Der Ackerbau legte den Grund zur Kultur. Kultur aber ist Ordnung des Lebens durch geistigen Antrieb. Der materielle Ackerbau enthält in sofern den Keim der Kultur, als er die Unterlage ist, ohne welche das Leben der Völker nicht geistig angebaut werden konnte. Im Nomadenleben ist zwar auch der Beginn einer Gesellschaftsordnung und eines Eigenthums vorhanden, beide aber nur beweglich und verläufig. Der Wanderstaat hat keinen eigenen Boden, er borgt immer einen neuen von der Natur; in ihm kann eine fortschreitende Entwickelung sich nicht begründen, weil sie nirgends Wurzel schlagen kann. Der Wanderstaat bringt im beständigen Kreislaufe nur sich selbst unverbessert hervor. Allerdings gibt es auch Hirtenvölker im staatlichen Verbande mit festen Wohnsitzen; diese wechseln dann nur die Triften auf dem eigenen Boden, sind aber auch in diesem Zustande gewöhnlich Nachzügler in der Kulturbewegung. Erst mit dem Ackerbau beginnt das Staatsleben, in dem die späte aber unzerstörliche Blüthe der Kultur sich entfalten kann. Nun erst kann sich ein Volk bilden mit Nationalbewußtseyn, nun erst die Idee vom Vaterlande aufkommen und die Liebe zum Geburtslande als

dem heiligsten Gut, für das man alles einsetzt. Nun erst beginnt die Ahnenfolge der Geschlechter, aus der die Poesie der Geschichte und der Adel des Volksgefühls entkeimt. Damit ist die Grundlage einer nachhaltigen und der höchsten Entwickelung fähigen Kultur gegeben. Dennoch war der Anfang roh und der Weg lang bis zur Zeit, wo ein Staatskörper solche Blüthen treiben konnte.

Gottesbewußtseyn.

Im Ringen um die unentbehrlichsten Bedingungen des äußern Daseyns hatte der Mensch soweit den blinden Instinkt überwunden, daß in ihm die Ahnung eines Weltgeistes entstand; aber das Bedürfniß, mit ihm in Verbindung zu treten, war zuerst noch materieller Natur. Die Furcht vor zerstörenden Naturereignissen führte dazu, den Zorn des mächtigen Geistes, der sie beherrschte, zu versöhnen, durch Bitte ihn zu erweichen, durch Opfer ihn zu gewinnen, durch Huldigung ihm Ehrfurcht zu beweisen. Bei dieser einseitigen Auffassung des Begriffes von Gott, der den Menschen vorschwebte als der große Geist, der über Alles gebietet, war es zuerst nur die ihm zugeschriebene Vernichtungsgewalt, die im Auge behalten wurde. Daher konnten die Diener dieser unheimlichen Gottheit, die heidnischen Priester, als Eingeweihte und theilweise mit seiner Macht Betraute, als Zauberer auftreten. Erst später und zwar Hand in Hand mit den Fortschritten in Erkennung und Benützung der mütterlich spendenden und ernährenden Natur kam Gott zum Bewußtseyn der Menschen als Schöpfer und Vater. Je vielgestaltiger nun die Natur in Kenntniß der Menschen auftrat, jemehr dadurch die Allmacht Gottes erkannt wurde, je überwältigender wurde die Vorstellung von seiner Größe, so daß sie nicht vermochten Gott als eine Einheit festzuhalten und diese ihrer Fassungskraft unzugängliche Erhabenheit sich vermittelten durch Vergötterung der Naturkräfte und

solcher Menschen, die durch ungewöhnliche Thaten ihnen gottähnlich erschienen. Auf diese Weise trat Gott als Mittelpunkt aller übermenschlichen Macht wie ein passives Princip in die Ferne, und die Götter wurden die thätigen Leiter menschlicher Geschicke, welche Gott in seinem Namen walten ließ. So entstand die Vielgötterei. Bekanntlich hat diese geherrscht zu einer Zeit, in welcher die Menschheit in mehreren Staatenvereinen auf einer hohen Stufe von Bildung angelangt war. In der Blüthezeit Griechenlands und Roms waren die Massen sorglos der Vielgötterei ergeben, während die im Geiste hochstehenden die göttliche Einheit als eine philosophische Ide auffaßten.

Christenthum.

Die christliche Offenbarung erlöste die Menschheit aus dem Irrsale der Vielgötterei, welche selbstgeschaffenen Götzen und Philosophemen Anbetung zollte; sie entzündete das Licht, das Allen leuchtet, vor dessen Herrlichkeit Alle, die im Geiste Hohen und Niedrigen, in gleicher Demuth sich beugen müssen. Das Evangelion, die frohe Botschaft von der Verkündigung des allbarmherzigen Gottes in dem Gesetze der Liebe, hat erst den Menschengeist entbunden von der Endlichkeit, ihm seinen Ursprung gezeigt und das ewige Ziel seines Strebens. Das Christenthum ist die höchste Gesittung und das christliche Leben die Läuterung des menschlichen Daseyns in der Liebe zu Gott, die sich bethätigt in der Liebe zu allen Menschen. Das Christenthum, nicht in beschaulicher Absonderung, nicht in so doctrinärer Unzugänglichkeit, daß sein Verständniß durch Eingeweihte vermittelt werden muß, sondern das werkthätige Christenthum vereinigt die sich widerstrebenden Gegensätze in der Meinung wie im Leben, findet das billige Maaß des Rechts, heiligt seine Handhabung und sichert die freie Entwickelung des geistigen Strebens in einem durch Ueberzeugung dargebrachten Gehorsam.

Allerdings kann Menschenliebe geübt werden aus Vernunft, weil man sich von ihrer Unerläßlichkeit überzeugt, und auch Nichtchristen sind und waren Wohlthäter der Menschheit. Was aber in einsichtsvollen Menschen Klugheit ist, was in individuellen Charakteren tugendhafte Ueberzeugung wird, das ist im christlichen Glauben Geist des Daseyns. Dem wahren Christen, der in der Nachahmung des Erlösers leben will, ist es Bedürfniß, die eigene Glückseligkeit zu finden in der Beglückung seiner Mitmenschen, sein Leben ist ein Opfer zur Gewinnung des Reiches Gottes, das hier auf Erden bereitet wird in Uebung persönlicher Hingebung. Keine Religion faßt das menschliche Daseyn so geistig auf wie das Christenthum, und keine ist so sittigend, weil sie ihre Vollziehung fordert in der Gemeinde, nicht in der Absonderung, weil die Christlichung des Gemüths sich offenbart in Entäußerung der instinktiven Selbstsucht, welche die Erbsünde ist. Das Christenthum ist die wahre Gesellschaftsreligion, denn ihr Inhalt ist: daß das Fleisch gewordene Wort die Menschen erlöst vom Versinken in Pflegung des eigenen Fleisches, des isolirten Selbst, das man nicht in eitler Kasteiung abtödten, sondern mit allen Fähigkeiten rüsten und verwenden soll zum Wohle Aller — der Gemeinde. In dieser Hingebung erringt der Geist die beglückende Hoffnung des ewigen Lebens in dem Bewußtseyn, sein irdisches Daseyn des Wortes der Verheißung werth gemacht zu haben. Was ist das Leben ohne Hingebung Anderes als eine Selbstverzehrung in der Selbsterhaltung. Ist irgend etwas Tüchtiges ohne Hingebung erreichbar? Muß man sich nicht der Wissenschaft, der Kunst aufopfernd hingeben, um nur zu ihrer Erkenntniß zu gelangen, geschweige denn um einen Stein in ihren Bau einzufügen? Kann der Krieger das Vaterland vertheidigen und die Mutter ihm Bürger erziehen ohne Hingebung, ohne angstvolle Nächte durchwachen und harte Tage durchkämpfen zu müssen? Was Anderes als die

Hoffnung auf Erlösung giebt die Kraft, diese Opfer zu bringen, und werden sie nicht um so freudiger gebracht in dem Glauben an die Erlösung durch Christus, der das Opfer des irdischen Lebens in seinem Dienste nur fordert, um das ewige Leben dafür zu geben? Alle Opfer, die wir ohnedies — mit oder ohne Glauben, mit oder ohne Willen — der Natur bringen müssen, vereinigt das Christenthum im Glauben zu einer Opferung Aller für Alle, und verleiht Kraft und Zuversicht durch die Gemeinschaft in demselben Bewußtseyn. In diesem Bewußtseyn ist das Gebet des einsamen Dulders nicht vereinsamt, die verborgene That, das verschwiegene Opfer ist nicht verloren, denn das Auge des Herrn wacht und das Christenthum reicht jedem Dulder die Palme des Sieges und jedem Reuigen den Oelzweig der Vergebung.

Wäre das Bild des christlichen Lebens und des dadurch zu erwirkenden zeitlichen Segens etwa nur das Ideal eines poetischen Symbolismus, und dessen Verwirklichung in der menschlichen Gesellschaft nur ein frommer Wunsch? Gewiß nicht; wäre das der Fall, so müßten wir verzweifeln im Gedränge der Widersprüche, welche die Brandung bilden vor jedem geschichtlichen Uebergangspunkte. Unsere Zeit wird sich aufrichten an dem im Leben ausgeprägten Christenthume, zuverlässig aber nur dadurch und damit. Diese Durchdringung und Läuterung der Gesellschaft ersehnen ja auch diejenigen, welche zwar nur im Namen der Humanität auftreten mit Vorschlägen zu Ständebündnissen und Arbeitsordnungen, damit aber, unbewußt oder stillschweigend, auch auf dem Boden des Christenthums stehen, das erst die Humanität nicht nur als Verdienstlichkeit, sondern als Zweck des Daseyns erkannt hat. Diese Humanitätsreligion, wie erfreulich und erkennenswerth ihr Wirken auch ist, wird bald inne werden, daß sie die Weihe des Glaubens haben muß, um Beglaubigung zu finden, denn nicht kalte Klugheit, noch dogmatische Satzung, sondern

christliche Gesinnung in Wort und That gewinnt Herz und Vertrauen, schützt vor Zerrüttung und bringt Wiedergeburt.

Als das Christenthum seinen Weltgang begann, war die Cultur der sogenannten antiken Welt auf den Punkt angekommen, wo sie keinen anderen Glauben hatte, als an ihre eigene Ueberlegenheit. Es fehlte an einem allgemeinen Bewußtseyn; das Streben nach Erkenntniß verlief sich in Philosopheme, die mit aller feingliedriger Dialektik doch nur sich selbst herausfanden und wenn sie am Ziele zu stehen vermeinten, zu ihrem Ausgangspunkte zurückgekehrt waren. Der Luxus des Verstandes im philosophischen Sektenwesen, wie der Luxus des Genusses in unausbleiblicher Wechselwirkung des materiellen und gesellschaftlichen Lebens mit der Forschung, erzeugten den Selbstreiz der Verfeinerung, die immer eine Verkleinerung des menschlichen und staatlichen Gehaltes herbeiführt und zugleich täuschend verdeckt, wenn das höhere Ziel nicht Allen klar gewärtig ist, und die sich denn auch immer in Hochmuth und Sorglosigkeit ausspricht. Das ist der unvermeidliche Gang der Cultur ohne Glauben. In Folge davon erlag der Egoismus des antiken Staats, weil er sich selbst als Ziel setzte, der Todesverachtung mehr als dem Eisen der nordöstlichen Barbarei, und die antike Philosophie verstummte vor der Aufopferungsfreudigkeit der christlichen Märtyrer; letztere jedoch nicht, ohne später wieder auf dem Kampfplatze zu erscheinen, denn als die wissenschaftliche Wiedergeburt Europa's bewirkt wurde, indem es Asyl ward den vor dem Krummsäbel des siegreichen Halbmonds flüchtenden Byzantinischen und Alexandrinischen Erben hellenischer Wissenschaft und Kunst, brach die griechische Philosophie sich wieder einen Weg zum christlichen Bewußtseyn, dem sie vom Anbeginn an zweifelnd, verneinend, aber eben dadurch anregend gegenüber gestanden war. Eben dadurch war die christliche Lehre nicht in ihrer ursprünglichen Einfachheit geblieben, sie

ward vielfach und in verschiedenem Sinne gedeutet und ausgelegt, und die abweichenden Ansichten fanden Anhänger.

Um den auflösenden Folgen solcher Spaltungen in der Auffassungsweise der christlichen Lehre Einhalt zu thun, stellte die Römische Curie eine Glaubenseinheit her in der durch Kirchenversammlungen erläuterten und bestätigten Römisch-katholischen Christenlehre, welche Jahrhunderte hindurch das unverbrüchliche und nur selten widersprochene Glaubensgesetz des christlichen Abendlandes wurde, während die morgenländischen Christen entweder sich der griechischen Kirche zuwandten, oder nur unter gewissem Vorbehalte mit der römischen Kirche in Verbindung blieben. Die Autorität der römischen Kirche herrschte in fast ganz Europa und mit ihrer vielgegliederten Hierarchie, von dem in allem Glanze der geistlichen und weltlichen Macht thronenden Papste bis zum letzten Bettelmönche, leitete sie in allen wesentlichen Beziehungen die Culturentwickelung aller europäischen Völker. Groß war ihre Macht und große Wohlthaten verdankt die Menschheit ihrem segensvollen Walten. Sie verbreitete ihren Einfluß über das ganze Leben, erzog die Völker, belehrte und leitete die Fürsten, legte und entwickelte die Keime geistiger Bildung, schützte die Schwachen, bot den Armen und Siechen die rettende Hand, demüthigte den Uebermuth und die rohe Willkühr der Mächtigen. Das Alles konnte die Römisch-katholische Kirche nicht thun und vollbringen, ohne weltliche Macht zu erlangen, und eben das Bestreben, mit der bis dahin ihr nicht bestrittenen geistlichen Befugniß auch die weltliche Oberherrlichkeit zu erhalten und zu befestigen, auch als die von der Kirche zuerst angeregte Kulturentwickelung nun ohne die Kirche sich eigenthümlich fortsetzte, erzeugte Widerspruch und Widerstand und ihre Bewältigung erheischte weltliche Zwangsmittel, deren herbe Strenge oft dem geistlichen Charakter des Oberhauptes der christlichen Versöhnungslehre widersprach. Als die rö-

mische Curie mit der politischen Weltmacht zerfiel, war sie zu eng mit ihr verflochten, um ihr ohne Einbuße der kirchlichen Macht entsagen zu können. Als die gewaltigen und gewaltsamen Hohenstaufen gegen den päpstlichen Einfluß kämpften, mußten die Päpste gegen Jene weltliche Abwehr aufbieten.

Weil nun die kirchliche Autorität sich auf die weltliche Macht stützte, so mußte auch der Widerspruch gegen die kirchliche Macht denselben Weg einschlagen. Die Reformation, die in ihrem ersten Ursprunge ganz auf dogmatischem Boden stand, wurde bald ein politisches Ereigniß, weil die päpstliche Gewalt, die sie erdrücken wollte, mit weltlichen Waffen kämpfte und nur mit solchen Widerstand geboten werden konnte. Die römische Hierarchie hatte überall, um ihren Einfluß zu erhalten und zu vermehren, politischer Mittel sich bedient, und so blieb auch die Reformation nicht in ihrer evangelischen Lauterkeit, sondern politische Absichten mischten sich ein, um durch Verbreitung und Schutz der neuen Lehre gegen die Oberherrlichkeit des Papstes und des Reichs aufzukommen, weil das Oberhaupt des deutschen Reichs gegen die Reformation in die Schranken trat.

Unterdessen war in Deutschland, dessen sociales Leben wir nun ausschließlich im Auge behalten, die ursprüngliche germanische Freiheit bald zu Grunde gegangen. Des Deutschen ungeschwächte Naturkraft und todesverachtende Tapferkeit zertrümmerten das durch Verfeinerung und Selbstsucht erschlaffte Römerreich. Die Art jedoch, wie die Deutschen sich in den eroberten Landen festsetzten, wirkte auf ihre angestammte Heimath und führte ein Verhältniß herbei, welches auch dort der alten Freiheit und Gleichheit ein Ende machte. An der Spitze der altgermanischen Geleite oder Heerhaufen, stand ein gewählter König. Dieser gab in den eroberten römischen Landen seinen Mannen die Hälfte oder ein Drittel der römischen

Höfe, verschiedentlich in den verschiedenen Stämmen. Der Belehnte wurde so ein Mann des Königs, von dem er Vermehrung an Besitz und Ehrenstellen erwarten konnte. Er wurde des Königs getreuer und fester Vasall, und da die Könige bald nach altrömischem Beispiel sich mit Hofstellen umgaben, erhielt er solche, wurde Herzog oder Graf in den Provinzen, wie man damals die Pfleger und Verwalter der Krongüter nannte. Andere Deutsche, welche auch mit Ländereien betheilt worden waren, verschmähten die persönliche Dienstbarkeit, wollten den König nur als Volks-Oberhaupt, nicht als Herrn anerkennen und hielten sich ihm nur zum Heerbann für den Krieg verpflichtet. Durch diesen vermehrte sich auch ihre Macht und Besitzthum, und bald konnten diese großgewordenen Vasallen oder Optimaten, Lehnmänner annehmen, die ihnen zu Treue, Dienst und Leistung verpflichtet wurden. Alles das wurde auf das freie deutsche Vaterland übergetragen, und diese freie Baren, oder Barone, wurden nachher die Mächtigsten, vereinigten sich, um der königlichen Gewalt Trotz zu bieten, oder wenn man sie mit Kronämtern beschwichtigte, machten sie sich darin unabhängig. Aus diesen Baronen gingen die viele Fürstlichkeiten hervor, mit denen Deutschland bis auf die neuesten Zeiten gesegnet worden ist. So entstanden die bevorrechteten Stände, von den höchstberechtigten in immer weniger berechtigten Schichten bis zu den Unfreien herab. So legte sich allmälig das eisenschwere Netz des Feudalwesens über das deutsche Volk, das viele Jahrhunderte hindurch darunter seufzen und alle Unbill in leiblicher und geistiger Knechtschaft davon erfahren mußte, bis allmälig durch die fortschreitende Bildung der Zeit, und zwar mehr durch günstige Verhältnisse von Außen, als durch Erhebung der inneren Nationalkraft, die sich mehr an der freien Errungenschaft Fremder erleuchtete, der Zustand herbeigekommen ist, den wir heutzutage erblicken, der allerdings noch

manche billige Wünsche unerfüllt läßt, aber doch wohl, bei gewecktер Einsicht der Betheiligten, die Erfüllung verbürgt.

Die Geistlichen wurden Mitberechtigte bei dem Feudalwesen, und um diesen Preis gehörten sie zu seinen wichtigsten Stützen, nur mußten Herren und Knechte sich ihrer Macht beugen. Geleitet von einem planmäßigen Standesgeiste, verfolgten sie mit unabläßiger Aufmerksamkeit ihr Ziel und benutzten jede Gelegenheit, um sich unabhängig zu machen. Mit ihrer Zahl wuchs, und über Gebühr, ihr Besitz durch Stiftung neuer Bisthümer und Klöster, durch Schenkungen an Gütern, Rechten oder Menschen. Sie erwarben allmälig Befreiung von der weltlichen Gerichtsbarkeit, zuerst für ihre Personen, dann für die Hauptkirche mit deren Umgebung (Freiung), zuletzt für das ganze Kirchengut mit allen Grundholden und Insassen darauf. Wir haben anerkannt, daß die römische Geistlichkeit viel Gutes und Rühmliches angeregt und bewirkt hatte, und zu allen Zeiten gab es unbedenklich fromme und wahre Priester, die, ihres göttlichen Berufs eingedenk, in Nachahmung der Apostel lebten und wirkten, aber schon im zehnten Jahrhunderte ersieht man aus den Visitationsvorschriften und Beichtspiegeln der bischöflichen Sittengerichte, daß man den Geistlichen oft genug Raub, Mord, Schwelgerei und Trunk untersagen mußte, sowie das Halten von Hunden, Falken und Possenreißern, denn die Geistlichen, die an manchen Orten reiche Grundbesitzer geworden waren, wollten sich ihrer Herrenrechte erfreuen. In den Klöstern mußte man die oft vergessene Ordensregel wieder einschärfen, wiewohl einige sich immer rühmlich auszeichneten, wie Corbey, Gandersheim, Reichenau, St. Gallen, Fulda, Hersfeld und andere, von denen aus durch Beispiel und Unterricht Gewerbe, Wissenschaft und Künste sich zu verbreiten anfingen.

In diesem dichtgeflochtenen Gewebe von Herrschaft und Dienstbarkeit konnte nur ein neuer Stand eine Sonderung,

und damit allmälig eine theilweise Befreiung von dem unleidlichsten Drucke bewirken. Der deutsche Bürgerstand bildete sich in den Städten, er wurde Träger der Freiheit, er ist es noch, wiewohl seine Stellung in den neuesten Zeiten eine andere geworden ist, und er, wenn er die Gegner unschädlich gemacht hat, die über ihm stehen, sich vielleicht mit ihnen vertheidigen muß gegen solche, die unter ihm stehen.

Die Städte entstanden aus größeren Maiereien oder Dörfern, die mit Wall und Graben umgeben wurden, meist in der unmittelbaren Nähe von Klöstern oder Pfalzen (Herrenburgen) und gehörten ursprünglich dem Abte oder dem Bischof, dem Grafen oder dem Fürsten, auf dessen Grund und Boden sie sich gebildet hatten. Sie waren Anfangs nur von Leibeigenen oder Hörigen bewohnt, und jeder Einwohner bezahlte dem Grundherrn Steuer und Abgabe. Die größere Sicherheit veranlaßte aber auch freie Grundbesitzer in die Städte zu ziehen, von denen später einige, als sie wichtiger wurden, eine Besatzung bekamen zur Vertheidigung und Geleite, deren Befehlshaber unter dem Namen eines Burggrafen vorkommen. Im zwölften Jahrhunderte erlangten einige Städte, wie Speier und Worms, für geleistete Dienste von Heinrich V. Aufhebung der Leibeigenschaft und des Budtheils, des besten Stücks der Verlassenschaft, das bei eintretenden Todesfällen dem Grundherren zustand. Diese Vortheile waren für die Gewerbtreibenden höchst wichtig, wurden von anderen Städten auch in Anspruch genommen und allmälig errungen. Bis dahin war der leibeigene Bürger dem Dafürhalten und der Willkür des Vogts und seiner Schergen Preis gegeben, jetzt konnte der freie Mann für den Verkehr und für die Seinigen arbeiten. Die beständigen und ohne alles Vermuthen ausbrechenden Fehden, die das Land fast immer unsicher machten für Jeden, der nicht in einer befestigten Burg Zuhalt hatte, trieben viele Leute in die Städte,

besonders Leibeigene, seitdem in den Städten die Leibeigenschaft aufgehoben wurde, denn „die Luft machte frei" und der Leibeigene, der sich in der Stadt niedergelassen, blieb frei, wenn er nicht binnen Jahr und Tag von seinem Herrn abgefordert wurde. Besonders gut waren die Städte daran, welche auf geistlichem Grunde lagen; bald gelang es, sie auch dem weltlichen Grafengericht zu entziehen, denn die Geistlichen sorgten gut für die Ihrigen, und bewährten das Sprichwort: „Unter dem Krummstabe ist gut wohnen!" Sowie die Städte freies Eigenthumsrecht hatten, konnten Handel und Gewerbe schwunghaft betrieben werden, und die Frucht davon, das Geld, wurde Quelle der Macht, des Einflusses, der Hebel, mit dem der Bürgerstand allmälig sich auf eine Ausnahmstellung erhob. Nicht anders damals, wie jetzt, Könige, Fürsten und Prälaten brauchten Geld, und hatten es oft nicht; die Bürger gaben ihnen Geld und tauschten dafür Rechte und Freiheiten ein, die ihnen schwerlich sonst verliehen worden wären. Die erkaufte Freiheit war darum kein minder köstliches Gut, und weil es nicht nur erworben, sondern auch, und noch lange hindurch, unter schwierigen Umständen erhalten und vermehrt werden mußte, so herrschte in dem deutschen Bürgerstande ein mannhafter und kühner Geist, der, weil mit anderer Absicht, auch in anderer Weise und allerdings in weniger poetischer Form, dem ritterlichen Geiste des kriegerischen Adels nicht nachstand, mit dem er sich übrigens auch in mancher tüchtigen Fehde messen mußte. Erst mehrere Jahrhunderte später, als durch die thatfertige Gesinnung der Altvordern ein behagliches Daseyn errungen war, dessen Früchte ohne Kampf genossen werden konnten, versank der deutsche Bürgerstand in die faule Spießbürgerlichkeit, die dem ebenfalls entarteten Nachfolger des Ritterthumes, dem hoffärtigen Junkerthum, sich demüthig beugte, und, der verächtlichen Gesinnung nach zum Theil mit Recht, höhnisch von ihm miß-

handelt wurde. So lange aber in früheren Jahrhunderten der Bürgerstand noch emporstrebte, um die Feudalknechtschaft, wenigstens innerhalb gewisser Grenzen, von sich abzuhalten, blieb er kräftig, gesund und ehrenwerth. Nachdem die Städte das Waffenrecht erlangt hatten, bekamen sie schon etwas mehr Selbstständigkeit, weil ihr Schutz nun nicht mehr ausschließlich den sorglosen und manchmal käuflichen Söldnern des Oberherren überlassen blieb.

Aber das wichtigste und edelste Bürgerrecht, das der Selbstverwaltung, wurde nur langsam und mit Mühe erworben. Die in Beziehung auf den Erwerb frei gewordenen Bürger fühlten bald das Bedürfniß des vereinten Wirkens in gegliederter Ordnung. Leute gleicher Beschäftigung traten zusammen in Innungen (Einigungen) und wählten Zunftmeister, welche die Arbeitsordnung, das Handthieren der Meister und der Gesellen überwachten, bei der Obrigkeit die Zunft vertraten und dafür sorgten, daß ihre besondern Rechte und Gebräuche ihnen unverkümmert blieben, immer aber nur handelten nach Berathung und in Uebereinstimmung mit den Zunftgenossen. Die Zunftmeister der verschiedenen Innungen traten wiederum zusammen, um Ordnungen festzusetzen über Münze, Maaß, Gewicht, Kauf und Verkauf, und so kamen Marktordnungen zu Stande, unter welchen schon im zwölften Jahrhunderte die von Cöln, Mainz, Goslar, Magdeburg, Muster und Vorbild für andere Städte wurden. Allmälig dehnte sich diese Organisation auch auf die privatrechtlichen Verhältnisse aus und es kamen Stadtrechte zu Stande. Solche Ordnungen bedurften ursprünglich, und auch später, der Bestätigung des Oberherrn, der sich auch die oberste Gerichtsbarkeit vorbehielt, welche er durch seinen Burggrafen oder Stadtvogt ausüben ließ. Dieser nahm aber später seine Gerichtsbeisitzer oder Schöffen aus den angesehensten Geschlechtern der Bürger, und so entstand unter diesen eine Art von

Stadtadel, der auch nachher in den Reichsstädten manchmal von Kaisern bestätigt wurde. Dann wurde allmälig auch ausgewirkt, daß die Bürger selbst einen Schultheiß wählten, der vom Oberherrn der Stadt bestätigt werden mußte. Die höchste Blüthe aber erreichte das Städtewesen und mit ihm der deutsche Bürgerstand in den freien Reichsstädten. So wie die Städte Bedeutung erlangten, erregten sie Neid und Eifersucht bei den freien adeligen Herren, welche in ihnen einen Stand emporkeimen sahen, der, wiewohl Fürsten und Edelleute ihn in den Individuen als Krämervolk und Handwerksknechte verachteten, dennoch in seinen Körperschaften mit immer steigendem Erfolg von dem Druck der Feudalherren sich entband. So entstanden Fehden mit großen und kleinen Dynasten, Ueberfall und Plünderung der städtischen Waarenzüge, Gefangennehmung der Bürger, die nur gegen Lösegeld frei gegeben wurden; denn im deutschen Reich waren oft keine Mittel vorhanden, um dem Bruch des Landfriedens zuvor zu kommen, und es dauerte lange, bis man sich darüber vereinigte, den geschehenen Frevel zu bestrafen, und auch dann erhielt der Beschädigte selten Ersatz, besonders wenn es nur Bürger und Unterthanen betraf. In Beherzigung des Sprichwortes: „wenn Du Dir selbst hilfst, wird auch Gott dir helfen!" kamen die Bürger zu der Erkenntniß, die schon in ihrer inneren Organisation so viel geleistet hatte, daß was dem Einzelnen nicht gelingt, durch Vereinigung erreicht werden kann, und so entstanden die Städtebündnisse. Durch diese bewirkte man nicht nur gegenseitigen Schutz, sondern auch einen nie geahnten Umschwung des Handels. Der berühmte Hanseebund kam zu großer commerzieller und politischer Macht, hatte Flotten und Heere, mit denen er Fürsten und Völker, die seinen Entwürfen in den Weg traten, bekriegte, öffnete die Quellen des großartigsten Tauschhandels zwischen den entferntesten Völkern und war Jahrhunderte hindurch im Norden

der Vermittler zwischen den Nationen des Morgen= und Abendlandes. Wir erinnern hier nur an die spätere Blüthe und Bedeutung solcher Städte wie Köln, Augsburg, Nürnberg, Ulm und mehrerer anderer, die, wenn nicht in directen Bündnissen, so doch in nachhaltig verflochtenem Verkehr mit ihnen standen, und auf anderen Wegen dasselbe Ziel erstrebten und erreichten, wie ihre nordischen Standesgenossen. Außer dem Gewinn an Geld und Gut, an Kenntnissen, Erfahrungen und Fertigkeiten, war aber eine Frucht dieser Bestrebungen die bedeutsamste, nämlich das Bewußtseyn des Bürgerstandes, daß er durch richtige Verwendung seiner Einsicht und Kraft, durch treue Gesinnung und sittliche Würde, durch beharrliches Streben nicht nur für sich individuel und seine Familie, sondern auch für seinen Stand, allmälig aber nachhaltig eine Stellung im Staatsleben einnehmen kann, die nach oben und nach unten vermittelnd und bestimmend werden muß. Den Standpunkt, von dem aus ein solcher Einfluß hätte möglich werden können, büßte leider der deutsche Bürgerstand ein durch Unbill der Zeitläufe, durch Verlegung des Handelzugs, den Deutschland vermittelte, nach Entdeckung des Seeweges nach Indien, durch Ausschließung Deutschlands von den Weltmeeren, indem es duldete, daß fremde Mäkler sich an den Mündungen seiner Flüsse festsetzten und seinen Handel erstickten, durch die schrecklichen Religionskriege und ihre trostlose Folgen; immerhin aber verdanken wir das Maaß der Freiheit und das Gleichgewicht zwischen Ansprüchen und Leistungen, welches uns geworden, dem Zustandekommen eines Bürgerstandes, der, wenn auch zurückgedrängt von dem Pfade, auf dem er einst Macht und Ruhm erwarb, doch nicht so sinken konnte, daß er alle Geltung verlor, und immer noch, wenn auch in untergeordneter Weise, berücksichtigt werden mußte. Adel und Geistlichkeit hatten allein einen vorwiegenden Einfluß, waren allein Vertreter und vertreten auf Reichs= und Landtagen.

Der Bürgerstand konnte sich nur passiv vertheidigen, nur mit Mühe die Organisation seines inneren Bestandes erhalten, durch welche er zwar ein bürgerliches, aber kein politisches Daseyn hatte. Der Bauernstand blieb nach wie vor leibeigen, frohnpflichtig, der Scholle zugeschrieben, und als er im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts sich verzweiflungsvoll gegen seine Dränger erhob, mußte das Uebermaaß seiner Forderungen, die Grausamkeit seines Verfahrens, Alle gegen ihn vereinigen, und als er überwältigt war, versank er wieder in Knechtschaft, die, weil etwas milder, um so dauernder, um so schwerer abzuschütteln wurde.

Die Reformation erregte eine große Bewegung, wie in der ganzen Welt, so vornehmlich in Deutschland, wo sie zwar nach vielen und heillosen Kämpfen zu einem politischen Abkommen gelangte, dagegen überließ sie den kommenden Geschlechtern die geistige Frage ungelöst, wie sie es noch ist. Wir haben es hier nicht mit dem historischen Verlauf der Reformation zu thun, sondern mit der durch sie bewirkten Gestaltung des deutschen Gesellschaftslebens, und fassen daher dieses auf, wie es sich nach dem letzten erschöpfenden Kampfe des dreißigjährigen Krieges gestaltete. In diesem verheerenden Bürgerkriege, denn das war er, in welchem bald die Religion nur das Banner der Politik wurde, war Deutschland durchfurcht und zerrissen worden von fremden Intriguen wie von fremden Heeren. Allerdings erlangten die Protestanten überall in Deutschland, mit Ausnahme der Oestreichischen Erbstaaten, völlige Glaubensfreiheit und politische Gleichheit bei Reichsangelegenheiten und bei Reichsgerichten, aber bei dem Westphälischen Frieden zeigte es sich, wie tief Deutschland sich erniedrigen, und welche Demüthigungen es sich von fremden Mächten gefallen lassen mußte, denn nicht nur mußte die Unabhängigkeit der Schweiz und der Niederlande anerkannt werden, sondern Frankreich und Schweden nahmen und behiel-

ten deutsche Provinzen. Frankreich besonders aber behielt auch im Gedächtnisse die gewonnene Erfahrung, daß nicht sowohl die religiöse Aufregung des Volkes, sondern vielmehr die Opposition der fürstlichen Souveränitäten gegen das Kaiserthum den dreißigjährigen Krieg herbeigeführt hatte, daß diese oppositionelle Neigung noch bestand, und daß man sich ihrer bedienen könne, um eine Spaltung im deutschen Staatskörper zu erhalten; eine Lehre, die bekanntlich Ludwig XIV. trefflich zu nützen wußte. Von hier an war es vornehmlich, daß das eigenthümliche Nationalbewußtseyn der Deutschen, von den Höfen, dem Adel und Allen, die es diesen nachthun wollten, verläugnet und in den Hintergrund gedrängt, erschlaffte und eine Nachahmung des Fremden sich einschlich, welche in einem solche Grade den Deutschen das Selbstvertrauen und die selbsteigene Haltung raubte, daß man bei aller Zersplitterung der Ansichten nur darin allgemein übereinstimmte, daß eine gute Erziehung sich nur in undeutscher Weise kund geben könne.

Große und kleine Höfe in Deutschland suchten, so weit es nur irgend anging, sich von der Reichsgewalt zu entbinden, pochten auf ihre Souveränität, und umgaben sich mit einem abhängigen Hof- und Dienstadel. Seitdem Ludwig der Vierzehnte in Frankreich das verderbliche Beispiel aufgestellt hatte, daß die Majestät des Herrschers sich in prunkvoller Abgeschiedenheit kund geben und durch einen Troß von Höflingen und Dienern sich vor aller Berührung mit dem gemeinen Manne schützen müsse, gab es bald in Deutschland keinen Serenissimus, der nicht große Hofämter, Kammerherren, Reit- und Jagdjunker, Haustruppen, Leibdiener und adelige oder geadelte Maitressen hatte. Der Deutsche Adel, der in früheren Jahrhunderten großartige Persönlichkeiten und ruhmwürdige Gesinnung aufweisen konnte, die sich tüchtig und standhaft bewährt hatten auf den Schlachtfeldern wie im Rathe des

Reichs, des Volkes und der Fürsten, büßte seine Stellung ein, als er den öffentlichen Boden verlor, und sich nunmehr nur auf dem künstlich abgeschlossenen und vor allem Anhauch eines frischen Volkslebens eifersüchtig gehüteten Hofboden geltend machen konnte. Denn wie auf dem spiegelblank gebohnten Estrich der Hofsäle ein Ungeübter leicht ausgleitet, und dabei sonst ein körperlich gewandter Mann seyn kann, oder doch sich beengt und gedrückt fühlt, weil er alle Aufmerksamkeit darauf verwenden muß, um auf den Beinen zu bleiben, so wird der nur an solche Glätte gewöhnte Fuß leicht in Gottes freier Natur stolpern. Freilich ließ sich der reiche unabhängige Adel, in dem noch das Bewußtseyn seiner Würde lebendig war, nicht sogleich von den Höfen bethören, um dort in dem edelgebornen Dienerschwarm nivellirt zu werden. Allmälig aber gelang auch das, denn bald gab es jüngere Söhne und Fräulein ohne Mitgift, Vettern, Basen und Muhmen zu versorgen, und nur durch das Gesinde gelangte man zum Herrn. Das immer künstlicher geflochtene Verwaltungswesen umspann auch den bevorrechteten Grundbesitzer mit seinem Netze, die Beamten waren mehr oder weniger Geschöpfe der Hofgunst, und nur am Hofe konnte man Schutz finden gegen ihre Plackereien, die sie ungestraft üben konnten gegen Solche, die am Hofe keinen Halt hatten, oder gar ihm Trotz bieten wollten. Bald aber konnte der Edelmann auch nur durch das Vorzimmer des Landesherrn in das Heer kommen, nur Krieger werden, wenn er auch Höfling seyn wollte.

Wenn aber so die Fürsten den Adel verdarben, die freien Genossen eines unabhängigen Standes zu ihren Dienern herabwürdigten, so lernte der Hofadel bald die Kunst, dem fürstlichen Herrn Fesseln anzulegen, die, weil man sie nicht sehen und greifen konnte, darum nicht weniger fühlbar waren. Der kleine Adel hob sich durch den Hofdienst zu einer Geltung, die er auf anderem Wege nicht so leicht würde er-

langt haben. Er wußte es dahin zu bringen, daß Ritterbürtigkeit einen Rechtsanspruch auf Hoffähigkeit gewährte, daß sie Bedingung wurde zu bevorzugtem Grundbesitz, daß sie unerläßlich wurde zur Bekleidung aller wichtigen und einflußreichen Staatsämter, von denen die Besetzung aller anderen abhing, daß nur Adelige Offiziersstellen bekommen konnten in den stehenden Heeren, deren Errichtung Ludwig XIV. ganz Europa aufgenöthigt hatte. Der Adel begnügte sich also keineswegs mit dem Flitterglanze des Hoflebens, sondern er umklammerte die ganze Staatsleitung und nöthigte, mittelbar oder unmittelbar, auf Umwegen oder manchmal geradezu den Landesherrn, seine Regierung zu führen, nicht vom allgemeinen Gesichtspunkte des Gemeinwohls aus, sondern vorzüglich dabei Bedacht zu nehmen auf den Vortheil einer Klasse von Unterthanen, die von der Geburt an ihn umstanden, ihm ihren Lebensodem einhauchten, ihm nicht sowohl landesväterliche als adelige Gesinnung einflößten, alles Bürgerliche von ihm abhielten als gering, seiner erhabenen Stellung unwürdig, dem höchstens ein Verdienst in der Unterordnung zugeschrieben werden könne, in welcher es das Fußgestell bilde zu der Sphäre, in welcher der Fürst sich bewegen und walten solle, und aus der er nicht heraustreten könne ohne sich etwas zu vergeben und ohne von der Majestät zu verlieren, deren Glanz die Sonne sey, um welche das ganze Staatssystem gravitiren müsse. Zuverläßig kann der Adel ein höchst ehrenwerther Stand seyn und seinem Lande höchst ersprießliche Dienste leisten; gewiß können die Tugenden seiner Vorfahren in ihm fortleben, wenn er sie sondert von dem unvermeidlichen Erbtheile der Schwächen, Mängel und überlieferten Standesvortheile. Dann wird er streng sichten und wählen unter den Seinigen, nicht die geborne Untüchtigkeit, sondern die geborne und ausgebildete Fähigkeit voranstellen, wird auf Ehre, Zucht und Sitte halten, auf unnachläßiges Streben, um hinter kei-

nem wahren Fortschritte zurückzubleiben, sondern darum an die Spitze zu kommen, weil er voran ist im Wissen, Einsicht und Verständnisse der Zeit und des Lebens; dann mag und kann er vielleicht um so mehr Gutes wirken und fördern, als seine Geburt ihm die Erwerbung solcher Vorzüge leichter macht als den meisten andern Staatsangehörigen, aber nur um diesen Preis kann er auf die Dauer eine bevorzugte Stellung behaupten, denn das alte Wort wird sich immer mehr und mehr bewähren: noblesse oblige — der Adel verpflichtet — wenigstens dazu, keinem andern Stande nachzustehen. Der deutsche Adel im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, mit geringen und jedenfalls nur individuellen Ausnahmen, besonders der Hofadel, hielt sich jedoch nicht in solcher Weise verpflichtet, sondern betrachtete vielmehr alle andern Staatsbürger als dazu verpflichtet, seine angeborne Bevorzugung ohne alle Beurtheilung anzunehmen und fortbestehen zu lassen. Allerdings verfeinerte sich der Ton an den deutschen Höfen, seitdem man den französischen zum Muster und Vorbild genommen. Die Sitten des Adels wurden glatter und abgeschliffener, brutale Völlerei und Trunksucht verschwanden allmälig. Die französische Bildung vollzog indessen an dem deutschen hoffähigen Adel in der Regel nur eine formelle Dressur, welcher Sprach- und Tanzmeister mit dem Vademecum des Hofceremoniells die Haltung gaben, die wenig mehr Inhalt hatte als die militärische Dressur; denn damals fiel es, wenigstens in Friedenszeiten, den Offizieren selten ein, nach dem taktischen Ziel der Bewegungen zu forschen, welche sie den Soldaten einprügeln ließen. Nach einer viel milderen Methode allerdings, aber mit pedantischer Strenge wurden die adeligen Junker und Fräulein eingeschult, um am Hofe mit dem vorgeschriebenen Anstande zu erscheinen, jeden Tritt und Schritt zu zählen, nach genau berechneter Abstufung Grüße zu ertheilen und zu empfangen, immer aber um den allerhöchsten Herr-

schaften unbedingte Unterwürfigkeit und demuthsvollste Hingebung zu erweisen als den von Gott dazu erkorenen Personen, von denen allein alle Gunst und Gnade ausgehen und erwartet werden könne. Freilich brachte französische Bildung nicht häufig französischen Geist hervor und noch weniger die geschmeidige Gewandtheit, mit welcher die Franzosen verstanden haben, den steifen Formen so viel thunlich Geist, jedenfalls aber Grazie zu verleihen, und manche deutsche Höfe waren wahre Karikaturbilder des oft schlecht gelungenen Bemühens, unter angelernten Formen eine angeborne Gothische Schwerfälligkeit zu verbergen, zum größten Ergötzen der Franzosen, wenn deutsche Adelige in Versailles erschienen, oder wenn sie Gelegenheit hatten, in Deutschland ihre Nachahmer zu beobachten; ein Schicksal übrigens, dem schwerlich Jemand entgeht, der sich in ein fremdes, seiner Natur widerstrebendes Modell hineinzwängt. Es gab in Deutschland viele Spielarten von Höfen, wie sie in solcher Abwechslung in einem Lande zumal schwerlich jemals vorgekommen sind, noch je wieder vorkommen werden, denn in unsern Zeiten sind die Höfe ziemlich über eine Form geschlagen mit geringen Abweichungen, hauptsächlich nur an denen, bei welchen ältere Ueberlieferungen zum Theil noch aufrecht geblieben sind, oder wo hervortretende Persönlichkeiten den bestehenden Gebräuchen zeitweise ein eigenes Gepräge aufdrücken. Damals aber gab es in Deutschland weltliche und geistliche Höfe, und nicht nur diese Gattungen, sondern auch die fürstlichen Familienverbindungen, Stammursprung, Religionsbekenntniß, gaben fast jedem einen besondern Ton und Anstrich. Wer an den Höfen des Kaisers, des Königs, der katholischen und protestantischen Churfürsten, der Herzöge, Reichsfürsten und Grafen, der Fürst- und Erz-Bischöfe, der gefürsteten Aebte und Aebtissen, wie anderer geistlichen Würdeträger und Stifte, die, wenn fürstliche Personen ihnen vorstanden, mehr oder weniger Hofhaltungen auf-

weisen konnten — wer an allen diesen Hoflagern, bei denen verschiedenartige und oft sich widersprechende und bekämpfende Ansichten herrschten, sich gleich gut zurechtzufinden und ohne Anstoß anzupassen verstand, mußte ein guter Beobachter und ein durchtriebener Höfling mit einer wahren Proteusnatur seyn, ja die blos formelle Kenntniß der bestehenden und oft wunderlich sich durchkreuzenden Verhältnisse und Gebräuche bildete ein wahres Studium, das dem, der es inne hatte und es praktisch zu verwenden wußte, eine bedeutende Reputation gab, so daß solche Hofkenner bei wichtigen Anläßen, bei Familienverbindungen und Gesandtschaften zu Rathe gezogen und ausgezeichnet wurden. In einem Punkte aber stimmten alle Höfe, die großen wie die kleinen überein, nämlich in der Abgeschiedenheit, worin sie verharrten und sich abwandten von allen Individuen, die nicht zu ihrer Kaste gehörten, mochten diese auch noch so ausgezeichnet und tüchtig seyn. Es versteht sich von selbst, daß die französische Bildung des Hofadels ihr Gutes mit sich brachte und daß aufgeweckte Köpfe auf diesem Wege zu einem hohen Grade von geistiger Bildung gelangten, wiewohl sie dadurch ihrer Nation entfremdet wurden. Ein Theil des deutschen Adels, dessen Stellung und Verhältnisse ihm Anspruch und Anwartschaft auf Staatsämter gaben, lag den wissenschaftlichen und universitarischen Studien ob und oft mit dem glücklichsten Erfolg, aber auch hier in gesonderter Weise, gewöhnlich unter Leitung eines Hofmeisters, und wie in den öffentlichen Vorlesungen auf einer Grafenbank, so auch im Leben behutsam von den bürgerlichen Mitstudirenden getrennt. Der deutsche Adel kann manche ausgezeichnete Staatsmänner und Heerführer aufweisen, die damals wie in den neuesten Zeiten, ihren Höfen und auch dem Vaterlande im Rathe wie auf dem Schlachtfelde rühmlichst gedient haben, aber auch eine übergroße Menge von Solchen, die keine andere Berechtigung zu den ihnen anvertrauten wichtigen Aem-

tern hatten, als die der Geburt, was eine ganz natürliche und nicht abzuwehrende Folge war von einem öffentlichen Zustande, in welchem man zum Vortheil eines Standes die andern Stände so zu sagen verläugnete, oder doch nur von einer gewissen Stufe abwärts ihnen Geltung einräumte ohne Rücksicht darauf, in wie ferne sie durch angeborne Fähigkeit und erworbene Tüchtigkeit sich den bevorzugten mitberechtigt machten. Die einzelnen Ausnahmen waren äußerst selten; wenn man das bürgerliche Genie verwenden wollte, so mußte es geadelt werden.

Die deutsche katholische Geistlichkeit war in ihren körperschaftlichen Verhältnissen oft mit dem Adel gleichberechtigt, so wie auch viele Edelleute Geistliche waren. Immer war die katholische Geistlichkeit größtentheils von den Regierungen ziemlich unabhängig. Die protestantische Geistlichkeit dagegen bestand fast ohne Ausnahme in Deutschland aus bürgerlichen, und war in ihrem Consistorial-Verhältniß mittelbar von den Regierungen abhängig, welche die oberste Kirchengewalt hatten; die einzelnen Pfarrer waren außerdem noch von den adeligen Kirchenpatronen abhängig. Die Reformation hat in Deutschland einen verbesserten Volksunterricht verbreitet, wissenschaftliche Bestrebungen allgemeiner gemacht und ihnen durch immer freiere Forschung einen Aufschwung gegeben, der von der größten Bedeutung wurde, und es in unserm Jahrhundert noch mehr werden sollte. Die protestantische Geistlichkeit befleißigte sich einer großen Gelehrsamkeit, die aber bald in ein scholastisches Formelwerk ausartete, die volksthümliche Wärme schwand und wurde schlecht ersetzt durch gelehrte Streitfertigkeit. Protestantische Theologen zankten sich um Lehrsätze, die weit ablagen von dem Verständnisse des Volkes, zum Theil an sich Unbegreifliches aufstellten, und lange Zeit tönten die Kanzeln wieder von Schmähungen der für und wider Partei greifenden Geistlichen. Dieser unfruchtbaren Systemgelehrsam-

keit und der daraus folgenden Schlaffheit und Gleichgültigkeit der protestantischen Kirchengenossen, die Viele zur katholischen Kirche zurückgeführt hatten, namentlich im siebzehnten Jahrhunderte aus fürstlichen und gräflichen Geschlechtern, traten protestantische Geistliche und Laien entgegen, die auf ein wahres Christenthum drangen, das sich in Lehre wie im Leben wirksam ausprägen sollte, in ächt evangelischer und versöhnlicher Gesinnung wie in guten Werken, Männer wie Spener, Franke, Graf Zinzendorf, welche Richtungen einschlugen, die nachhaltig und fruchtbringend gewirkt haben, und noch wirken. Die protestantische Geistlichkeit hob sich mit der Wissenschaft, gelangte mit ihr zum Rationalismus, und damit auch zu den Zerwürfnissen, in denen wir heutzutage den Protestantismus und zum Theil das ganze religiöse Bewußtseyn der Zeit befangen sehen; denn nicht auf protestantischem Gebiete allein stehen Orthodoxie und Vernunftlehre sich sondernd gegenüber.

Unterdessen war der deutsche Bürgerstand ein ganz anderer geworden. In der Zeit vom westpfälischen Frieden bis zur französischen Revolution sehen wir diesen Stand nicht allein an Zahl und Wohlhabenheit wachsen, sondern auch allmälig eine hohe geistige Bildungsstufe einnehmen, während er zugleich in eine politische Nullität versank. Zum Bürgerstande gehörten nothwendig Alle, die nicht dem bevorzugten Adelstande, oder dem noch immer, wenn auch allmälig in milderer Weise leibeigenen oder hörigen Bauernstande einverleibt waren, und auch die, welche in immer wachsender Zahl aus den letztern zu freien Grundeigenthümern sich hinaufarbeiteten. Die eigentlichen Städtebürger, die früher in ihren Innungen und Zünften mit den freien, oder doch innerhalb oft nicht so eng gesteckten Gränzen unabhängigen Städteordnungen, eine Bedeutung gehabt, hatten diese größtentheils eingebüßt, und nur in den Reichsstädten war noch ein Nachklang dieser corporativen Geltung. Nach dem drei-

ßigjährigen Kriege wurden die Reichstorritorien immer mehr größere oder kleinere Monarchien, die in größerer Unabhängigkeit von Kaiser und Reich als zuvor, ihre Souveränetätsrechte ausübten, und vor der Polizeigewalt versank der gewerbliche Bürgerstand in das sogenannte Spießbürgerthum; er gab es auf, Standesrechte zu haben und zu üben, dachte nur an Nahrung und Verdienst, wurde Hoflieferant und bediente die gnädigsten und gnädigen Herren unter allen Bedingungen, welche diese auferlegten, wenn er nur recht viel Geld von ihnen verdiente, und das noch immer bestehende Zunftsystem wurde nur ein Mittel, um die Zunftbürger in ihrer Nahrung zu schützen, und späterhin ein Hemmschuh gegen die Vervollkommnung der Gewerbe. Durch den seit der Reformation, auch im katholischen Deutschland, wenn auch mit einer gewissen Beschränkung und in anderer Richtung, vervollkommten und allgemein verbreiteten Schulunterricht hatte gelehrte wie elementare Bildung sich in Deutschland weit verbreitet, und hauptsächlich im Bürgerstande, in dem sie auch einen Nahrungszweig bildete. Es trat hier auch eine Art von Zunftsystem ein, indem man nur die auf den Universitäten fertig gewordenen und geprüften Theologen, Juristen, Mediciner, Kameralisten u. s. w., als in ihren Fächern zur Ansübung berechtigt anerkannte. Der deutsche Gelehrtenstand ist allerdings unbegreiflich lange in dem Pedantismus der universitarischen Stubengelehrsamkeit stecken geblieben, hat ihn auf das praklische Leben übergetragen, hat mit klassischem Hochmuthe auf die herabgesehen, welche nicht klassisch gebildet, darum aber nicht Ungebildete waren, hat sich vor den Großmächtigkeiten, an die das Brodstudium ihn verwies, demüthig gekrümmt, hat oft ihre Ungebühr auf die gelehrteste und albernste Weise vertheidigt und vertreten, ist lange Zeit hindurch vollständig in das Spießbürgerthum der Gewerbsbürger verfallen mit weit weniger Entschuldi-

gungsgründen als Jene. Glücklicherweise aber konnte der Geist auf den deutschen Universitäten nicht ganz erdrückt werden von der Reaction der brodgelehrten Masse, immer blieb dort, üppiger oder sparsamer fließend, ein Lebensquell offen, immer fanden sich dort ausgezeichnete Männer, bisweilen viele, immer einige, welche die Würde der Wissenschaft und der freien Forschung erkannten, übten und verbreiteten, und die Saat, welche sie säeten, ist nicht fruchtlos geblieben, wenn sie auch lange dazu brauchte. Lange Zeit hindurch konnten allerdings Fremde spöttelnd die Deutschen ein Bücher machendes und lesendes, Abgaben zahlendes und Alles beim Alten lassendes Volk nennen. Schon Luther hatte gesagt: „Wenn Gott dem deutschen Lande gern wollte gnädig seyn, so lassen wir es nicht geschehen.“ Aber doch kamen allmälig die Elemente zusammen, aus denen ein sociales Leben in den höheren Bürgerklassen sich bilden konnte, das von Geistesrichtungen durchströmt wurde, wie die Zeiten sie veranlaßten, und eine öffentliche Meinung erzeugte, die auch in der Presse Vertreter fand, die zwar am häufigsten schüchtern und auf vielen Umwegen sich aussprachen, manchmal aber auch kühn und unumwunden, wie man aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert manche Beispiele dafür anführen kann. Während mit dem Zeitungswesen im Ganzen strenge Aufsicht geführt wurde, so half die Rivalität der Reichsstände unter sich oft dazu, daß die Wahrheit an den Tag kommen und unverhüllt gesagt werden konnte. Dagegen wurde mit den Werken rein wissenschaftlichen Inhalts weit weniger streng verfahren. Man betrachtete sie als Theorien, die keine praktische Anwendung suchen, und verließ sich auf die Ungeschicklichkeit und Ungeneigtheit der Deutschen, Ideen ins wirkliche Leben einzuführen; darum vorzüglich gestattete wohl der Beamtenadel den Gelehrten solche ideologische Schachspiele, bei denen der Gewinner, ihrer Ansicht nach, doch weiter nichts

gewinneu könne, als die Parthie. Aber die Deutschen gewannen doch dabei, langsam zwar und vorläufig nur eine, erst theilweise dann immer vollständigere, Kenntniß des gesammten Reichs- und Staats-Elends. Tüchtige und wahrhafte Staatsrechtslehrer sagten klar und offen, wie es seyn sollte und worauf man Anspruch machen konnte, nicht nur dem natürlichen Rechte, sondern auch den bestehenden Verträgen nach, wenn diese nämlich redlich und gewissenhaft zu Vollzug kämen, und das Volk bekam Kunde davon, was ihm vorenthalten wurde, weshalb und durch wen. Das war freilich immer nur ein Wissen, aber es erzeugte eine oppositionelle Richtung der öffentlichen Meinung, eine Abneigung gegen das Bestehende, wiewohl man daran verzweifelte, es ändern zu können, und die Individuen immer noch nicht begriffen, daß die stillschweigende oder doch nur für sich ausgesprochene Uebereinstimmung der Einzelnen noch keine Einigung ist, und daß man gegen corporative Anmaßung nur durch Vereinigung aufkommen kann. Man sah, beschrieb, lobte und bewunderte, was in Holland und England geschehen und erreicht war in derselben Weise, wie man das freie Volksleben der Griechen und Römer lobte und bewunderte, als unerreichbare Beispiele, zu deren Nachahmung im deutschen Reiche Niemand Vorkehrung zu treffen wußte, weil er nicht wußte, wer ihm dabei helfen mochte. Man gab und gewährte, was die Höfe und die Bevorrechteten verbrauchten und forderten, aber man beklagte sich über Willkür und Mißachtung, über den unverschämten Luxus — in dem oft fürstliche Sittenlosigkeit prunkte, man war gekränkt und entrüstet über die vornehme Absonderung des Adels, der mehr Mühe darauf verwendete, schlecht Französisch als richtig Deutsch zu sprechen, und diejenigen verachtete, oder doch sorgfältig mied, welche sich einer hof- und stiftfähigen Herkunft nicht rühmen konnten. Unglaubliches wirkte zur Hebung der Gesinnung und des deutschen

Bewußtseyns die Erscheinung Friedrich des Großen. Er war wie der Stern einer neuen Zeit, der die alte lichtete und zu dem man hinaufblickte mit der Ahnung einer geänderten Zukunft. Geboren am Thron, hatte er alle Unbill eines willkürlichen Eigenwillens erfahren, wie der geringsten Unterthanen Einer. Aufgewachsen in einer Umgebung, in welcher wissenschaftliche Bildung als unnütz für das praktische Leben mißachtet wurde, hatte er sie erworben durch eigene Anstrengung, in eigener Weise, und vielleicht grade darum, weil ihm keine Ansicht aufgezwungen werden sollte, durchbrach sein Genie alle Schranken des Vorurtheils und schöpfte unverfälscht aus dem Born der Erkenntniß, nur den Täuschungen unterworfen, die vom geistigen Streben der Menschen unzertrennlich sind. Das war so zu sagen eine rein bürgerliche Selbsterziehung eines Königs. Und als er die Krone geerbt hatte, mußte er sie erkämpfen, und er eroberte sie gerade von denen, welche die königliche Würde seines Hauses und den Geist, von dem er persönlich beseelt war, als eine gefährliche Neuerung im deutschen Reich betrachteten, die man demüthigen und der herkömmlichen Beschränkung unterwerfen müsse. Ein deutscher Fürst, kenntnißreich, aufgeklärt, der erste Heerführer und Staatsmann seiner Zeit, der die Welt mit seinem Ruhm erfüllte, der von seinem Adel Arbeit und Tüchtigkeit forderte, Alle darin übertraf, ein Freund des Bürgers war, der es laut sagte und bewährte: „die Könige sind der Völker wegen da und darauf beruht ihr göttliches Recht," der meinte: „es ist nicht nöthig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich wirke!" Dieser große Mann, furchtlos auf dem Felde der Erkenntniß wie auf dem der blutigen Schlachten, der nur den geistigen Tod fürchtete und das Leben nur als That begriff, er war an und für sich ein unermeßlicher Fortschritt, der die ganze Nation auf eine höhere Stufe schwang, auf der sie zwar noch die größte Demüthigung erfahren sollte, aber doch Spannkraft

genug bekommen hatte, um sich zu rechter Zeit ermannen zu können. Während des siebenjährigen Krieges wurde J. J. Rousseau's „Gesellschaftsvertrag" (contrat social) in Deutschland bekannt und brachte eine große Wirkung hervor. Deutschland war nun einmal nicht sowohl ein vielgliedriges, als vielmehr ein an allen Gliedern gebrochenes Reich, das von Außen her angeregt werden mußte, um elektrisch belebt zu werden. Daß das von Frankreich aus geschah, hatte freilich sein Bedenkliches und brachte bittere Früchte, aber die Bewegung kam eben von daher, wo sie war, und hätte nur abgewiesen werden können durch eine eigene Nationalbewegung, und dazu gebrach es an innerer Kraft, welche erdrückt wurde von einer Reichsverfassung, die, nachdem ihre Einigungsmacht gebrochen war, nur noch die Theile trennte, welche ohne einen gemeinsamen Mittelpunkt ein Sonderleben führen mußten; gemeinsam war nur die Anerkennung des Uebels und die Rathlosigkeit über Abhülfe. Die Bildung des achtzehnten Jahrhunderts ging in ihrer praktischen Anwendung hauptsächlich aus auf Enttäuschung, die man Aufklärung nannte. Eine Menge Formen in der Kirche, im Staat, im Leben, hatten Befugnisse ausgeübt, die ihnen nur zukamen, wenn die Wahrheit, in der allein sie Berechtigung hatten, wirklich in ihnen enthalten sey. Man forschte und zerlegte und kam oft zu dem Ergebniß, daß man sich bisher getäuscht, daß die Formen häufig hohl seyen, daß der Geist aus ihnen geschwunden oder ein falscher Geist durch sie wirkte zum Vortheil Einiger und zum Schaden der Meisten, und man wurde darüber aufgeklärt, daß den untergeschobenen Befugnissen nicht Folgeleistung gebühre. Weil aber die Untersuchung, welche das achtzehnte Jahrhundert verhängte über alle Zustände und Verhältnisse an den Tag gebracht hatte, daß man im heiligen Vertrauen und im guten Glauben arg getäuscht und betrogen worden war, so führte Argwohn und Mißtrauen im Unmuthe

der bitteren Enttäuschung zum Zweifel und Unglaube gerade darum, weil diejenigen, welche Glauben und Vertrauen wahren sollten, nur die Formen davon erhielten, während der wesentliche Inhalt ihnen abhanden gekommen war. So brach die Revolution in Frankreich aus und zertrümmerte das alte Reich, den alten Glauben und die alte Sitte; da aber das nur geschah nachdem man die Grundlage der gläubigen Sittlichkeit zerstört hatte, so fand das Neue nur einen unterwühlten Boden und das alte Mißtrauen. Wiewohl in Deutschland auch Glaube und Vertrauen mächtig erschüttert wurden, so waren sie doch nicht im Volksbewußtseyn ausgerottet worden; aufgeklärte Regierungen hatten Zugeständnisse gemacht, den Weg der Reform beschritten, durch Bethätigung eines guten Willens, der Zeit gerecht zu werden, den ärgsten Unmuth beschwichtigt, und als die französische Revolution in Deutschland einbrach, war sie eine militärische Dictatur geworden, die Unterwerfung forderte und keine Sympathie im Volke erweckte, das sie in ihrer Entartung, in ihrer Ruhm- und Ländergier, in ihrer Erpressung und Anmaßung kennen lernte und sie zurückwies als ein Bedrängniß, das noch größer war als das Uebel, von dem es befreit werden sollte. Man kann sagen, daß die Gestalt, in welcher die französische Revolution nach Deutschland kam, eine Revolution in Deutschland verhinderte. So stürmte zwar die Revolution über Deutschland hinweg, aber ohne in seinen Schooß zu dringen, verheerte es, nahm Blut und Geld von ihm, zertrümmerte das Reich, gestaltete seine politische Oberfläche bis zur Unkenntlichkeit um, verführte aber auch nur oberflächlich und ließ den Kern des Volkes unberührt. So ist zwar wesentlich durch den Einfluß der Revolution die Lage der äußeren und inneren Zustände eine ganz andere geworden in Deutschland, aber ohne daß es revolutionirt wurde. Als es nach langem Druck sich ermannte und erhob, so war es nicht gegen seine Regierungen, sondern gegen seine Feinde. Es

bewältigte sie und erkämpfte seine Unabhängigkeit von fremdem Einflusse. An diesem Kampfe nahmen in Deutschland Alle ruhmwürdigen Antheil; Fürsten und Adel, Bürger und Volk setzten Alles ein für das Vaterland ohne Rücksicht und ohne Rückhalt. So waren die Deutschen, zum erstenmal seit Jahrhunderten, von einer gemeinsamen Idee ergriffen, in einer großen That vereinigt worden. Als die siegreichen Heere nach Deutschland zurückkehrten, fanden sie, daß man bereits über ihren Sieg verfügt hatte. Diese Verfügung entsprach nicht den gehegten Hoffnungen und Erwartungen; die so großartig in einem Gesammtstreben vereinigt gewesen, sahen sich kleinlich und aus kleinlichen Rücksichten getheilt und getrennt, es war nicht das alte Reich, aber ein neuer Bund mit alten Reichsideen, die zwar den alten Boden nicht wieder fanden, aber sich verbündeten gegen den neuen Geist, dem sie den Sieg bestritten. Man hatte nicht umsonst gerechnet auf das Bedürfniß des Friedens und der Ruhe nach so unerhörten Anstrengungen und man konnte es benützen, um die Unzufriedenheit zurückzuweisen, die in der Presse sich Bahn brechen wollte zu einem gemeinsamen Verständniß. Hierüber waren die deutschen Fürsten, wenn auch mit verschiedenen Modifikationen, im Ganzen einig, und sind es noch, aber dies Verständniß hat sich doch gefunden, langsamer zwar und auf Umwegen, aber doch so weit, daß es in der Folge nicht umsonst nach Geltung streben wird. Obschon in Deutschland einige Regierungen nach ganz anderen Grundsätzen verfuhren, als die übrigen, so haben doch alle mehr oder weniger sich dem Fortschritt zugewendet; wenn auch mit beschränkendem Vorbehalte, nirgends haben die rückdrängenden Bestrebungen vollkommene Oberhand gewonnen, wenn sie auch hie und da einiger Richtungen sich bemächtigen konnten. Heutzutage befördert der materielle Fortschritt auch den geistigen, denn der Geist ist es, der die Technik entwickelt, und die Taktik des

Friedens wie des Krieges kann nur geübt werden vom geistigen Standpunkte aus. Die Regierungen, welche Anleihen erheben, die verzinnst und bezahlt werden sollen, Verbindungswege eröffnen auf Eisenbahnen und mit Dampfschiffen, durch elektrische Telegraphlinien und Herabsetzung der Brieftaxe, wollen zuverläßig nicht den Fortschritt hemmen, eilen aber auch dem Punkte entgegen, von wo an sie es nicht mehr können, wenn sie auch wollten. Wenn dieser Weg zweifelsohne betreten worden ist, um Herr einer Bewegung zu bleiben, die unaufhaltsam werden muß, so liegt auch hierin die thatsächliche Anerkennung, daß der öffentliche Geist in Deutschland in solchem Voranschreiten begriffen ist, daß seine Berechtigung fortan nicht mehr geläugnet werden kann, wie man sich auch auf diesem Wege die Mittel erwerben will, ihm eine Richtung zu geben, die allen Interessen entsprechen kann. In der geistigen Bewegung Deutschlands haben die religiösen Fragen sich in die vorderste Reihe gedrängt; wie sie das Höchste vertreten, so werden sie auch mit dem lebhaftesten Eifer verhandelt, und bringen eine Spannung der Gemüther hervor, welche Besorgniß erregen muß, indem jede Parthei glaubt, Alles für ihre Sache fordern zu müssen, welche nur die Gottes sey, Verständigung und Duldsamkeit vielfach als Schwäche und Gleichgültigkeit bezeichnet, und volle Freiheit für religiöse Entwicklung häufig nur gefordert wird, damit Jeder in seinem Kreise das Aeußerste unbehindert verfügen kann. Der strenge Kirchenglaube in den verschiedenen Bekenntnissen setzt das Göttliche als etwas über den Wegen des Menschengeistes Erhabenes und fordert unbedingte Unterwerfung; der Vernunftglaube will prüfen und sondern, um zu glauben, was er sich verständigt hat. Diese Gegensätze waren mehr oder weniger immer da, denn nie hat ein Glaube auf der Erde geherrscht; sie widersprachen sich ihrer Natur nach, und werden es immer thun. Bemerkenswerth aber ist es, daß jetzt die Streng-

gläubigen am meisten auf unbedingte religiöse Freiheit dringen; auf diese Weise wird Jeder nur siegen in seinem Kreise, und das möge Jedem unverwehrt bleiben. Man darf auf die Hoffnung nicht verzichten, daß in Deutschland der wahre christliche Geist obsiegt, der vor Allem gerecht ist gegen Alle, und dann wird Niemand sich vermessen, die Sache Gottes mit menschlichen Waffen zu führen, denn wir sind auf dem Punkte angelangt, wo Zwang nicht zur Einheit führt, die nur durch freie Ueberzeugung erreicht werden kann.

Betrachten wir nun den gesellschaftlichen Zustand der Deutschen, wie er sich gegenwärtig darstellt, so finden wir, daß die verschiedenen Abstufungen desselben nicht mehr so schroff geschieden sind, als es ehedem der Fall war, daß die Schranken zwischen den Ständen, welche noch bestehen, immer mehr sinken vor einer Zeitrichtung, welche immer mehr zu Bestrebungen nöthigt, die nur durch Vereinigung gefördert werden können, daß die Absonderung der Individuen wie der Stände nur zur Verlassenheit und Machtlosigkeit führt, und daß auch collective Individualitäten nicht ohne Schaden und Gefahr sich von dem Gemeinwesen lossagen können. Allerdings ist in allen diesen Beziehungen nur der Anfang gemacht, aber das Begonnene wird sich ohne Zweifel schnell entwickeln, weil es von der Zeitrichtung getragen wird.

Der deutsche Adel ist nicht mehr ein in solcher Weise bevorrechteter Stand, daß er den obersten Einfluß im Staat und im Leben als ein ihm zustehendes Recht nehmen und behaupten kann. Nur an wenigen Punkten ist ihm diese Stellung geblieben, und in ganz anderer Weise, und mit geringer Aussicht auf Dauer. Er übt noch Einfluß durch Vertreter in höheren Staatsämtern, aber diese müssen sich durch Tüchtigkeit befähigen, um sich erhalten zu können. An den Höfen allerdings bildet der Adel allein die Gesellschaft und diese hat die alte Ausschließlichkeit beibehalten. Aber die Höfe haben nicht

mehr die alte Bedeutung; der Hof muß der Regierung weichen und bildet nur den Hausstand des Fürsten; die Hofherren, wie sehr sie auch durch Rang und Gunst ausgezeichnet werden, sind nur ihre Hausbeamte. Der adelige Grundbesitz hat fast in ganz Deutschland nur wenige Rechte vor dem bürgerlichen voraus; die Steuerfreiheit besteht nicht mehr, nur in wenigen Bereichen ist der Adel von einigen Abgaben befreit; Gülten und Frohnen können abgelöst werden, wo sie noch bestehen; adelige Gerichtsbarkeit kann nur ausgeübt werden unter Beaufsichtigung von Staatsbeamten, sie ist meistens mehr zur Last als zum Vortheil, und wird gerne dem Staat überlassen. Der Adel hat alle die Sinecuren eingebüßt, die sonst ausschließlich diesem Stande zur Versorgung von jüngern Söhnen zu Gebote standen. Wenn der Adel nun auch an den Höfen ein Sonderleben führt, so hat er aber Gelegenheit genug, wahrzunehmen, daß dieser Kreis ihm immer geringeren Ersatz bietet, wenn er sich dem allgemeinen bürgelichen Verkehr entfremdet. In politischen Bestrebungen findet er sich überall angewiesen auf Theilnahme mit Bürgerlichen; selbst in konstitutionellen Ländern bestehen die ersten Kammern nicht ausschließlich aus Standesherrn, sondern die Regierung ernennt lebenslängliche Mitglieder, welche oft bürgerliche Staatsbeamte sind; unter den Abgeordneten aber sind die Edelleute immer in der Minderzahl. Will der Adel, was er immer mehr muß, sich bei Geschäftsunternehmungen betheiligen, so kann er das nur auf rein bürgerliche Weise thun, ohne daß sein Stand ihm irgend einen Vorzug dabei gewährt. Alle Bestrebungen der Zeit weisen darauf hin, daß der Adel nirgends ausgeschlossen werden soll, als wo er sich selbst ausschließt, daß aber auch nirgends ein höheres Anrecht für ihn in Aussicht steht, als er bereits hat. In dem allergrößten Theile von Deutschland hat der Adel nur Ehrenrechte, die eigentlich nur an den Höfen mit voller Geltung ausgeübt

werden können. Außerhalb dieses Kreises ist die Beachtung, die der Adel findet, ein freiwilliges Zugeständniß. Er übt immer noch in geselliger Beziehung einen großen Einfluß. Die Höfe werden noch immer betrachtet als Vorbild und Schule des feinen geselligen Tones, des guten Anstands, des sicheren und leichten Benehmens, und da der Adel die Höfe bevölkert, viele Haupt- und alle Nebenrollen auf dieser Schaubühne ihm zufallen müssen, so wird er angesehen als geübt und bewandert in allen den Künsten und Vortheilen, durch welche das gesellige Leben Glanz, Zierlichkeit, feinen Zuschnitt und rücksichtsvolle Zartheit bekommt. Im Betreff dieser Eigenschaften ist die Annahme wohl auch im Ganzen richtig, jedenfalls hat der Adel das Vorurtheil für sich, und findet außerhalb des Hofes dankbare Zuschauer und Nachahmer. Das ist aber kein geringer Vortheil, den der Adel mit Erfolg ausbeuten kann, wenn er einsichtsvoll genug ist, um die Zukunft richtig zu beurtheilen, und klug genug, um seine Stellung in der Gegenwart zu benutzen, um sich fernerhin ein Ansehen zu erhalten, das ihm die Brücke werden kann zu einer Geltung, die in der Abgeschiedenheit allmälig absterben muß, wenn sie nicht Wurzel hat in dem bürgerlichen Leben. Der deutsche Adel schreitet in wahrer Lebensbildung voran, und Mehrere unter seinen Standesgenossen überzeugen sich davon, daß bloße Hofkünste am Hofe nicht einmal mehr ausreichen, und namentlich in dem hohen Adel, den Besitz und Standschaft in fortwährender Berührung mit dem allgemeinen Leben erhält, fühlt man das Bedürfniß, nicht umgangen zu werden und nicht nur am Hofe Freunde zu haben. In geselliger Beziehung ist jedoch die Stellung noch immer spröde und verlegen, und wo der gute Wille vorhanden ist, fällt er am häufigsten unwillkürlich in den entfremdenden Ton der Herablassung, der nur heranzieht, um in der näheren Zusammenstellung den Unterschied schärfer hervortreten zu lassen, als er in der Ent-

fernung gedacht wurde. Es soll zugegeben werden, daß die Aufgabe nicht leicht, daß viel Geist und Takt dazu gehört, um fremde Elemente in einem fest gebildeten und auf eigener Grundlage ruhenden Kreise zu acclimatisiren. Auf dem weit neutraleren Boden der bürgerlichen Gesellschaft kann der Versuch mit besserem Erfolge gelingen, weil hier nichts Gemachtes und Verjährtes sich findet. Hindernisse finden sich auf beiden Seiten. In der Regel huldigt die adelige Frauenwelt weit mehr als die Männer einer gesellschaftlichen Orthodoxie und kann sich weit schwieriger zurecht finden auf ungebahnten Wegen. Der bürgerliche Stolz aber ist weit mißtrauischer und verletzbarer als der des Adels. Die Vermittlung des gesellschaftlichen Verkehrs zwischen verschiedenen Ständen kann nur eine wahre innere Bildung gewähren, welche selbst eine Form schafft, die höher steht, als die blos conventionelle, die immer dahin strebt, die Eigenthümlichkeiten zu nivelliren und nur durch Unterwerfung herrschen kann. Das Bedürfniß, gemeinschaftlich zu handeln, wird die Schwierigkeiten besiegen, welche nur auf Gewohnheiten beruhen; diese aber weichen nur der Nothwendigkeit, und es wird alles darauf ankommen, wie diese sich fühlbar macht und wie bald man sie erkennt.

Der geistliche Stand strebt wieder darnach, die Stellung zu gewinnen, welche er in Deutschland hatte, ehe die Lauheit des religiösen Bewußtseyns das Bedürfniß der Kirchlichkeit schwächte. Seitdem ein fast ängstlicher Eifer nach kirchlicher Befriedigung des religiösen Gefühls erwachte, ist folgerechterweise die Bedeutung der Geistlichkeit in fortwährendem Steigen begriffen. Wenn während des vorherrschenden Indifferentismus der geistliche Stand nicht so einflußreich war als früher, nicht so beachtet wurde im äußern Leben, so ist ihm in Deutschland nie die Achtung versagt worden, und er ist geläutert hervorgetreten aus der Prüfung, die über ihn wie über die Kirche verhängt war, denn sie hat zur strengeren

Selbstprüfung geführt, und zu der Erkenntniß, daß er die Lehre beglaubigen muß durch Gottgefälligkeit des eigenen Lebens, daß sein Beispiel und seine That die Verkündigung des Wortes bestätigen muß. Die Innigkeit des religiösen Eifers hat eine religiöse Selbstthätigkeit der Gemeinden geweckt, welche das Werk der Geistlichkeit fördert und ihrem Stande eine vermehrte Bedeutung giebt. Die Propaganda und das von Jesuiten geleitete deutsche Collegium in Rom haben besonders der jüngeren katholischen Geistlichkeit Deutschlands eine unermüdliche Regsamkeit eingeflößt, welche eine fortwährende Bewegung in den Gemüthern ihrer Glaubensgenossen erhält. Diese fordert und hat an einigen Punkten in Deutschland bereitwillig erreicht die Wiedereinsetzung der katholischen Kirche mit allen ihren Anstalten, Klöstern, Wallfahrten, Missionen und Verbrüderung der Laien unter geistlicher Führung; sie fordert vollkommene Unabhängigkeit der geistlichen Erziehung von der weltlichen Behörde und will den religiösen Volksunterricht an sich ziehen; sie fordert in der That die geistliche Leitung der Gemüther in einer Weise, daß die geistige ihr nicht entstehen kann. Diese Eiferer werden Ultramontane genannt, wogegen sie versichern, nur gute Katholiken zu seyn. Sie haben in so fern in der katholischen Geistlichkeit die Oberhand gewonnen, daß der versöhnlicher gesinnte Theil derselben meist nur in der Stille wirkt, und nur in einem südwestlichen Staate Deutschlands hat ein lauter Widerspruch sich erhoben. Die katholisch-politische Polemik weissagt Deutschland gefahrvolle Spaltungen, wenn ihren Forderungen Gehör versagt werden sollte; indessen ist bei weitem noch nicht das ganze katholische Volk Deutschlands in die ultramontane Richtung gezogen worden; in dem katholischen Mittelstande ist den unerbittlichen Eiferern vielfach widersprochen worden und eine versöhnliche Gesinnung hat sich gezeigt. Unter solchen Umständen hat die katholische Geistlichkeit große Bedeutung und

Einfluß; sie strebt nach Unabhängigkeit und sucht durch Volksthümlichkeit Macht zu bekommen; sie ist in dogmatischer Beziehung vollkommen einig unter sich, und nur in der Uebung schließen nicht Alle sich den Ultramontanen an. Die Geistlichkeit der protestantischen Bekenntnisse hat auch eine größere Bedeutung erlangt, aber sie strebt bis jetzt vergebens nach corporativer Einheit, denn die oberste Konsistorialgewalt geht von der Landeshoheit aus und gestaltet die Stellung und Befugnisse der Geistlichkeit sehr verschiedenartig. Jeder Versuch zu einer dogmatischen Vereinbarung hat Widerspruch gefunden und Abtrennung erzeugt von der Landeskirche, wenn diese auf buchstäblichen Vollzug älterer Vorschriften dringt. Wenn nun aber eine allgemein gültige Bekenntnißform abgewiesen wird sowohl von den orthodoxen Dissentern, als auch von denen, welche das Recht der freien Forschung erhalten wissen wollen, so scheint kaum eine andere Vereinigung erzielt werden zu können, als die zur gegenseitigen Duldung der verschiedenen Auffassungsweisen und zur Abwehr gegen Beeinträchtigung des Protestantismus im Allgemeinen. Um so mehr wird die protestantische Geistlichkeit sich der Volksthümlichkeit befleißigen und abstehen müssen von einer Absonderung in der Gemeinde, sey es nun in unfruchtbarer Gelehrsamkeit oder in einer Standesberechtigung, die nicht aus der Weihe des erhabenen Berufes keimt.

Den Raum in der Staatsgesellschaft zwischen Adel und Volk füllt nicht mehr der Bürgerstand aus in dem Sinne, in welchem er früher genommen werden konnte und in dem dieser nur noch ein Theil des Mittelstandes ausmacht. Der Mittelstand besteht zwar nur aus Bürgern, aber die bürgerliche Stellung ist eine so bedeutende geworden, daß sie bis auf die Höhe der Gesellschaft reicht und eine Gliederung enthält, die immer mehr von einem Geiste beseelt wird. In diesem Stande begegnen sich alle intellectuelle und materielle

Kräfte, in ihm vereinigen sie sich, beleben sich gegenseitig und bilden neue, denn was durch den Mittelstand nicht erzeugt wurde, wird durch ihn verwendet, umgestaltet, vermittelt, das roheste Naturproduct wird veredelt und bekommt durch Vertrieb eine Geltung, welche der ursprüngliche Erzeuger ihm nicht zu geben vermag. Die Erfahrung hat gezeigt, daß ackerbauende Völker, die keinen Mittelstand hatten, Sklaven des Bodens blieben und nur für ihre Herren arbeiteten und für Fremde, die ihre Erzeugnisse zu verwerthen wußten. Handel und Gewerblichkeit entstehen im Mittelstande und er belebt die Kräfte, durch welche diese großen Hebemittel der neuen Zeit zur Entwickelung kommen und im Fortgang erhalten werden können. Der deutsche Mittelstand hat sich langsam gebildet, hat lange kämpfen müssen gegen die Hindernisse, welche die Herrschaftstheilung des Bodens mit ihrer beschränkten und beschränkenden Abschließung seiner Thätigkeit entgegenstellte und wobei nur die Meßplätze Vereinigung und Vermittelung bewirkten. Der Zollverein war ein großer Schritt zur Hebung des Mittelstandes, weil nun die bisher zersplitterten und in enge Kreise gebannten Kräfte im weiteren Raume sich begegneten und vereinten, und weil damit nicht nur der materielle, sondern auch der geistige Gesichtskreis sich erweiterte. Seitdem ist der deutsche Mittelstand in eine neue Entwickelungsperiode getreten; er hat zwar nur noch angefangen, seiner Stellung bewußt zu werden, aber er hat sich bereits überzeugen können, daß er alle Elemente besitzt, durch deren beharrliche Entwickelung und richtige Verwendung er sich Geltung verschaffen kann und wird. Vom Mittelstande gehen Wissenschaften, Künste, höhere und niedere Gewerblichkeit aus, und bei weitem die meisten Staatsbeamte aller Fächer gehören ihm an. Die deutsche Wissenschaft hat, ohne ihre speculative Richtung aufzugeben, sich dem Leben zugewendet, greift thätig ein in die Förderung der Industrie und

des Handels und hebt hiedurch diejenigen auf eine höhere Stufe, welche bisher nur in den Gewohnheitskreisen der überlieferten Uebung verharrten. Vom Mittelstande ging der Antrieb aus zur Anlegung der Eisenbahnen in Deutschland, deren Nothwendigkeit und Bedeutung die Regierungen erkannten und indem sie sich an die Spitze dieses mächtigen Betriebsmittels stellten, größere Uebereinstimmung der Verbindungen hervorbringen, deren Vermittelung aber hauptsächlich dem Mittelstande zufallen muß. In der Fortsetzung dieser begonnenen Bewegung muß der Mittelstand nothwendig zu hohem Ansehen gelangen und immer mehr und mehr bestimmend in die Verhältnisse eingreifen. Seine Bedeutung für die Zukunft ist einleuchtend und er bereitet sich vor, sie zu erfüllen. Die Vereine für alle Gattungen des Wissens und der bürgerlichen Thätigkeit bringen hauptsächlich die Mitglieder des Mittelstandes in persönliche Berührung und Verbindung und erwecken einen Gemeingeist, der bisher in Deutschland fehlte und ohne welchen Großes nicht erreicht werden kann. Es scheint denn doch endlich, daß die Zeit herannaht, wo in Deutschland nicht mehr vorwiegend schriftlich verfahren werden soll, wo man es lernen wird, sich mündlich, unmittelbarer und kürzer über sich selbst und das, was noth thut, zu verständigen. Es läßt sich nicht läugnen, daß viele Hindernisse noch zu besiegen sind, aber dieser Drang zu Vereinigung wird sie überwinden und ein öffentliches Leben wird sich gestalten, die Nichtigkeit des kleinlichen Fürsichseyns verschwinden und man wird lernen, auch in der Familie für höhere Zwecke, als die eines bequemen Daseyns, zu leben. In den gesellschaftlichen Beziehungen beobachtet man zwar noch immer die älteren Formen, aber nicht mehr mit der pedantischen Aengstlichkeit, die sonst im deutschen Bürgerleben vorherrschte, sondern mit dem Bewußtseyn, daß ein neuer Lebensinhalt sie ausfüllt, der in dem Maaße, wie er sich Geltung verschafft,

durch Vollzug seiner inneren Organisation auch in seiner eigenthümlichen Form sich gestalten wird. Es liegt nicht in dem deutschen Charakter, übereilt zu Werke zu gehen, er wird die alten Formen nicht plötzlich von sich werfen, er wird sie sogar beibehalten, in so fern sie sich dem Neuen anbequemen lassen, aber dieses wird sie abstreifen, wenn sie keine Wurzel haben in der inneren Natur des Lebens.

Das deutsche Volk besteht seiner großen Mehrzahl nach aus Ackerbauern und nur in einzelnen Gegenden hat die beginnende Industrie Arbeiterbevölkerungen geschaffen. Es hat seine angeerbten Tugenden: Gottesfurcht, Biedersinn, Arbeitsamkeit und Treue erhalten. Ausnahmen hievon sind immer nur noch einzelne Erscheinungen und kommen meist nur in den großen Städten vor, in denen immer ein Niederschlag der mit wechselndem Glücke im Tagesverkehr gährenden Einwohnermasse zum Pöbel wird. Die Lage des Bauers hat sich sehr gebessert, er ist nicht mehr leibeigen und wo noch Frohnen bestehen, werden sie in billiger Weise geregelt und können abgelöst werden. Der Bauer ist fast durchgängig der herrschaftlichen Willkür entzogen und steht unter dem Schutze der Landesgesetze, die seinen Verhältnissen besondere Rücksicht und Erleichterung angedeihen lassen. Ueberall sind Regierungen und Gutsbesitzer thätig, um durch Vereine, praktische Schulen, durch Vorbild und Belehrung den Ackerbau zu verbessern und zu heben. Es läßt sich auch nicht verkennen, daß der deutsche Bauernstand einsichtsvoller und aufgeklärter über seinen Beruf und seine Stellung geworden ist. Die kürzere Dienstzeit und das System der Beurlaubungen in den stehenden Heeren, dem leider noch immer nothwendigen Uebel der bestehenden Staatsverhältnisse, gewähren dem Bauernstande, aus dem der Natur der Sache nach die Mehrzahl der Wehrmänner ausgehoben werden muß, alle mögliche Erleichterung, und die bei den Regimentern errichteten Schulen ersetzen oder

vervollständigen in wohl zu beachtender Weise den Volksunterricht, der durch immer wachsende Berücksichtigung des Dorfschullehrerstandes gehoben und verbreitet wird. Zuverlässige statistische Nachweise beurkunden einen bemerkenswerthen Fortschritt, wenn man bedenkt, daß noch kein Menschenalter vergangen ist, seitdem diese Maßnahmen im Großen und Allgemeinen getroffen wurden. Mißstände bestehen allerdings, die aber doch wohl höchst selten durch Bedrückung oder Rechtsverweigerung, sondern durch unabwendbare Unbill der Zeitverhältnisse herbeigeführt worden sind, namentlich dadurch, daß die große Bewegung in der Handels- und Industriewelt, so wie die massenhaften Bau-Unternehmungen in ganz Deutschland großen Geldaufwand fordern, den Zinsfuß steigern und das dem Landmann zu Ablösungen und Aufbesserung nöthige Geld vertheuern. Die Uebervölkerung in einigen Gegenden Deutschlands und die immer größere Zertheilung des Grundbesitzes führen Nothstand und Verarmung herbei, denen nur theilweise durch Auswanderung und Armenpflege begegnet werden kann. Wir berühren hier die große Zeitfrage des sogenannten Proletariats, welche ohne Zweifel in alle Verhältnisse der Zukunft gestaltend eingreifen wird. Proletarier, ein lateinisches Wort, ist dem Vorlaute nach der, welcher gleichsam nur prolis gignendi causa da ist, der nur sein Geschlecht fortzupflanzen, aber nicht es zu ernähren vermag, und bezeichnet also einen Staatsangehörigen, der weder Besitz noch gesicherten Erwerb hat, um sich und die Seinigen zu ernähren, der selbst bei vorausgesetzter Lust und Fähigkeit zum Arbeiten sich nicht immer Arbeit verschaffen kann, dann nahrungslos wird, und der sich nicht durch eigene Kraft herausheben kann aus diesem Zustande, der immer zwischen kümmerlicher Ernährung und gänzlichem Mangel an den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen schwebt. Proletarier giebt es im Deutschen Bauernstande nur da, wo Zerstückelung des Grundbesitzes zur

Uebervölkerung geführt hat. Dagegen findet sich das Proletariat in den großen Städten und in Fabrikgegenden, besonders da, wo Fabriken gerade darum angelegt worden sind, weil eine zahlreiche und verarmte Bevölkerung um geringen Taglohn Arbeit nehmen muß, und wo das verderbliche Trucksystem (nach welchem der Arbeiter vom Fabrikherrn den größten Theil seines Lohns in Lebensbedürfnissen nehmen muß) geduldet wird. Das Bedenkliche dabei ist die traurige Aussicht, daß das Proletariat vermehrt werden muß durch Mitglieder des kleinen Gewerbstandes, welche nicht Mittel genug besitzen, noch sich verschaffen können, um die Mitbewerbung des fabrikmäßigen Betriebs vieler Gewerbe zu bestehen, denn bei der Preisherabsetzung, die nothwendig daraus folgt, können nur diejenigen einen Gewinn herausbringen, welche mit bedeutenden Mitteln und im Großen arbeiten. Mit der durch mächtigen Antrieb sich erhebenden Industrie beschreitet auch Deutschland die Bahn, auf welcher große Capitalien ihren Besitzern großen Gewinn bringen und den Reichthum reicher machen. Allerdings wird dadurch viel Arbeit geschaffen und Menschen Nahrung geboten, aber unter der erschwerenden Bedingung einer großen Abhängigkeit, aus der nur sehr Wenige durch besondere Talente sich befreien können; denn die Fabrikthätigkeit fordert einen großen Einsatz, und es giebt nur sehr wenige Zweige, in denen ein geringer Anfang zu einem gedeihlichen Bestand führen kann. Hiernach wird eine Grenzlinie gezogen zwischen denen, welche Geld einsetzen und damit den Hauptgewinn der Arbeit sich zuwenden können, ohne den Arbeitern verpflichtet zu seyn, die sie nach Vortheil und Belieben verwenden oder auch nicht verwenden können — und denen, welche nur Arbeit einsetzen können, mit welcher sie in den meisten Fällen nur das Leben, kaum einen Gewinn erringen und dabei den Wechselfällen der Conjunctur ausgesetzt bleiben, deren Ungunst sie immer empfinden müssen,

deren Gunst sie nie benutzen können. Das Verhältniß, daß Arbeit dem Gelde dient, war immer da, weil es in der Natur der Dinge begründet ist, aber der mächtige Umschwung einer massenhaft producirenden Industrie macht die Gegensätze greller und bringt große Menschengruppen in Stellungen, in welchen sie ohne eigenes Verschulden plötzlichem Nothstande ausgesetzt sind, während sie von allen Hülfsmitteln abgeschnitten und diejenigen, welche sie zum gewinnreichen Betrieb verwendet haben, zu keiner Abhülfe verpflichtet sind. Der einzelne Unglückliche verkümmert in der Stille oder kann noch durch die allgemeine Armenpflege eine Linderung erfahren; das massenhafte Elend, das methodisch erzeugt wird, erregt Besorgniß und Unsicherheit, und fordert laut Abhülfe. Diese zu gewähren, das billige Maaß zu finden, um durch Arbeitsordnungen oder Gewinnantheil die Arbeiter sicher zu stellen, ohne den Aufschwung der Industrie zu hemmen, ohne ihr die Freiheit zu nehmen, die oft so schnell und unvorbereitet eintretende Conjunctur zu benutzen, das ist eine ungemein schwierige Aufgabe, an deren Lösung die einsichtsvollsten Männer bisher ohne entschiedenen Erfolg gearbeitet haben. Die Theorie kann durch Erörterung die Lösung vorbereiten, das Leben wird die Frage lösen müssen. Bereits hat man auch in Deutschland den Unmuth der Besitzlosen vernommen und es hat sich gezeigt, daß Einige den schrecklichen Lehren des absurden Communismus gehorcht und daß Aussendlinge sich bemühen, ihnen Eingang zu verschaffen. Es herrscht in Deutschland zu viel gesunde Vernunft, zu viel religiöses Gefühl und zu viel Menschenliebe, um solchem Unfuge nicht steuern zu wollen und zu können, aber auch zu viel Einsicht, um nicht zu erkennen, daß dauernde Abhüfe nur herbeigeführt werden kann durch eine Gesinnung, welche Alle durchdringt, durch eine christliche Nächstenliebe, welche sich nicht nur dazu versteht, Hülfe zu spenden, wenn die Noth eingetreten ist, sondern ihr zuvorzukommen

durch theilweise Verzichtleistung auf den Löwenantheil des Gewinns, der unwillkürlich durch die Herrschaft der sich anhäufenden Capitalmacht errungen wird, durch billigen Gewinnantheil, um eine gesellschaftliche Gliederung zu erreichen, in welcher der eiserne Despotismus des Geldes, dieses nothwendigen aber an sich rücksichtslosen und unerbittlichen Betriebsmittels, gemildert werde, damit die Gemüther nicht sich verhärten, sondern christliche Bruderliebe einen edlen Gemeinsinn erzeuge. Diese Aufgabe zu lösen, dem besitzlosen Volke die Wege zu bahnen, auf denen es durch Arbeit einen anderen und ehrenvolleren Lebensantheil erringen kann als den des Almosens, muß hauptsächlich dem Mittelstande zufallen, weil er allein die Mittel dazu besitzt und auch am meisten gefährdet ist, wenn man sich dem zufälligen, oder vielmehr dinglich folgerechten Entwickelungsgange sorglos überließe, wenn man nur vorwärts strebte ohne hinter sich zu sehen.

Deutschland befindet sich demnach in dem Beginn einer Entwickelung, die in ihrem weiteren Vorschreiten seine gesellschaftlichen Verhältnisse allmälig umgestalten wird. Bedeutende Kräfte beleben sich, materielle und geistige, alle Stände empfinden es, daß man sich bereitet, einen bisherigen Standpunkt zu verlassen, und jeder Stand überzeugt sich immer mehr davon, daß er nicht zurückbleiben darf, um seine Stellung in der Bewegung zu erhalten, aber auch davon, daß er das nur erreichen kann durch Betheiligung in dem allgemeinen Streben. Feindlich sich widersprechende Richtungen durchkreuzen die Gegenwart, sie werden sich aber versöhnen oder doch vergleichen müssen in dem gemeinsamen Werke zur Wiederherstellung eines Gesellschaftsverbandes, in dem das Vertrauen begründet wird durch gerechte Betheiligung Aller an Befugniß zu Arbeit und Genuß in solcher Weise, daß die Arbeit nicht willenlos dem Besitze dienstbar wird.

In dieser Voraussicht ist unsere Zeit allerdings eine Ue-

bergangsperiode, aber die gesellschaftlichen Formen werden noch lange bestehen, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß sie dauern können bei ganz verändertem Gehalte der Zeit. Alle Reihen der Gesellschaft rücken nicht in gleichem Verhältnisse vor und man überzeugt sich erst, daß ein Standpunkt wirklich aufgegeben ist, wenn man einen Haltpunkt auf dem Wege erreicht hat, von dem aus ein Ueberblick gewonnen werden kann. Wenn die Stellungen der Gesellschaftsklassen sich verschieben, behält man darum doch die vor der Veränderung üblichen Umgangsformen bei, grade um bei persönlichen Berührungen die Aenderung weniger fühlbar zu machen; man begnügt sich mit der Aenderung des Sachverhältnisses und huldigt dabei einer Form, deren Beobachtung ein freiwilliges Zugeständniß und nicht mehr eine auferlegte Verpflichtung ist. Auch braucht es lange Zeit, bis eine Gesellschaft, die im Fortschreiten begriffen ist, alle Theile in harmonische Uebereinstimmung bringen kann, bis alle Gruppen anlangen; es giebt Nachzügler, deren Ankunft man abwartet. Erst wenn Alle in einem neuen Verhältnisse sich heimisch fühlen und naturgemäß sich darin bewegen und wirken, prägt eine neue Zeit ihren eigenthümlichen Styl aus. Freilich ist dann die Form eine vollkommen wahre, der reine Ausdruck des wirklichen Inhalts. Unsere Zeit hält viele Formen aufrecht, deren Gehalt verschwunden, über deren Lügenhaftigkeit man stillschweigend einverstanden ist. Dennoch wird derjenige, der im Umgange mit Menschen aller Stände sich zurecht finden will, sie kennen und anwenden müssen; er wird sich aber auch überzeugen, daß es einen guten Ton giebt, der aus der edleren Menschennatur hervorgeht, den Jeder lernen und üben kann, wenn er die Bedingungen dazu in sich vollzieht, der allein vollkommene Sicherheit des Benehmens giebt, und sich in jeder Form bewegen kann, ohne sich selbst untreu zu werden.

Umgang mit Menschen.

Umgang mit Sich selbst.

Wer lernen will, Andere richtig zu behandeln, ihre Stimmungen kennen und benutzen, muß es verstehen, mit sich selbst umzugehen. Um Beides zu können, um Sich und Andere richtig beurtheilen zu können, muß man einen festen Standpunkt haben, von dem aus man beobachten kann, und der einzige sichere Standpunkt für jeden Einzelnen ist der des eigenen Ichs, in so fern er es lernt, sich über sich selbst zu verständigen und den Muth hat, die Wahrheit in sich zu erforschen; es gehört aber Uebung dazu, sie zu erkennen und darum ist der Umgang mit sich selbst eben sowohl eine Kunst, wie der mit Anderen, aber der erste ist die einzige zuverlässige Grundlage des zweiten.

Um in der Welt sicher und entschieden auftreten zu können, worauf allein die Freiheit sowohl als die Anmuth des Benehmens beruht, muß man mit sich einig seyn über das, was man will, was man fordern darf, was man durchführen und erreichen kann. Dazu gehört aber das, was man Charakter nennt, ein Bewußtseyn von dem Maaße von Fähigkeit, Kraft und Gesinnung, das uns innewohnt und Grundsätze

der inneren Selbstgesetzgebung erzeugt, welche die unverbrüchlichen Leiter unseres Wirkens seyn sollen. Diese müssen natürlich in vollkommener Uebereinstimmung seyn mit göttlichen und menschlichen Pflichten, wie Religion und Sittlichkeit sie lehren, aber sie bekommen in jedem Menschen durch die ursprüngliche Natur seines geistigen und körperlichen Wesens eine eigenthümliche Färbung, welche ihn als Sonderwesen, als Individuum bezeichnet. Der Charakter beruht auf dieser innern Grundlage, aber er bildet sich aus als ein entschiedenes Wollen in der Anwendung, in seiner Wechselwirkung mit der äußern und innern Welt, im Umgange mit Anderen und mit sich selbst.

Es soll hier nicht eine philosophische Selbstbetrachtung nach einer bestimmten Methode der Erkenntniß empfohlen werden, sondern es wird nur hingewiesen auf die einfache und natürliche Rechenschaft, welche jeder Mensch von gesunder Vernunft mit sich pflegen kann über seine Gefühle, Ansichten und Absichten, über sein Verhältniß zu Gott und zu den Menschen und über seine Bestimmung im Leben. Diese Rechenschaft zu unterlassen, rächt sich bitter, es hieße sich selbst abhanden kommen, sich zum Sklaven der äußeren Verhältnisse machen, und ohne inneren Halt, ohne Ruder auf dem Strome der Ereignisse fortgetrieben zu werden. Wer sich aber selbst treu bleibt, hat einen zuverläßigen Freund, der ihn nie verläßt, wenn alle ihn verlassen, der ihn tröstet und läutert zum Verständniß mit Gott, der allein den Menschen über sein Schicksal zu erheben vermag. Wer in der Selbstverblendung wähnt, des göttlichen Trostes entbehren zu können, verschließt seine Seele dem Lichte und wird nie einen inneren Frieden erreichen.

Um mit Jemand Umgang pflegen zu können, muß man ihn kennen lernen. Nicht anders im Umgang mit sich selbst, und man lernt sich selbst kennen, wie man Andere kennen lernt, durch Beobachtung und indem man aus einer Reihe

von Handlungen und Thatsachen die Beweggründe zu erforschen strebt und von diesen einen Schluß zieht auf Charakter, Temperament und Gesinnung als stehende Factoren der Handlungsweise eines Jeden. Es giebt keine andere Weise, um zur Selbstkenntniß zu gelangen, denn in dem Alter, wo man beginnen kann, über sich und andere nachzudenken und mit einigem Erfolg Aufschluß zu verschaffen, ist in jedem Menschen schon ohne sein Zuthun und großentheils ihm unbewußt eine Individualität, eine Selbsteigenheit geformt. Diese ist entstanden aus den angeborenen geistigen und körperlichen Anlagen, durch Erziehung und die Art, wie die Verhältnisse auf ihn eingewirkt haben. Wenn also im Menschen das Denkvermögen so weit gereift ist, daß er einer Selbstprüfung fähig ist, so tritt er an sich selbst heran wie an ein fremdes Wesen, dessen einzelne Eigenschaften ihm zwar alle bekannt sind, von dessen Gesammtheit er aber keinen überschaulichen Begriff hat, sondern sich noch erwerben soll. Dies kann nur allmälig geschehen, und in sofern kommt man damit nie zu einem vollständigen Abschluß, als man sich immer mehr oder weniger ändert in den verschiedenen Altersstufen und Lebenslagen, entweder körperlich oder geistig in Schwäche versinkt oder mit frischen Kräften muthig fortschreitet, selten oder nie aber lange unverändert auf demselben Punkte stehen bleibt. Nichts aber ist geeigneter, die Lebenskraft zu erhalten, als eine möglichst unverfälschte Selbstprüfung.

Die Selbstprüfung ist möglich bei redlichem Willen und wenn wir sie auch nur unvollkommen üben können, so wird sie auch in ihrer Unvollständigkeit uns immer großen Nutzen gewähren sowohl für unser moralisches Wesen als für unsere Thätigkeit im Leben. Sie ist schwieriger oder leichter je nach den angeborenen Anlagen, besonders bei denen der sinnlichen Natur, welche einen so unwillkürlichen und schwer zu bewältigenden Einfluß auf uns üben. Heißes, leicht aufwallendes

Blut, das Zorn, Unmuth, Trotz, Haß in der Seele anfacht, große sinnliche Kraft, die, wenn sie erregt wird, uns antreibt, Alles der entzügelten Begierde zu unterjochen, also die tobende Leidenschaft hebt, so lange sie uns bewältigt, jede Selbstprüfung auf. Eben so ungünstig ist ihr aber auch das Flegma, der laue säumige Kreislauf des Blutes, der so zu sagen nicht über den Ernährungsprozeß hinausreicht und eine Gleichgültigkeit erzeugt, derzufolge wir uns leidend und ohne inneren Antrieb den Ereignissen hingeben. Diese Gemüthsstimmung erzeugt selten die Kraft, welche zur Selbstprüfung gehört, denn sie mahnt ab von jeder Anstrengung und erfährt meistens nicht häufiges und großes Unglück. Die leidenschaftliche Stimmung reißt den Menschen zu raschen Thaten hin, und der Lohn, der häufiger schlecht als gut ist, bringt ihn zur Besinnung, während die Kraft noch in ihm rege ist und nur das Uebermaaß gebrochen. Die Leidenschaftlichkeit täuscht, blendet und leitet das Urtheil irr; die Trägheit erhebt sich nicht zu dem Entschluß, eins finden zu wollen.

Mehr oder weniger stellt jeder Mensch in Augenblicken, wo das äußere Leben ihn auf sich selbst zurückdrängt, wo andere ihn verlassen oder er selbst die Einsamkeit sucht, Betrachtungen über sich selbst an. Das wird seltener oder häufiger geschehen je nach der Lage und den Verhältnissen, aber es wird immer vorkommen und Jeder wird es erfahren haben. In solchen Augenblicken verlangt der Mensch von sich selbst Aufschluß über das was er erlebt und erfahren hat, über sich und andere, er forscht nach den Ursachen des Geschehenen, frägt sich, wie ihm hätte vorgebeugt werden können, und wie er seine fernere Handlungsweise regeln soll. Jeder wird sich dann überzeugen, daß er sich selbst ein unzuverläßiger Rathgeber ist, wenn er nur im Drang der fehlgeschlagenen Pläne, der zertrümmerten Hoffnungen und des eingetroffenen Unglücks sich an sich selbst wendet, und er wird bei einigem

Nachdenken einsehen, daß er sich üben muß, um in solchen Fällen den rechten Zusammenhang zu finden und sich guten Rath ertheilen zu können. Wenn er sich aber daran gewöhnt, über sich selbst nachzudenken, so wird er auf Hindernisse stoßen, die er indessen durch Beharrlichkeit entfernen oder verringern kann, und dann wird er Trost, Beruhigung und vielleicht Glück finden bei sich, wenn sie ihm im äußeren Leben versagt werden; wird er Herr über sich, so wird Niemand ihn beherrschen können als Gott, dem er sich unterthan machen soll.

„Man muß gegen sich selbst auf der Hut seyn" — ist ein altes und wahres Wort, und darum muß man im Umgange mit sich selbst vorsichtig und behutsam verfahren. Man muß es wissen und erkennen, daß man nothwendigerweise Täuschungen ausgesetzt ist und darum mißtrauisch seyn gegen ein Urtheil, das man gefunden hat, so lange es sich nicht durch Proben als bewährt erwiesen hat.

Jeder Mensch muß ein Bewußtseyn haben von den ihm innewohnenden Anlagen und Eigenschaften und von den daraus hervorgehenden Fähigkeiten, welche er ausbilden und für sich und Andere verwenden soll. Er kann sich dabei um so leichter täuschen, weil der Wille, Fähigkeiten zu haben oder zu erwerben, ihn veranlaßt anzunehmen, daß er die dazu erforderliche Anlage besitzt. Selbstvertrauen ist unumgänglich nothwendig zum Handeln, aber es richtig zu bemessen, ist so schwierig, daß es nur Wenigen, vollständig vielleicht Niemand gelingt. Annähernd aber und so, daß es in keinen schreienden Widerspruch kommt mit den Ergebnissen, kann es Jedermann gelingen, wenn er aufrichtigen Willen dazu hat. Uebrigens ist ein zu hoch gesteigertes Selbstvertrauen, wenn es nur einigermaßen durch die That gerechtfertigt wird, kein zu großer Fehler, vorausgesetzt, daß man es vor Anderen zu verbergen versteht; es spornt die Kraft an, und oft erreicht

man damit einen Standpunkt, auf dem es nachträglich zum größeren Theil gerechtfertigt wird. Ein vollständiges Mißtrauen in die eigene Kraft und Fähigkeit ist ein großes Unglück, und oft ein großer Fehler, denn manchmal ist es die Trägheit, welche den Menschen überreden will, alles Bemühen sey umsonst, er besitze doch nicht die Fähigkeit, um etwas auszurichten, oder es ist der Hochmuth, der ein zu hohes Ziel als das einzig erreichenswerthe aufstellt und die vorhandene Fähigkeit als dazu nicht genügend bezeichnet. Dem Menschen liegt aber die Pflicht auf, nach dem ihm innewohnenden Vermögen für sich und Andere zu arbeiten, nur so erfüllt er den Zweck des Daseyns. Jeder kann Etwas ausrichten und auch das Geringste ist dankenswerth.

Um nun diesen Täuschungen nicht so Preis gegeben zu werden, daß sie entweder von aller Thätigkeit abhalten, oder zu falschen und darum ergebnißlosen Anstrengungen hintreiben, muß man weder dem eigenen Urtheile noch dem Anderer unbedingt vertrauen, sondern vor Allem ein thatsächliches Ergebniß herbeizuführen streben, eine Thätigkeit beginnen, deren Wirkung man beobachten kann. Die Pfrüfung des wirklich Vorhandenen ist jedenfalls unbefangener und wenn sie auch noch viele falsche Schlüsse zuläßt in Beziehung auf die Fähigkeit und das, was von einer fortgesetzten Thätigkeit zu erwarten ist, so bleibt doch immer etwas, das nicht abzuläugnen ist, das etwas erweist, sey es nun die Fähigkeit oder den vollkommenen Mangel daran. Jedenfalls kann nur die That rechten Aufschluß geben, ohne sie kann Nichts entschieden werden. Es ist nun zuverläßig eine schwierige und harte Aufgabe, sich selbst ein, vielleicht demüthigendes Urtheil sprechen zu müssen, aber es ist viel rathsamer und weit weniger empfindlich, als wenn wir es von Anderen erfahren müssen. Wenn man gegen sich selbst möglichst wahr, und demnach streng seyn soll, so muß man sich selbst auch eben so billig

behandeln, als man diese Rücksicht gegen Andere übt. Ungeduld, Schmerz über vereitelte Bestrebungen erzeugen in lebhaften Gemüthern Zorn und Unmuth, in schwachen Muthlosigkeit. In beiden Stimmungen ist der Mensch geneigt, sich selbst schlecht zu behandeln. Im Zorn verwirft er seine Fähigkeit, verwünscht sein Streben, zerfällt mit sich und ist dann ein so schlechter Gesellschafter für sich wie für Andere, bricht allen Umgang mit sich ab, sucht Zerstreuung und zersplittert sein Daseyn. Die Muthlosigkeit führt zu Gleichgültigkeit oder zu Verzweiflung. Die sogenannten „Zerrissenen", „Lebenssatte", „Europamüden", „Blasirte (Abgestumpfte)", sind auf solche Weise mit sich uneinig geworden und stellen ein lebhaftes Bild dar von Menschen, die es nicht verstehen, mit sich selbst umzugehen. In der Regel verstehen sie dann auch nicht, mit Anderen umzugehen; sie haben vielleicht aus Gewohnheit eine mechanische Behandlungsform sich erhalten, aber die freie, heitere und unbefangene Umgangsweise wird ihnen entfallen oder nur mühsam geheuchelt, durchschnitten werden von einer bitteren Ironie, die unwillkürlich durchbricht, wie der Seufzer der beklemmten Brust; wer im Unfrieden mit sich lebt, ist ein unheimlicher Gesellschafter und verbreitet eine Kälte um sich, die feinfühlige Naturen von ihm entfernt. Eine solche Zerrissenheit anzunehmen und zur Schau zu tragen, um Aufsehen zu erregen, um, wie man sagt, sich interessant zu machen, ist eine abgeschmackte und entsetzliche Thorheit, und kommt einem verständigen Beobachter nicht anders vor, als wie wenn Kinder mit Selbstmord spielen. Der hochbegabte Lord Byron hauchte seine Zerrissenheit in schönen Gedichten aus, die im gleichen Grade Bewunderung und Trauer einflößen, und sein Benehmen war ein vollkommen wahrer Ausdruck seines wirklichen Zustandes, der in dem, der davon angezogen wurde, lebhaftes Bedauern erregte;

seine Nachahmer waren erbärmliche Narren, die sich jämmerlich gebehrdeten und Abscheu erregten.

Vor solchem wahren und eingebildeten Unglücke schützt Demuth, eine Tugend, der man nur im Umgange mit sich theilhaftig wird. Wahre Demuth keimt nur in einem gotterfüllten Gemüthe; aber die rauhe Schule des Lebens, welche einen Wahn nach dem anderen zerreißt und in Nichtigkeit auflöst, treibt auch den Enttäuschten in die Freistätte der inneren Betrachtung, und wohl ihm, wenn er in dem stillen Verkehr mit sich zu der Erkenntniß sich erhebt, daß Demuth vor Gott ihn am sichersten davor schützt, von den Menschen gedemüthigt zu werden. Diese Demuth ist keine Erniedrigung noch Entwürdigung, sondern die Frucht des Strebens, die Größe Gottes zu erkennen. Wer in beschränkter Zerknirschung sich vor die Brust schlägt, sich einen Knecht Gottes und einen elenden Wurm der Schöpfung nennt, ist nicht wahrhaft demüthig, sondern will meistens nur damit die Berechtigung erkaufen, gegen die Menschen unbescheiden zu seyn und vor ihnen wie ein Ausgewählter zu erscheinen; er mißversteht und travestirt das heilige Wort: „wer sich erniedrigt, soll „erhöht werden." Wahre Demuth führt zur Resignation, nicht um der Welt zu entsagen, sondern um in ihr thätig zu seyn mit der Kraft, unverdiente Mißkennung oder Erniedrigung ertragen zu können mit dem Bewußtseyn, darum nicht vor Gott oder vor sich erniedrigt zu werden.

Um also zum rechten Aufschluß über sich zu gelangen, muß man darnach streben, sich zu erheben über sich und die Welt, aber ohne Beide zu mißkennen noch gering zu schätzen; vielmehr muß man sich bemühen, in der Welt zur richtigen Geltung zu gelangen. Wenn man aber bloß den Maaßstab der Welt anlegt, so wird es schwer seyn, den Täuschungen zu entgehen, die auf diesem Standpunkte nothwendig herrschen müssen; man wird sich mit der Welt täuschen, um dann nicht

enttäuscht zu seyn, wenn die Welt es ist. Vergleicht man sich mit Anderen, die einen großen Erfolg ihrer Thätigkeit gehabt und eine glänzende Stellung in der Welt errungen haben, so kann man sich vielleicht mit Recht das Zeugniß geben, sie an wahrer Tüchtigkeit zu übertreffen, aber man übersieht oft die Mittel, durch welche sie zur Anerkennung gelangten. Nur selten ist ein Talent so bedeutend, so unentbehrlich und nothwendig, daß man es aufsucht und herbeizieht; es muß sich bemerkbar machen, sich bewerben, sich auf die Liste setzen, wenn es Anerkennung und Verwendung finden will, sonst bleibt es eine unbekannte Größe, die man nicht in Anschlag bringt; es ist eine falsche Bescheidenheit, in stolzer Ruhe verharren zu wollen, bis man errathen und aufgefordert wird, die man wohl unterscheiden muß von dem gerechten Bewußtseyn des Talents, das sich durch die That bewährt hat und nur nicht knechtisch betteln will um Gunst und Gabe. Wenn nun Jemand das Nothwendige unterläßt, dort zurückbleibt, wo er seyn sollte, um Beachtung zu finden, und deshalb übergangen wird, so täuscht er sich, wenn er sich über Zurücksetzung beklagt.

Es giebt zu jeder Zeit nur Wenige, die sich als genial, und nicht sehr Viele, die sich als talentvoll bewähren können; es giebt ohne Zweifel immer eine vielleicht nicht so kleine Zahl von genialen und talentvollen Menschen, deren Fähigkeiten wegen Ungunst der äußeren Verhältnisse nicht entwickelt werden können und die daher nicht mitzählen. Die meisten Menschen werden daher nur in Masse brauchbar zu untergeordneten Verrichtungen. Wenn es löblich ist, darnach zu streben, aus der Masse treten zu können, sich um Auszeichnung zu bewerben und durch Fähigkeit sie zu verdienen, so kann es begreiflicherweise nicht fehlen, daß in solchem Wettkampfe sehr Viele von Begabteren überholt werden müssen. Eine solche Erfolglosigkeit, wenn sie wirklich durch größere Verdienste

Anderer herbeigeführt wurde, soll die aus dem Felde Geschlagenen zur Selbstprüfung veranlassen. Es ist Unrecht, von einer Thätigkeit abzustehen, durch welche man nicht in den vorderen Reihen glänzen kann. In jeder Abstufung des menschlichen Wirkens kann man nützlich und ehrenvoll sich betheiligen. Manche Menschen werden zu gewissen Beschäftigungen bestimmt durch sich oder ihre Pfleger, manchmal durch Staatsgesetze, wie die Wehrpflichtigen. In dem Falle, wo Zwang nöthigt, kann nur Entsagung den Muth erzeugen, die auferlegte Arbeit unverdrossen zu verrichten, und es gelingt dann oft, ihr eine Seite abzugewinnen, die uns befähigt, auf dem gebotenen Pfade freudig fortzustreben. Es mag dabei die Betrachtung Trost gewähren, daß nur äußerst wenigen Menschen das seltene Glück zu Theil wird, ihren äußeren Lebensgang selbst zu bestimmen, auch wenn es ihnen gestattet war, ihre Beschäftigung zu wählen, denn diese steht nie, oder doch nur in sehr seltenen Fällen so vereinzelt da, daß man über den Verlauf Herr bleiben kann. Niemand kennt zur Zeit der freien Wahl den vollen Inhalt des Gewählten und wie oft hört man von denen, die einen begonnenen Erwerb nicht aufgeben können, solche Aeußerungen, als: „Wenn ich wieder auf die Welt käme, werde ich gewiß nicht „Arzt, Rechtsgelehrter, Kaufmann, Künstler u. s. w.!" Der Unmuth, der sich hierin ausspricht, ist kleinlich, nur zu entschuldigen, wenn man zu einer Thätigkeit gezwungen worden ist, wozu die Fähigkeit ganz und gar abgeht, und jedenfalls nicht der Klugheit gemäß, denn solche Verdrossenheit verringert die Achtung und berechtigt keineswegs zu der Annahme, daß man etwas Anderes besser gethan haben würde. Man muß sich daher selbst bearbeiten, sich dazu verstehen, in der auferlegten Arbeit eine göttliche Bestimmung zu erkennen, denn Jeder muß sein Kreuz tragen, nicht nur mit Ergebung, sondern mit Freudigkeit. Das kann man lernen, wenn man

den Willen stählt, denn der Mensch freut sich seiner Kraft, wenn er das vollbringt, was er gewollt. Oft waltet eine unbewußte Lust vor zu einer bestimmten Thätigkeit, deren glänzende Ergebnisse des Gelingens anziehen, deren Bedingungen und Mühen sich aber nur dem Eingeweihten enthüllen. Man bewundert die Siegreichen, begeistert sich an ihrem Triumph und in der leidenschaftlichen Aufwallung tritt man mit glühendem Eifer in einen Kreis, aus dem man nachher nicht heraus kann und in dem man vielleicht nur mithelfen soll, Anderen Triumphe zu bereiten, so daß, was mit Neigung ergriffen wurde, ein lästiger Beruf wird.

Im Umgange mit sich selbst muß man besonders auch lernen, den Rath Anderer zu benutzen. Man kann von Allen guten Rath bekommen, oft den schlechtesten von seinen Freunden und den besten von den Feinden. Wie soll man guten Rath von schlechtem unterscheiden? dadurch, daß man lernt, sich selbst zu beurtheilen, denn man befolgt nur einen ertheilten Rath, wenn man ihn zu dem seinigen gemacht hat. Man mißtraue einem Rathe, der unseren Neigungen schmeichelt, der Verdienste bei uns voraussetzt. Die meisten Menschen wollen nicht anstoßen, setzen bei Allen eine große Eigenliebe voraus, wollen angenehm erscheinen und verläugnen eine Wahrheit, die sie kennen, um ihre Freunde nicht zu verletzen; bei schlechtem Ausgang bleibt ihnen immer die Ausrede, daß sie Fähigkeiten und Kräfte bei uns angenommen haben, die nicht vorhanden waren, daß ihr Wohlwollen für uns sie täuschte, sie machen sich noch ein Verdienst daraus, uns irr geführt zu haben. Gar viele Menschen sind zu feig, um eine unangenehme, aber heilsame Wahrheit zu sagen und richten damit mehr Unglück an als man gewöhnlich glaubt; meistens können sie indessen eine gewisse Verlegenheit nicht verbergen, die sich hinter eine fremdartige Höflichkeit versteckt. Man hüte sich, einen Rath zu verwerfen, weil er herbe und hart unseren

Wünschen widerspricht, die Form kann rauh und stachlicht seyn, der Kern aber gesund. Diese Wahrnehmung spricht sich aus in dem Worte: „Schütze mich gegen meine Freunde, „gegen meine Feinde werde ich mich selbst schützen!" Wenn man den Umgang mit sich nicht vernachlässigt, so lauert man sich selbst die Schwächen ab, entdeckt die Hinterhalte, in denen die Eigenliebe sich verbirgt, um eine Niederlage zu verläugnen oder sie anderen Umständen, als dem eigenen Irrthum, anzurechnen, und man findet den Weg, um gegen sich wahr zu seyn, so weit nämlich das dem Menschen überhaupt möglich ist. Dann ist man selbst sein bester Rathgeber, und dieses zu werden, soll Jeder sich bestreben, aber ohne den fremden Rath, den erbetenen oder den sich aufdringenden, zu verschmähen, denn er kann uns immer aufklären.

Man lasse Rathlosigkeit in sich nicht aufkommen, man verschiebe es nicht, einen Entschluß zu fassen von dem Augenblicke an, wo man alle Bestandtheile übersehen kann, welche dazu gehören. Wie lange man sich auch besinnt, der Entschluß ist doch die Frucht des letzten Augenblicks der Selbstberathung. Man sorge dafür, daß der Entschluß frei bleibe, daß er gefaßt werde, ehe die Umstände uns ihn gebieterisch abfordern, denn dann haben nicht wir ihn gefaßt, sondern er ist uns entrissen und wir gehorchen einem fremden Willen.

Jedermann weiß, daß saumseliges Aufschieben ein nagender Wurm aller Thätigkeit ist, sie zerbröckelt, lähmt, und sich rächt durch Nöthigung zur übermäßigen Anstrengung. Gegen diese unglückselige Gewohnheit, die man füglich ein Laster nennen kann, welches uns selbst und Anderen unsägliches Leid und Unglück bereitet, muß man aufkommen im Umgange mit sich. Man muß gegen sich in dieser Beziehung unerbittlich streng seyn und keine Entschuldigung gelten lassen, die nicht auf platter Unmöglichkeit beruht. Hat man anvertraute, übernommene oder versprochene Arbeit zu vollziehen,

die man saumselig hinhält, so ist man nicht nur vor Andern beschämt, sondern man greift störend in ihre Thätigkeit ein. In wie vielen Fällen hängt Glück und Unglück von der unaufhaltsamen Thätigkeit eines Einzelnen ab! Wie edel ist der Zug in dem Leben des Königs der Franzosen, der, nachdem in einer Staatsrathsitzung eine Amnestie beschlossen war, mitten in der Nacht die Minister kommen ließ und sich mit ihnen an die Arbeit setzte, um den Beschluß gleich zu vollziehen, damit die aufgehende Sonne den Freunden der Verbannten verkünde, daß die Rückkehr in das theure Vaterland diesen wieder frei stehe. Man stelle sich lebhaft vor Augen, daß man verantwortlich ist nicht nur für das, was man thut, sondern auch für das, was man unterläßt. Man rufe sich selber zu, wie erbärmlich und feig man ist, wenn man um Zerstreuungen nachzulaufen, die oft nur Langeweile erzeugen, Nöthiges verschiebt. Man gönne sich selbst die beseligende Befriedigung, die in dem Bewußtseyn liegt, sein Tagewerk so vollständig vollbracht zu haben, daß, wenn man plötzlich davon abberufen werden sollte, kein Vorwurf uns trifft. Man halte darüber häufig, täglich Abrechnung mit sich selbst, und man wird sich bald davon überzeugen, daß diese Gewohnheit dazu führt, sich auch mit den inneren Anliegen zu beschäftigen, denn die folgerechte und unausgesetzte Thätigkeit beruht auf einer Willenskraft, welche sich zur Regelung unseres ganzen sittlichen Wesens geltend machen wird.

Nur durch Selbstbeobachtung im Umgange mit sich kann man sich erheben über die Gewohnheitssklaverei, unter deren Druck die meisten Menschen sich nur mühsam fortbewegen, in den wichtigsten Angelegenheiten gehemmt und oft von bedeutenden Unternehmungen wie abgeschnitten sind.

Jeder soll darnach streben, frei zu seyn, über sich selbst bestimmen zu können innerhalb der Grenzen göttlicher und menschlicher Gesetze. Abhängig bleibt er doch genug von den

Verhältnissen der Natur und des bürgerlichen Lebens, denn auch dieses bewältigt den Einzelnen oft mit elementarischer Macht. Es giebt ein Heer von Angewöhnungen, die Anfangs unmerkbar den Menschen beschleichen, bis sie ihn umsponnen haben und ihn dann in einem selbstgewobenen Netze gefangen halten. Viele von diesen sind scheinbar unschädlich und gleichgültig, letzteres aber nur so lange als sie nicht zum Bedürfniß geworden sind, denn dann bilden sie eine Kette, an der man oft vergebens schüttelt; die unsichtbaren Ketten fesseln den Willen wie die sichtbaren den Körper, entehren uns vor uns selbst wie letztere vor Andern. Ursprünglich unschädliche Angewöhnungen, sogar die Befriedigung unentbehrlicher Bedürfnisse können zu lasterhaften Gewohnheiten führen, wie Essen und Trinken zur Völlerei und Trunksucht. In ihrem ersten Beginn jedoch kann jede Angewöhnung bemeistert werden, aber nur dadurch, daß man ein wachsames Auge auf sich selbst richtet. Es ist traurig und erbärmlich, wenn der Mensch abhängig wird von Dingen, von Speisen, Getränken, Tabak z. B.; er ist dann um kein Haar besser als die Sklaven der antiken Welt, welche wie Dinge behandelt wurden und sich berauschen lassen mußten, um den Kindern der freien spartanischen Bürger als abschreckende Beispiele vorgeführt zu werden — aber sie waren dazu gezwungen, und derjenige, der sich von Unmäßigkeit übermannen läßt, ist ein freiwilliger Sklave. Mäßigkeit schließt nicht nur den Genuß nicht aus, sondern befördert und würzt ihn; dem Unmäßigen entschwindet er, und er erreicht ihn nur durch beständige Steigerung bis er an die Grenze kommt, wo er den Genuß, dem er nachjagte, und sich selbst unwiederbringlich verloren hat. Wenn man sich darauf ertappt, daß irgend ein Genuß Bedürfniß zu werden beginnt, was sich namentlich darin kund giebt, daß wir ihn ungerne, beinahe schmerzlich vermissen, wenn er uns einmal nicht in beliebter Weise oder zur gewöhnlichen Zeit hat zu

Theil werden können, so muß man eine Grenze bestimmen, eine Regel aufstellen, die man mit pedantischer Genauigkeit vollzieht, sich nicht von Anderen, noch von der Gewohnheit necken läßt, denn in den öfter gestatteten Ausnahmen birgt sich die Schlange mit einem Menschen-Antlitz, und in diesem werden wir oft unsere eigenen Züge erkennen, wenn wir nur scharf hinblicken.

Es giebt auch Angewöhnungen in der äußeren Ausdrucksweise, im Benehmen, die an und für sich unschuldig sind, die uns aber vor der Welt lächerlich machen. Das ist durchaus nicht gleichgültig. Wer lächerlich erscheint, lähmt den Einfluß, den sonst gewichtige Eigenschaften ihm sichern. Wer an der Schwelle stolpert, wenn er in einen Gesellschaftssaal tritt, hat nicht nur das körperliche, sondern auch das moralische Gleichgewicht verloren, und er verliert auch die Zeit, die nöthig ist, um es wieder herzustellen. Leider erfährt man meistens, daß man sich an ein ungeschicktes Benehmen gewöhnt hat, erst dann, wenn Einem der ungünstige Eindruck entgegenkommt, den man dadurch hervorbringt, ja es giebt Leute, die so wenig auf sich selber achten, daß sie mit der Gesellschaft lachen, ohne zu wissen, daß sie selbst ausgelacht worden sind. Dies Schicksal trifft meistens die Zerstreuten, also nicht nur dumme, sondern oft sehr gescheidte Menschen. Zerstreuung ist keinesweges immer eine Zersplitterung der Gedanken, sondern meist ein Versinken in Betrachtung eines Gegenstandes, der gewöhnlich denen fremdartig ist, von denen man eben umgeben ist und denen man seine Aufmerksamkeit zuwenden sollte. Von Zerstreuung sowohl, wie von den vielen ungeschickten Angewöhnungen, welche sie herbeiführt, indem sie ihnen einen Spielraum öffnet, kann man sich heilen, oder vielmehr man kann ihnen vorbeugen im Umgange mit sich. Man betrachte nicht das Alleinseyn als einen Zustand, in dem man sich gehen lassen und sich benehmen dürfe, wie man

wolle, ohne irgend eine Grenze zu stellen. Es giebt natürlicherweise Manches, das man nur allein vornehmen kann und nie in Gegenwart von Anderen vornehmen darf. Diese Fälle ausgenommen, die Jeder sich selbst sagen kann und die daher nicht näher bezeichnet zu werden brauchen, soll man sich selbst nicht als Niemand betrachten. Wie man mit sich nie unanständig seyn soll, so wird man klug handeln, wenn man sich selbst auch noch die weitere Rücksicht schenkt, sich so zu benehmen, als wenn Jemand zugegen wäre. Wer — um nur einige Beispiele des äußeren Verhaltens anzuführen — in seinem Zimmer auf den Boden spuckt, laut aufgähnt, sich auf eckelhafte Weise kratzt, Sachen, die man gebraucht hat, auf ungeschickte Weise hinstellt, dies und vieles Andere thut auf eine Art, die von anständigen Personen als unschicklich bezeichnet werden müßte, der wird es fast unfehlbar auch vor Anderen thun, wenn nicht immer, doch in Augenblicken, in denen er sich nicht beobachtet glaubt, aus Zerstreuung, wenn er leidenschaftlich erregt ist, wenn er sich oder vielmehr die Gegenwärtigen vergißt — oder er muß das ungemein schwierige Unternehmen immer sicher durchführen können, so zu sagen eine andere Person anzuziehen, wenn Andere zugegen sind. Wer im Innern seiner Familie — das viele Leute unrichtigerweise als ein Alleinseyn betrachten — flucht, auf rohe Art lacht, schreit, sich gemeiner Ausdrücke bedient, im Scherz wie im Ernst, der wird wenigstens sich der Gefahr aussetzen, daß solche Ungebührlichkeiten ihm entschlüpfen, wenn er in Gegenwart von Anderen von einer leidenschaftlichen Stimmung überrascht wird. Wer sich aber auch in der Einsamkeit beobachtet und darauf sieht, daß Alles in gehöriger Weise vollzogen werde, der hat den großen Vortheil, daß er in Gegenwart von Anderen nicht zu heucheln braucht, daß er seiner selbst sicher bleibt, daß er sich einer belebten Stimmung überlassen kann, wodurch allein Anregung und Farbenspiel in die

gesellschaftliche Unterhaltung kommt, ohne befürchten zu müssen, daß etwas Gemeines durchschimmert, daß er unbewußt nachtheiligen Aufschluß giebt über die Verborgenheiten seines Wesens, der sein sonstiges Verhalten als eine Maske erscheinen läßt, welche geheime Schäden verdeckt. Geziemender Anstand, schickliches Benehmen, gute Art überhaupt in der Mittheilung mit Anderen soll aber keine Maske, sondern der natürliche Ausdruck eines veredelten Innern seyn; man soll sich nicht selbst zu einem Doppelgänger machen, den man wie eine elende Lüge ausstaffirt; es ist nicht nur unredlich, sondern auch unklug, denn früher oder später trifft man auf Leute, die scharfsichtig genug sind, um sich nicht vom Firniß blenden zu lassen, um hinter der aufgetragenen Tünche das Original zu erkennen. Es ist aber auch viel schwieriger, eine solche Doppelgängerei durchzuführen, es ist eine Last und Plage. Wer aber von Innen heraus sein Benehmen bearbeitet, sich im Umgange mit sich selbst regelt, unternimmt bei weitem nicht so Mühsames, denn was er sich zuerst auferlegt und durch Achtsamkeit festhält, das wird eine Gewohnheit, er thut dann unwillkürlich das Rechte und ist sicher.

Es giebt besonders zur gegenwärtigen Zeit viele Leute, welche namentlich im freien Umgangsleben Alles für erlaubt halten, was nicht ausdrücklich, ich möchte sagen gesetzlich verboten ist, jede Regel für eine Belästigung erklären, Zwanglosigkeit als ein Recht des freien Menschen in Anspruch nehmen ohne sich darum zu bekümmern, ob sie in Rücksichtslosigkeit ausartet. Diese werden natürlich die obige Anweisung bezeichnen als eine unerhörte Pedanterie und lächerliche Selbstquälerei. Ich muß gestehen, daß sie das werden kann, wenn sie nicht im rechten Maaße und mit richtigem Urtheil, blos nach dem Buchstaben und ohne Geist zur Anwendung gebracht wird. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß eine einseitige und geistlose Anwendung davon lächerliche und fast

unverbesserliche Karikaturen hervorbringen kann. Wie diesem Unglück vorbauen? Man studire sein eigenes Wesen, man zwinge sich nichts auf, wozu man nicht eine natürliche Anstelligkeit vorfindet. Wer von Natur schwerfällig ist, soll nicht durch graziöse Leichtigkeit glänzen, wer einen Klumpfuß hat, nicht tanzen wollen, der Stammelnde nicht declamiren, der Heißere nicht singen. Jeder unterlasse das, wofür er ein unüberwindliches Hinderniß mit auf die Welt gebracht. Manches kann durch Uebung verbessert werden: ein mangelhaftes Gedächtniß kann geübt, eine verkehrte Aussprache zu einer tadellosen erhoben werden. Wer aber kein Gehör, kein Augenmaaß für das richtige Verhältniß der Körperumrisse hat, der soll es ja unterlassen, Musik oder Zeichnen lernen zu wollen, denn Naturgaben lassen sich weder durch Uebung noch Kunst ersetzen; überhaupt sollen nur diejenigen den Künsten obliegen, welche eine deutlich ausgesprochene Anlage dafür besitzen, denn in der Kunst gilt die Regel, daß nur die Ausgewählten berufen sind. Vor Allem aber hüte man sich in seinem Benehmen vor Nachahmung im sklavischen Sinne. Man soll Niemandem Einzelnes abgucken und auf sich übertragen wollen, wenn man nicht in sich selbst die Anlage vorfindet, das Ganze, was uns als musterhaft erscheint, in eigenthümlicher Weise aus uns selbst hervorbringen zu können. Man hüte sich, Besonderheiten einer fremden Nationalität anzunehmen und zur Schau zu tragen; sie sind bei den Eingebornen oft schon bizarr, wenn sie auch eben dadurch einen gewissen verlockenden Reiz haben, bei uns aber, die wir die Nationalität dazu nicht hervorbringen können, werden sie abgeschmackt und abstoßend. Hat Jemand für irgend etwas eine natürliche Anlage, so führt der zu häufige Gebrauch davon fast immer zum Mißbrauch; Andere mißbrauchen ihn, wenn er sich zu willig gebrauchen läßt. Hat Jemand die Gabe des Witzes, so kann der Ruf eines Witzboldes ihm leicht verderblich

werden, man erwartet von ihm nur Witz, man fordert ihn von ihm, man stachelt man kitzelt ihn dazu, und da Niemand immer witzig seyn kann, so muß am Ende der Mißbrauchte sich zu Wortspielen herablassen um mit Kühlheiten zu enden. Fremde Witze auf den Markt bringen ist so mißlich, als mit geschmuggelten Waaren zu handeln; es geht vielleicht eine Zeitlang gut, aber wer einmal ertappt wurde, dem wird bei jeder Gelegenheit der Ursprungsschein abgefordert.

Jeder denkende Mensch muß darauf ausgehen, sich zu vervollkommen. Im Umgange mit sich wird man durch Erfahrung, durch Nachdenken wie durch Vergleichung mit Anderen Grundzüge des Verhaltens bilden, welche Jedem eigenthümlich bleiben, in der Besonderheit des eigenen Wesens, vielleicht in dessen Sonderbarkeit wurzeln, und die Niemand im Voraus ertheilen kann. Sie werden sich von selbst finden; man spüre ihnen nicht zu ängstlich nach, denn sonst kann der Umgang mit sich allerdings zu einer Selbstquälerei werden. Es giebt Menschen, die in Allem, was sie unternehmen, sich nicht genug thun können. Diese fortwährende Angst, ja nicht etwas zu verfehlen, beruht meistens entweder auf Mangel an Urtheilskraft oder auf Eitelkeit; man übersieht nicht, was erreicht werden soll, oder man will es besser machen als alle Andere, und in beiden Fällen herrscht Unruhe und Unsicherheit. Das jedem Menschen innewohnende Vermögen, der Innbegriff seiner geistigen und körperlichen Anlagen, bedingen eine Grenze, die er nicht überschreiten kann. Nicht Jeder kann Alles erreichen, und auch der Fähigste schreitet nur stufenweise vor. Man stecke sich daher kein allzu hohes Ziel und gehe nicht vorwärts bis man empfindet, daß man sich auf eine Stufe emporgehoben hat, auf der man fest steht. Man mäckle, zerre und putze nicht ewig an sich, weder an seiner inneren noch äußeren Person, wie ängstliche und beschränkte Lehrer es wohl an ihren Zöglingen thun, die dann,

weil man ihnen nie Ruhe läßt, gewöhnlich sich abscheulich benehmen und den Plagegeist verwünschen. Man soll sich nicht selbst ein Zuchtmeister seyn wollen, der nie befriedigt wird, denn dann geht alle Unbefangenheit verloren. Man beobachte einen Menschen, der an Oeffentlichkeit nicht gewöhnt ist, und dem es einmal obliegt, einen öffentlichen Vortrag zu halten. Ist er mit sich beschäftigt, forscht er ängstlich nach der Wirkung, die er hervorbringt, so ist er auf mißlichem Wege. Ist er aber des Gegenstandes voll, den er zu behandeln hat, versenkt er sich in ihn, so wird dieser ihn tragen, wenn er dessen mächtig ist, seine Persönlichkeit wird untergeordnet und darum nicht auffällig. Wenn man im Umgange mit sich Sich allein zum Gegenstande macht, so läuft man Gefahr, dieses Selbst absonderlich und auffallend zu gestalten. Der Mensch lebt nicht um zu leben, sondern um zu wirken. Diese Bestimmung verliere er nie aus den Augen, dann wird sein Lebenswerk vorzugsweise seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, dessen Ziel und Zweck auch das seinige werden und sein Selbst dem Sich unterordnen. Sein Selbst zum Hauptgegenstand zu machen, ist ein Erbfehler des menschlichen Geschlechts; die natürliche Selbstliebe, welche zur Erhaltung nothwendig, ist ohnedies so mächtig in der Brust eines Jeden, daß er sie bewältigen muß, damit sie nicht in Selbstsucht ausarte. Die Selbstsucht bezieht Alles auf sich, ist nur thätig und werkeifrig, um Sich zu fördern und zu heben, und trägt die Strafe mit sich, daß sie sich nie Genüge leistet und daher nie eine wahre Befriedigung gewährt. Wenn man aber bedenkt, daß man die Sache Gottes und der Menschheit mitzufördern berufen ist, und nur den Antheil fordert, der dem redlichen Arbeiter zukommt, so wird der beste Lohn die Befriedigung seyn, seine Pflicht erfüllt zu haben. Eine solche Gesinnung schützt vor gar vielen Gefahren. Die Güter der Welt sind ungleich vertheilt, Vielen ist versagt, was Andere in Ueber-

fülle besitzen, die Ehre wird häufig dem zu Theil, dem sie nicht gebührte. Es ist das Loos der Menschen, diese Erfahrung ertragen zu müssen; wer sich aber betrachtet als im Dienste Gottes und der Menschheit mehr als in dem der Menschen begriffen, der wird eine Menge Verstimmungen von sich abhalten können, unter welchen die Selbstsüchtigen bitter leiden. Eifersucht, Neid über das Glück, das Andern zu Theil wurde, als Folge davon Scheelsucht und Haß, oder Kleinmuth und Verzichtleistung auf alle Mitbewerbung, weil Andere den besten Lohnantheil vorweg nehmen, sind lauter Seelenleiden, die das Gemüth verbittern, das Leben verdüstern und uns dahin treiben, das Unglück, das wir erfahren, an uns selbst zu vollziehen. Wir können diese unheilvolle Neigungen bewältigen im Umgange mit uns selbst, wir können ihre Keime in uns nur vertilgen im Umgange mit Gott, von dem allein wir Demuth und Liebe lernen können.

Das größte Unglück, das den Menschen treffen kann, weit größer als Mißkennung und Zurücksetzung der Welt, ist Selbstverachtung. Ist sie gerecht, muß das unbestechliche Gewissen und die unerbittliche Vernunft diesen gräßlichen Spruch fällen, so wird Selbstverachtung die Seele untergraben, wenn sie sich nicht in Reue auflöst und den Entschluß hervorruft, die eigene Achtung wieder zu verdienen. In diesem Zustande ist nur Hülfe von Gott zu erhalten, der Mensch kann sie nicht bei sich suchen, wenn er seiner Unwürdigkeit sich bewußt ist.

Man soll also sich selbst achten und ehren, und dafür sorgen, daß man es kann. Man soll nichts mit sich selbst vornehmen, dessen man sich schämen müßte. Man soll keinen lasterhaften Gelüsten nachhängen, keusch seyn wie in der That so auch in Gedanken. Thierische Triebe sollen den Willen des gesitteten Menschen nicht bestimmen, aber es ist naturgemäß unvermeidlich, daß er ihre Macht empfindet; er soll demnach dafür sorgen, daß ihre Befriedigung auf erlaubte

Weise statt finden kann. Das ist indessen in vielen Fällen schwierig, in manchen mit unüberwindlichen Hindernissen verknüpft. In unseren Zeiten ist die Begründung einer Familie auf gewissenhafte Weise oft nicht zu erlangen, und höchlichst zu bedauern sind die jungen Leute, welche in diesem Widerspruche der Natur und der bürgerlichen Nothwendigkeit dem ungestümen Mahnen ihrer Empfindungen widerstreben müssen. Bei allem gerechten Antheil an der Peinlichkeit einer solchen Lage muß man dennoch dazu auffordern, sich zu bezwingen, denn die Folgen der unerlaubten Befriedigung für sich und Andere sind in der Regel ernsthaft und verderblich.

Gegen alle unwillkürlich in uns aufkommende Wünsche, gegen Verstimmung, gegen die üble Laune, welche immer einen körperlichen oder geistigen Grund hat, dessen wir uns aber nicht bewußt sind, giebt es ein, wenn es richtig und beharrlich angewendet wird, unfehlbares Mittel — Thätigkeit. Ein träumerisches Sichgehenlassen, ein Hinbrüten, worin die Seele verschwimmt, der Gedanke unstät herumirrt, ohne eines Gegenstandes habhabt werden zu können, ist eine Entsagung der geistigen Herrschaft über sich, und die Sinnlichkeit wird vollmächtig. Vorübergehend wird jeder Mensch sich diesem Einlullen seines Wesens hingegeben, auch einen Reiz darin empfunden haben, der dem ähnlich seyn mag, der dem Opiumrausche vorangeht. Wenn es aber Gewohnheit wird, in solche seelische Starrsucht zu verfallen, so kann man sagen, daß wenn es böse Mächte giebt, wir ihnen in solchem Zustande am nächsten Preis gegeben sind. Je länger man es anstehen läßt, je schwerer wird es, sich aufzuraffen und den halbwachen Zauberschlaf von sich abzuschütteln. Er wird auch bald lästig, wenn er längere Zeit dauert, denn die Einbildungskraft, die allein dabei thätig ist, ermüdet, die Leere und Nichtigkeit drückt dann auf uns wie atmosphärische Gewitterschwüle und erzeugt eine Art von Bangigkeit, der man sich

zu entziehen sucht. Langeweile ist das Wort dafür; die Zeit ist nur lang, wenn sie nicht ausgefüllt ist, wie die Luft nur drückend wird, wenn die Elektricität sich daraus zurückgezogen hat. Langeweile ist kein Zustand der Ruhe, sondern der Aengstlichkeit, aus der man zu entkommen sucht; im wirklichen Schlaf langweilt sich Niemand. Um der Oede und der Langeweile zu entfliehen, nimmt der Mensch am häufigsten nicht seine eigene Kraft, sondern die Anderer in Anspruch; er schiebt statt der eigenen Thätigkeit Zerstreuung ein.

Zerstreuung gewährt Erleichterung von der Langeweile, oder hebt sie auch dadurch, daß wir von dem Eindruck fremder Thätigkeit berührt werden, so daß unsere eigene ohne besondere Anstrengung angeregt wird, wie im Gespräch oder im Spiel, oder auch so, daß wir passive Zuschauer abgeben, wie beim Anblick eines Menschengewühls oder im Theater. Ein höherer Kunstgenuß fordert aber die Selbstthätigkeit des Genießenden, um in seiner vollen Bedeutung erfaßt zu werden. Zerstreuung als Erholung von der Arbeit ist ein Bedürfniß, und die Wahl der Art von Erholung ist natürlicherweise sehr verschieden nach dem geistigen und gesellschaftlichen Standpunkte eines Jeden. Dafür aber sorge Jeder, daß sie keine unwürdige sey, und auch möglichst dafür, daß sie dem Geiste Nahrung biete. Müßige Leute werden vergnügungssüchtig und suchen wieder Zerstreuung vom Vergnügen, denn nur durch häufigen Wechsel darin verscheuchen sie die Langeweile. Wenn ihnen das gelingt, so haben sie in der That Großes erreicht; was sie aber nicht verhindern können, ist, daß allmälig ihr Geist, wenn sie einen hatten, verflacht wird und daß eine Oede um sie herum entsteht, welche aus eigener Kraft auszufüllen sie am Ende ohnmächtig werden und daher stets zu Anderen ihre Zuflucht nehmen müssen, von ihnen verlassen aber höchst unglücklich sind. Es kommt allerdings vor, daß Leute, welche man allen Vergnügungen nachlaufen sieht, sehr geistreich sind;

gewöhnlich sind sie dann Beobachter des Lebens, Andere bieten ihnen Stoff zu Wahrnehmungen, Vergleichungen, und sie sind nicht müßig.

Da nun sowohl Pflicht als Klugheit von uns Thätigkeit fordert, so ist es vorzugsweise im Umgange mit uns selbst, daß wir die Kunst lernen und üben sollen, die Zeit richtig anzuwenden. Niemand wird den rechten Weg finden, der nicht genau weiß, wohin er will und nicht die Gegend kennt, oder kennen lernt, durch welche er am zweckmäßigsten dahin gelangt. Es giebt allgemeine Zwecke, die Jeder mitbefördern helfen soll, wie Religion und Gemeinwohl; Jeder hat aber noch ein eigenes Ziel seiner Thätigkeit, ein Fach, für das er sich vorzugsweise befähigt, dessen Bearbeitung seine besondere Lebensaufgabe ausmacht. Dieses hat den ersten Anspruch an seine Zeit, diesem ist er sie vornehmlich schuldig. Man kann sich aber auf sehr verschiedene Weise mit einem Gegenstande beschäftigen, mit Eifer, Lust und Liebe, oder nothgedrungen und lau. Es ist zuverläßig, daß man in keinem Fache Großes vollbringen wird ohne einen gewissen Grad von Enthusiasmus. Darüber jedoch ist man immer Herr, daß man während der Zeit, in welcher man sich mit einem Gegenstande beschäftigt, sich ihm ganz hingiebt, seine volle Aufmerksamkeit und alle seine Kräfte wie in einem Brennpunkte versammelt. Nur auf diese Weise wird man eine Arbeit fördern und etwas vor sich bringen, und nur so wird man den Muth erhalten, mit Beharrlichkeit fortzufahren. Man muß, wenn man eine Arbeit vornimmt, alle andern Eindrücke zurückweisen und keinen Gedanken vorlassen, der nicht zur Sache gehört. Das Vermögen, von Allem abzuziehen was nicht auf die vorhabende Beschäftigung Bezug hat, ruht auf dem Willen, kann gelernt und geübt werden. Hat man diese Fähigkeit erworben, so richtet man in einer gegebenen Zeit viel mehr aus, als wenn man unterlassen hat eine solche Grenzlinie zu ziehen. Dieses

gilt mehr oder weniger auch von den mechanisch-einförmigen Handthierungen, wie man denn z. B. schneller geht, wenn man auf seinen Schritt achtet. Nächstdem ist eine Uebersicht der Thätigkeit erforderlich, also eine Eintheilung der Arbeit und der Zeit. Die Eintheilung der Arbeit geht aus ihrer Natur hervor und muß natürlich auf dem Grundsatze beruhen, daß die verschiedenen Theile organisch in einander greifen. Fast in jeder Beschäftigung giebt es Theile, die uns nicht ansprechen, entweder weil sie schwierig oder trocken sind, oft wissen wir kaum einen Grund für einen solchen Widerwillen; man verschiebe ja nicht solche Arbeiten, um sie mehr zusagenden hintanzustellen, man greife sie fest an, wenn sie sich zur Erledigung darbieten, sie wollen doch gethan seyn, sie verschwinden nicht, weil sie verschoben werden, sondern häufen sich an, und um nicht dann und wann ein unangenehmes halbes Tagewerk vorzunehmen, verurtheilt man sich selbst zu einer widerwärtigen Woche. Die Zeiteintheilung hängt sehr viel ab von der Lebensweise, vom Temperament, von der Gewandtheit, von der Befähigung rasch oder langsamer zu arbeiten, von manch anderen inneren und äußeren Zuständen. Zweckmäßig wird sie nur dann seyn, wenn man das Alles in Anschlag bringt und sich darnach eine Methode bildet. Man lasse keinen Tag ohne Arbeit verstreichen und suche immer den Geist zu beschäftigen auch in den Erholungsstunden. In Allem, was man thut, Groß und Klein, halte man eine Uebersicht des Tagewerks fest, das allein schützt gegen Verwirrung und Vergessen. Kennt man genau die Summe von Arbeit, welche Einem obliegt, so übernimmt man auch nicht mehr als man besorgen kann. Im Arbeiten befördert man auch das Vergnügen, denn dies bietet nur einen Genuß dar, wenn die Stimmung dazu durch Arbeit bereitet ist. Die richtige Zeit zum Arbeiten kann Jeder aus eigener Wahrnehmung bestimmen. Man vermeide Ueberanstrengung, wenn es möglich

ist, denn irgend ein Theil der Arbeit wird dann nothwendig leiden müssen unter der Abspannung, die unvermeidlich darauf folgt. Hat man sich an regelmäßiges Arbeiten gewöhnt, so wird man sich überzeugen, daß Thätigkeit unentbehrlich ist zur Gesundheit der Seele und des Körpers, daß sie allein eine Verkränkelung beider verhindert, daß sie allein Heiterkeit und Freudigkeit schafft.

Wenn man Plane macht für sein Wirken, so soll man auf Erfolg hoffen, aber ihn ja nicht als unfehlbar voraussetzen. Es giebt Menschen, die unverbesserliche Selbstschmeichler sind, deren Einbildungskraft einen fast abenteuerlichen Erfolg ausmalen und ausschmücken, die, wie man sagt, spanische Luftschlösser bauen. Einer solchen thörichten Gaukelei soll man sich ja nicht hingeben, denn sie hat die verderbliche Folge, daß die Enttäuschung um so niederschlagender ist. Man vollziehe eine Arbeit mit möglichster Sorgfalt, man lege einen Plan mit aller Voraussicht und unterlasse Nichts, um das Gelingen zu sichern, den Erfolg stelle man in Gottes Hand und beginne frisch ein neues Werk. Das ist unendlich viel leichter gesagt als gethan, allerdings, und es soll zugegeben werden, daß diese Selbstbeherrschung einen kräftigen Geist voraussetzt, aber Jeder soll versuchen es über sich zu gewinnen, weil es das einzige Mittel ist, um sich in einem muthigen Gleichgewichte zu erhalten. Hängt der endliche Erfolg nicht von uns ab, so können wir nicht mehr thun, als die Vorkehrungen nach besten Kräften zu treffen und müssen uns dann den Spruch des Schicksals gefallen lassen, und es ist daher klug, uns auf Entsagung vorzubereiten. Aber sie muß den Eifer für die Sache nicht schwächen, denn Gott wird uns nur helfen, wenn wir uns selbst helfen, wenn wir es möglich machen, daß uns geholfen werden kann, denn Niemand soll für sich ein Wunder erwarten. Glücklich wer sich diese Gesinnung aneignet, er wird dem Unglück eine ruhige Stirne

entgegenhalten, wird mit Beharrlichkeit wieder beginnen und aus einer Niederlage die Kraft zum Siege schöpfen; sie ist der Talisman aller Menschen, die Großes vollbringen, der sie nie sinken läßt.

Nur ein schwaches Gemüth hofft auf Glück ohne sein Zuthun. Wer müßig dahinlebt in der Erwartung einer Erbschaft z. B., hat die Bedeutung seines Lebens eingebüßt, wenn er sie bekommt, und erleidet nur eine gerechte Strafe, wenn sie ihm vorenthalten wird. Glücksspiel ist darum so verderblich, weil es nicht nur der Gefahr aussetzt, alle äußern Mittel sondern auch die Kraft zur eigenen Thätigkeit einzubüßen. Das Schlimmste am Lottospiel ist nicht, daß es viele Menschen um ihr Geld bringt, sondern daß es noch eine unendlich größere Zahl moralisch verdirbt und gewöhnlich die Gewinner am meisten.

Diese Pflicht zur Selbstthätigkeit sollen zu ihrer eigenen Wohlfahrt auch diejenigen an sich erfüllen, die in Reichthum und Ueberfluß leben und nicht nöthig haben, für ihren Unterhalt zu arbeiten. Menschen in dieser Lebenslage wissen eine Menge Entschuldigungsgründe für ihre Unthätigkeit sich selbst zuzuflüstern und verschmähen das einzige Mittel, um der tödtlichen Langeweile zu entgehen, von der sie geplagt sind. Gewöhnlich sorgt eine formell gute Erziehung für eine bunte Reihe von Unterrichtsgegenständen, aus denen eine verworrene Kenntnißnahme hervorgeht von vielerlei Wissen, das keine Verwendung finden kann und nur ein eitler Putz eines zierlichen Müßigganges bleibt. Man betrachte nur das Leben mancher Damen, die sich mühsam abquälen in dem Schnürleib einer verfeinerten Erziehung, ohne etwas zu verrichten, als den Paradedienst der Gesellschaft, worin die Eitelkeit, deren Befriedigung sie nachjagen, das einzige belebende Princip ist. Gewöhnlich sind sie so geworden, weil sie so werden mußten, weil sie Erzeugnisse der Erziehung und Gewohnheit

sind und nicht den mindesten Begriff davon haben, daß vornehme und reiche Frauen eine andere Bestimmung haben könnten, als Zierpflanzen der feinen Welt zu seyn. Solche Wesen haben gar keinen Umgang mit sich und lernen sich nie anders kennen als im Spiegel, der ihr vertrautester Freund wird und sie doch so häufig abscheulich verräth.

Man behandle seinen Körper mit Sorgfalt und Achtung. Gesundheit, die äußerliche Grundbedingung eines glücklichen Daseyns, beruht auf dem harmonischen Zusammenwirken aller Theile des Körpers in solcher Weise, daß jeder einzelne die ihm von der Natur zugeschiedene Obliegenheit ungehindert vollziehen kann. Gesundheit ist also eine in richtigem Verhältnisse fortschreitende Entwickelung und kann nur durch Thätigkeit des Körpers erhalten werden. Träge Ruhe ist der Gesundheit so schädlich als über Gebühr fortgesetzte Anstrengung. Nicht nur Laster, die den Körper mißbrauchen, sondern auch häufig eintretende leidenschaftliche Aufregung verschiebt die Bedingung einer regelmäßigen Entwickelung und hindert die Gesundheit. Mäßigkeit in jedem Genuß befördert sie und ist die Grundbedingung eines behaglichen Daseyns.

Vollständige Reinlichkeit an sich selbst ist eine Pflicht gegen sich wie gegen Andere. Weit mehr Menschen, als man glauben sollte, verharren in dem unbegreiflichen Irrthum, daß man nur reinlich seyn solle, um nicht vor Anderen schmutzig zu erscheinen, sind daher nur reinlich zum Schein, und so kommt es sehr häufig vor, daß Menschen in der elegantesten äußeren Erscheinung im höchsten Grade unreinlich sind. Vielbeschäftigte Aerzte haben in dieser Beziehung häufig Gelegenheit, Wahrnehmungen zu machen, über die man erstaunen würde. Gewöhnlich ist Trägheit der Grund von Unreinlichkeit, bisweilen Armuth und die Gleichgültigkeit, die sie erzeugt. Vollständige Reinlichkeit der eigenen Person ist aber vornehmlich eine Pflicht gegen sich selbst, die Entwürdigung der Per-

son in der eigenen Meinung ist nicht geringer, als die Beschämung vor Anderen. Man lege sich selbst eine Regel auf und sie wird bald unwillkürliche Gewohnheit. Was ist Reinlichkeit des Körpers? Nichts Anderes als die möglichste Abwesenheit von jedem fremdartigen, und also auch von jedem vom Körper selbst ausgeschiedenen Stoff. Hiernach kann Jeder sich selbst sagen, was zur Reinlichkeit erforderlich ist, ohne daß es nöthig wäre, in einer genauen Nachweisung aufzudecken, was lieber geheim bleiben möge. Es folgt aber auch daraus, daß Reinlichkeit nur dann vorhanden ist, wenn der Schmutz so oft entfernt wird, als er sich ansetzt. Es giebt Menschen, welche sich etwas leicht mit der Reinlichkeit abfinden, allenfalls sich zu einer täglichen Hauptwaschung verstehen und dann meinen, Alles gethan zu haben, was billigerweise von ihnen gefordert werden kann. Es ist klar, daß sie während der sechzehn Stunden eines gewöhnlichen Tagelebens manchmal in den Fall kommen müssen, nicht rein zu seyn. Der Mund ist einer der wichtigsten Theile des menschlichen Körpers, er ist das Werkzeug zur Verkündigung von Ideen, Gedanken, Empfindungen, die oft durch unmittelbare Berührung sich vermitteln, durch Wort und Kuß. Weil aber der Mund auch ein unvermeidliches Werkzeug der Ernährung ist, so bedarf es einer sorgfältigen Reinlichkeit, um ihn fähig zu machen, seine Bestimmungen zu erfüllen, ohne Abscheu zu erregen. Hierin liegt ohne Zweifel hinlängliche Aufforderung, um der Pflege des Mundes besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Das geschieht häufig nicht, und dennoch ist ein unreiner Mund ein so widerlicher Gegenstand, daß er Jugend, Schönheit, Grazie, die edelsten Ausströmungen des Gefühls, die geistvollsten Mittheilungen befleckt und verunstaltet, die Wirkung, die sie hervorbringen können, wie mit einem giftigen Hauche vernichtet. Man würde erschrecken über die Bekenntnisse eines Zahnarztes. Unreinlichkeit des Mundes be-

lästigt nicht nur Andere, sondern auch die Person selbst durch einen unleidlichen Geschmack. Reinlichkeit des Mundes ist unerläßlich, wenn der Geschmacksinn wirken soll, wenn man den wahren Genuß haben soll von Speisen und Getränken; daher soll man nach jeder, großen oder kleinen Mahlzeit den Mund reinigen. Man kann nicht genug Sorgfalt darauf verwenden, nicht genug die Pflege des Mundes jungen und alten Leuten empfehlen, weil man durch deren Vernachläßigung sich selbst und Anderen zum Eckel wird. Daß Alles, was vom Munde gesagt ist, auch vom Kopfe gilt, versteht sich wohl von selbst. Das in nächster Reihe vermittelnde und am häufigsten entblößte Glied des menschlichen Körpers ist die Hand. Mit der Hand berührt man sich selbst und Andere, berührt Dinge, welche uns selbst und Anderen dienen sollen; es ist daher ein höchst billiges Verlangen, daß sie wenigstens rein sey. In den Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft, in welchen nicht mit den Händen gearbeitet wird, kann sie es immer seyn. Nach vollendeter Arbeit kann auch ein Handwerker reine Hände haben, und es ist eine Pflicht für ihn, er ehrt sich selbst und seinen Stand dadurch. Bekanntlich ist eine sogar zierliche Pflege der Hand eine Forderung der feinen Welt, die an Jeden gemacht wird, der darin erscheinen will; man erfülle sie, denn die Mühe ist gering und kaum in Anschlag zu bringen, ob man es nachläßig oder vollständig macht, und die Hand soll doch wenigstens dem Anzug nicht nachstehen, worauf namentlich die Frauenzimmer häufig so unverantwortlich viel Zeit verwenden müssen. Unreine Zierlichkeit ist eine eckelhafte Lüge, die, wenn sie an den Tag kommt, einen sehr nachtheiligen Schluß nach Innen gestattet.

Ordnungsliebe ist ebenfalls eine Haustugend, die im Umgange mit sich geübt und erhalten wird. Sie muß die Regel eines Jeden werden, der seine Zeit gut verwenden will. Die Mühe, einen Gegenstand, den man gebraucht hat,

an den Ort hinzulegen, wohin er gehört, um die Ordnung zu erhalten, lohnt sich reichlich; die Mühe, das unordentlich Zusammengeworfene zu entwirren, ist viel größer. Ordnung muß herrschen im Vermögen, im Hausstande, in den Ausgaben, aber wenn eine richtige und bequeme Lebensordnung erhalten werden soll, so muß sie auch obwalten in den kleinen Gegenständen, mit denen jeder Mensch mehr oder weniger sich umgiebt. Unordentlichkeit verursacht jedem Menschen viel Unannehmlichkeit und Verlegenheit, an Frauenzimmern ist sie besonders unleidlich, weil sie die ihnen obliegende Waltung im Hause unmöglich macht.

Wir haben gesehen, daß der Mensch im Umgange mit sich geübt und bereitet werden soll für das Leben, daß er, eingedenk seiner Pflichten gegen Gott, sich und Andere einen Charakter bilden soll, um nach richtigen Grundsätzen zu handeln. Dieser Umgang soll nie aufhören, soll sich immer veredeln, immer traulicher und inniger werden, damit man sich selbst ein treuer, redlicher Freund, ein aufgeklärter Berather werde. Der Umgang mit sich bereichert und gestaltet sich durch die Erfahrungen des Lebens, das sich darin abspiegelt, dessen Bezugnahme auf uns darin verständigt, ergänzt und berichtigt werden soll. Nur von diesem Standpunkte aus kann man den Umgang mit Andern richtig auffassen, nur im Umgange mit sich kann man eine Haltung gewinnen und in der Welt mit Sicherheit auftreten.

Die Andeutungen zum Umgange mit sich selbst, welche gegeben wurden, konnten nur die allgemeinen Umrisse vorzeichnen. Sie enthalten nur die allgemeinen Gründe, warum man mit sich Umgang pflegen soll, den Werth dieser Selbsterziehung, das, was dadurch erreicht werden, die Richtung, die dabei zweckmäßig eingehalten werden kann. Sie können

nicht weiter gehen, nicht Alles bis in's Einzelne ausführen. Denn wenn man das thäte, wenn man so zu sagen einen Muster-Mensch aufstellte, so würde man nur eine Nachahmerei befördern, die nur einförmige Maschinen bilden kann. Menschen sollen sich selbst bilden, sich mit dem eigenen Geiste beleben; dieser soll geweckt und so weit geleitet werden, daß er sich selbstständig entwickeln kann. Die Methode zum Umgange mit sich muß Jeder erst finden, indem er mit sich umgeht, und er wird sie finden, wenn er in seinem Streben nicht nachläßt; die für ihn richtige ist eben nur die, welche er selbst herausfindet, vorausgesetzt, daß er sie nach richtigen Grundsätzen gestaltet und beharrlich durchführt.

Es giebt Zwangsmethoden der Erziehung, welche den Menschen von allem Umgang mit sich abschneiden. Sie haben einen einseitigen Zweck und erreichen diesen nur durch Ertödtung der Individualität. Die Jesuiten z. B. legen ihren Schülern, welche zum Eintritt in den Orden bestimmt sind, eine eben so grausam als scharfsinnig erdachte Regel auf, welche sie sich selbst vollkommen entfremden, ihnen vorschreibt, nicht nur was sie thun, sondern auch was sie denken sollen, und ihnen durch Einsamkeit und Stille, die aber häufig von dem nachforschenden Zuchtmeister unterbrochen wird, alles Selbstbewußtseyn entwindet, bis sie willenlos in sich zusammensinken, um bereite Werkzeuge eines fremden Willens zu werden. So werden Jesuiten gebildet, aber nicht Menschen.

Wir aber glauben, daß der Mensch ein Recht auf sich selbst habe, das Gott ihm gegeben, und Niemand ihm vorenthalten soll. Wir wollen ihm, wie seine äußere, so auch seine innere Freiheit erhalten und fordern ihn daher auf, durch Umgang mit sich eine Selbstständigkeit zu gewinnen, durch welche er Gott, sich selbst und allen Andern gerecht werden kann. Daher schreiben wir nur die unumgänglichsten Gesetze vor, ertheilen nur die unumgänglichsten Rathschläge,

damit Jeder, der auf uns hören will, dahin geleitet werden kann, selbst den Rath zu finden, der im besonderen Falle für ihn taugt.

Wir wenden uns nun zu einigen Vorschriften, welche nützlich seyn werden, um sich dazu vorzubereiten, mit Andern umzugehen.

Vorschriften über die Fähigkeiten, welche man haben muß, um mit Anderen umzugehen.

Haltung ist die harmonische Uebereinstimmung der äußeren Erscheinung des Menschen mit seinem inneren Gehalt. Sie soll also der natürliche Ausdruck des Charakters seyn. Am natürlichsten wird sie seyn, wenn sie unbewußt ist. Je entschiedener und bestimmter ein Charakter ist, je mehr spricht er sich aus in der äußeren Haltung. Der Stolze, Hochmüthige wird unwillkürlich eine abwehrende oder schneidend herausfordernde, der Muthige eine würdevolle, aber ruhige Haltung haben; Ersterer bedarf der Anerkennung und fordert sie, Letzterer ist ihrer gewiß und sucht sie nicht. Der Feige, Unterwürfige, Kriechende hat gar keine Haltung, er nimmt die an, welche ihm auferlegt wird von den Personen, unter welchen er sich befindet. Der Schüchterne ist haltungslos aus Verwirrung, und wenn diese gewichen ist, findet er die Haltung wieder, je nachdem er einen selbstständigen Charakter hat.

Eine richtige Haltung wird immer auf einer inneren Eigenthümlichkeit beruhen, aber man muß bemüht seyn, ihr einen passenden Ausdruck zu geben. Am zuverläßigsten und fast für alle Verhältnisse passend ist eine würdige und ruhige Haltung. Sie paßt für Mann und Frau, wenn sie die höch-

sten Stellungen zu vertreten haben, gegenüber von Höherstehenden und Vorgesetzten, Untergeordneten und Geringen. Beim Bewußtseyn der inneren Würdigkeit wird die Ruhe eine natürliche seyn und darum Sicherheit geben. Gemacht ist diese Haltung, wenn Jemand anders erscheinen will als er ist, mehr vorstellen will als ihm zukommt; dann wird sie, statt würdevoll und ruhig, steif und starr, sie wird die Maske der Anmaßung oder der Verlegenheit und ihre Unbeweglichkeit ist eine Folge der Unsicherheit. Die Haltung soll aber nicht eine Maske, sondern der Styl des Menschen seyn, und da er im Verkehr mit Anderen Anregung geben und empfangen, reden und anhören, gehen, stehen und sich bewegen muß, so soll die Haltung Biegsamkeit haben, sich behaupten können in Leidenschaft, Ernst, Lachen und Scherzen. Sie ist verschieden auf den verschiedenen Altersstufen; das Feuer, die Unbefangenheit, das offene Vertrauen der Jugend soll von der Haltung nicht erdrückt, wohl aber gemäßigt werden.

In der Haltung der äußeren Person muß Zusammenhang seyn, Uebereinstimmung der Theile unter sich und des Ganzen mit dem Charakter und der Lebenslage eines Jeden. Man vermeide alles Auffallende und Ungewöhnliche in den Bewegungen des Körpers, in Geberde, Stellung und Gehen. Zu wenig ist besser als zu viel, wenn es nur nicht Leblosigkeit wird. Eine nur von Außen angelernte Haltung bleibt Dressur bis die geistige Auffassung ihn zur richtigen Haltung umschafft. Der fertig gedrillte Rekrut ist steif und ungelenk bis der kriegerische Geist ihm eine freie militärische Haltung giebt.

Die Kleidung bedingt in vielen Beziehungen die äußere Haltung. Sie sey so, daß man sich darin naturgemäß bewewegen kann, sonst wird sie ein Zwangskleid. Schreiender und überladener Putz entstellt Jedermann, Jung und Alt. Man huldige der Mode mit Vorsicht und Wahl: der aller-

neueste Schnitt, der nur in der Figurine einer Modezeitung erblickt wird, ist so auffallend als der aus dem vorigen Jahrhundert. Man wähle nach Alter und Stellung: der Alte in der luftigen Kleidung eines jugendlichen Wettrenners, die Krämerfrau mit dem Schleppkleide einer Hofdame hintergehen Niemand als sich selbst, erweisen sich als Menschen von geringer Gesinnung und erreichen nur das Aufsehen der Lächerlichkeit. Eine unpassende Kleidung ist nicht gleichgültig; das Urtheil Anderer beginnt mit dem Aeußern und dieses ist die Aeußerung eines verständigen oder verkehrten Geschmacks, soll also Nichts aufweisen, das zu einer nachtheiligen Meinung berechtigen kann.

Körperliche Uebungen sind sehr zweckmäßig, Turnen, Tanzen, Fechten, Reiten geben dem Körper das, was zu einer guten Haltung vor Allem nöthig ist: Kraft und Biegsamkeit. Man vermeide aber das Nachahmen in körperlicher Haltung und Bewegung, vor Allem des Tanzmeisters, aber auch jedes Andern, denn wenn das Muster auch noch so empfehlenswerth ist, so wird dessen Art und Weise, auf einen Andern übertragen, doch die Natürlichkeit einbüßen.

Eine schickliche äußere Haltung wird allerdings nicht auf einmal erreicht, sie bildet sich allmälig durch Uebung und Umgang. Man sey aufmerksam darauf, aber man studire sich ja nicht ein vor dem Spiegel; das führt fast immer zu einer Art von Aefferei; aber damit äfft man nur sich selbst und nicht Andere. Vor Allem hüte man sich, in Gesellschaft etwa im Spiegel die Wirkung des äußern Erscheinens erforschen zu wollen; vielmehr beobachte man den Eindruck, den man auf anstandsvolle und verständige Personen hervorbringt; wenn diese unserer äußeren Person keine besondere Aufmerksamkeit zuwenden, sondern nur beachten was wir sagen, so kann man gewiß seyn, daß man nichts Unschickliches an sich hat. Man beginne bescheidentlich damit; eine gute Haltung

fordert Sicherheit und Zuversichtlichkeit; zu einer glänzenden Haltung gehören glänzende Eigenschaften, die man auch sonst muß vertreten und ihnen Anerkennung verschaffen können, wenn man dafür Vergebung erwarten will, daß man Andere zu überstrahlen sucht.

Eine gute äußere Haltung ist indessen an und für sich nur eine Erscheinung, die Geltung und Werth bekommen soll durch das Benehmen, durch welches erst die Wechselwirkung zwischen Anderen und uns beginnt. Das Benehmen besteht darin, daß man Andere und sich richtig zu nehmen weiß, daß man Personen und Verhältnisse, von denen man umgeben ist, beobachtet und richtig beurtheilt, und daraus den Maaßstab nimmt, nach welchem man sich zu ihnen stellt, sie grüßt und anredet, ihnen schreibt und überhaupt mit ihnen sich in Verbindung setzt. Das Benehmen gegen Andere soll achtungsvoll seyn, wenn sie Achtung verdienen. Jedem, den man nicht kennt, muß man Achtung erweisen, bis man sich überzeugt hat, daß sie ihm nicht zukommt. Verachten soll man nur die Schlechten und Verwerflichen; man soll ihnen aus dem Wege gehen, vermeiden, mit ihnen in Berührung zu kommen; kann man das nicht, so soll man ihnen doch nur Verachtung zeigen, wenn sie sich aufdringen und Beachtung verlangen.

Man soll in seinem Benehmen Höflichkeit beobachten. Das Wort hat ohne Zweifel seinen Ursprung von der Art und Weise, wie man sich an Höfen behandelt. Weil die mildere und dann feinere Form des gesellschaftlichen Umgangs von den Höfen ausging, an denen man das rücksichtsvolle Benehmen gegen den Fürst und seine Familie auf diejenigen übertrug, welche in gleicher Weise ihnen Ehrfurcht zu bezeigen haben, so hat man Höflichkeit das Betragen genannt, mit welchem man Andere weder seine Ueberlegenheit noch ihre Unterordung fühlen läßt, mögen nun beide in der Wirklich-

keit bestehen oder nur, mit Recht oder Unrecht, angenommen werden; immer beruht Höflichkeit darauf, daß man sich mit Andern gleichstellt, daß man das Gleiche von ihnen erwartet was man ihnen erweist. Höflichkeit ist gewissermaaßen eine Neutralität, nach welcher Hohe und Geringe stillschweigend übereinkommen, den Abstand zwischen ihnen durch ein rücksichtsvolles Benehmen auszugleichen. Hieraus ergeben sich die allgemeinen Pflichten der Höflichkeit von selbst. Die natürlichen Stellungen werden in der Höflichkeit nicht aufgehoben, sie sollen nur nicht fühlbar noch verletzend hervorgehoben werden, man will sie augenblicklich vergessen machen, aber Jedermann soll ihrer eingedenk bleiben, um Anderen nichts zu nehmen und sich nichts zu vergeben. Unhöflich kann man seyn in den feinsten Formen, wie man in schlichter Art höflich seyn kann. Unhöflich ist der Vornehme, der auf Geringere herabblickt, dicht vor ihnen stehend wie von einer Entfernung aus mit ihnen spricht, nur mit halbem Ohre zuhört, während er mit einer Art von Erstaunen ihre Person mustert, ihnen bis an die Thüre entgegen geht und wie ein Schlagbaum stehen bleibt, damit sie nicht weiter in das Gemach dringen. Unhöflich ist derjenige, der einem höher Stehenden andeutet, daß dieser seinen Vorzug nicht persönlichen Verdiensten verdankt, daß der Redende sich an persönlichem Werthe ihm gleichstellt, der einem mit Ordensbändern Gezierten bemerkt, daß Verdienstorden häufig aus Gunst und Gnade vertheilt werden. Man sagt: „Im Hause des Gehängten rede man nicht vom Strick!" Warum? Weil Jemand dadurch in eine drückende Lage versetzt und die Unbefangenheit der gegenwärtigen Personen aufgehoben wird. Aus demselben Grunde sind Spöttereien und Neckereien unhöflich, wenn Anwesende dadurch in Verlegenheit gebracht werden. Das hat natürlich seine Grenzen, denn sonst würde Höflichkeit, wodurch jedem Einzelnen die Freiheit erhalten werden soll, die Freiheit der

Unterhaltung im Ganzen untergraben. Ein richtiges und feines Gefühl findet diese Grenzen, versteht es, alles Störende abzuhalten und durch ungekünstelte und sinnvolle Höflichkeit anmuthig zu erscheinen. Die Regel dafür kann nur bestehen in der allgemeinen Andeutung dessen, was vermieden werden soll; was erreicht werden kann, beruht auf einer richtigen Beurtheilung des einzelnen Falles. In beiden Beziehungen ist der rechte Führer die Eigenschaft, welche man Takt nennt.

Takt ist Vorausfühligkeit, wenn man es mit einem Worte ausdrücken will, wiewohl es auch in sich begreift die Fähigkeit, das Erkannte zu benützen. Wer Takt hat empfindet, ahnt oder erräth einen bestehenden oder werdenden Zusammenhang zwischen Personen und Dingen, der nicht offen vorliegt; er hat einen scharfen Blick, um die Spur zu finden und zu verfolgen, einen scharfen Sinn, um aus dem Einzelnen das Ganze zusammenzustellen; er hat auch Geistesgegenwart, um augenblicklich den rechten Gebrauch davon zu machen. Das Alles wirkt zusammen wie eine Kraft, blitzschnell wie eine plötzliche Offenbarung; man möchte sagen, der Takt sey ein elektrischer Telegraph des Geistes, der zu gleicher Zeit die Frage stellt und sie beantwortet. Der Takt findet und giebt die rechte Haltung, das rechte Benehmen, die wohlgemessene Höflichkeit, den Anstand in der Ruhe, den Rhythmus der Bewegung, das Maaß in allen Dingen und Verhältnissen. Das Angeborne im Takt ist die Gabe der schnellen Auffassung, dazu aber muß Aufmerksamkeit kommen, nur durch die Vereinigung beider entsteht Takt. Wir finden ihn bei ganz schlichten und vermissen ihn bei geistvollen Menschen. Es giebt eine angeborne Taktlosigkeit, die indessen durch Aufmerksamkeit bewältigt werden kann. Man will häufiger Takt finden bei Frauenzimmern als bei Männern, und gewiß ist, daß sie diese oft damit überraschen und von ihnen Manches erreichen, indem sie das ahnen und errathen, was Jenen nicht

einmal ein Räthsel war, weil sie an eine solche Combination gar nicht dachten. Das kommt zum großen Theil daher, daß die Frauenzimmer in einem engeren Bereich sich mehr leidend als handelnd verhalten, aufmerksamer beobachten und mehr mit Gefühlen als mit Gedanken verkehren, weßhalb die Sensibilität bei ihnen regsamer ist und sie dazu leitet, eine Menge kleiner Zustände so zu sagen zu befühlen, welche der weiter strebende Mann übersieht.

Wer Takt hat und ihn durch Uebung bildet, der hat den Schlüssel zu vielen Verhältnissen, die Andern immer verschlossen bleiben, er sieht die Wahrheit hinter der Maske des Heuchlers, er erräth vielleicht den Inhalt der Schrift, die hinter Schloß und Riegel verborgen gehalten wird.

Die eben angedeuteten Eigenschaften kann Jedermann bis zu einem gewissen Grade lernen, die Vollkommenheit erreichen nicht Alle, weil dazu Naturgaben, innere und äußere gehören, die nicht Allen zu Theil werden können; Jeder aber kann, wenn er sich Mühe geben will, es zur passiven Schicklichkeit bringen, er kann sich auf den Standpunkt erheben, auf welchem er nicht auffällig noch anstößig ist, er kann ausweichen und vermeiden, wenn er auch nicht thätig anregen kann. Er wird demnach einen negativen oder positiven Anstand haben, der eben in der harmonischen Vereinigung dieser Eigenschaften besteht.

Das wichtigste Mittel, durch welches man alle Eigenschaften, mit denen man ausgestattet ist, sein ganzes Wesen vermittelt, mit Andern in Verbindung tritt und auf sie wirkt, ist die Sprache. Sprechen kann Jeder, der nicht stumm geboren oder es geworden ist, reden nur, wer über das nachdenkt, was er sagen will und den bezeichnenden Ausdruck für seinen Gedanken kennt. Die Sprache lernt man aus der Grammatik und der Literatur, aus beiden aber nicht hinlänglich, um sie anzuwenden, wenn man sich nicht im Reden übt.

Wer gut reden will, der muß die Sprache, in welcher er sich ausdrücken soll, vollständig kennen, und natürlich vor allen anderen die vaterländische. Wenn Karl V. sagte, daß ein Mensch, der fünf Sprachen verstehe, so viel werth sey als fünf Menschen, so ist derjenige, der seine Sprache nicht recht versteht, nicht so viel werth als ein Mensch, er ist geistig genommen in keinem bessern Falle als der Einarmige oder Einbeinige. Wenn man aufrichtig seyn will, so muß man einräumen, daß bisher verhältnißmäßig nicht gar viele Menschen in Deutschland es verstanden, gut zu reden auch nur im bürgerlichen Leben; man schwätzte zu viel und sprach zu wenig, man legte Werth darauf, gut zu schreiben, als wenn man damit von der Verpflichtung entbunden sey, gut zu reden. Ich hoffe das ist vorbei, wenigstens so weit, daß man eingesehen hat, von welcher Bedeutung es ist, sich richtig, gewandt, ohne Anstoß mündlich ausdrücken zu können, eine Fähigkeit, die in keinem Stande, in keiner Lebenslage denjenigen abgehen sollte, die irgend einen Anspruch darauf machen wollen, sich hervorzuthun und beachtet zu werden. Ein öffentliches Leben, zu welchem Deutschlaud doch allmälig sich heraufarbeiten wird, muß das bessern, und die Besserung hat bereits begonnen.

Im Geschäftsleben muß die Redeweise einfach, klar und bestimmt seyn, gerade auf den Gegenstand los gehen, das, was man haben oder vorschlagen will, ohne andere Einleitung als die zum Verständniß unumgänglich nöthige herausstellen. Ein vielbeschäftigter Mann wird innerlich ungeduldig, wenn er lange zuhören muß, ehe er erfährt, was man eigentlich will, wird schon dadurch im Voraus schlecht gestimmt für das Begehren. Das Umgekehrte, eine Kürze, die das Nöthige ausläßt, nöthigt den Zuhörer, uns das Verständniß abzufragen, und uns Aufklärungen zu geben, die vielleicht besser unterblieben wären. Bei einem Geschäft kommt sehr viel auf einen gewandten Antrag an.

Jede Anrede muß einen Inhalt haben. Den Stoff dazu trägt man in sich oder man bekommt ihn von Außen, er bietet sich von selbst dar, wird von Andern herbeigeführt oder von uns selbst. Die passende Art, einen Stoff zu behandeln, hängt von der Natur desselben wie von den Verhältnissen der Personen ab, zu welchen man spricht. Im Gesellschaftsleben muß man den Gegenstand, von dem man spricht, nicht gleichsam unter sich tödten, nicht bis auf die letzte Faser zerlegen, man muß ihm entnehmen, was der Behandlungsweise sich anbequemt, die man versteht und handhaben kann, was den Gegenwärtigen zugänglich oder zusagend ist, und man überlasse Anderen etwas davon. Vor Allem hüte man sich, belehrend, weitausholend, vorschreibend zu seyn, die Anmaßung kund zu geben, daß mit dem letzten Worte, welches man darüber sagt, die Verhandlung geschlossen sey. Das gesellschaftliche Gespräch soll nie eine Abhandlung werden, dazu eignet sich nur das Zwiegespräch. Man rede in Gesellschaft, um die Unterhaltung im Ganzen zu erhalten und zu beleben, also um Andern Gelegenheit zum Reden zu geben; man höre ihnen zu mit Aufmerksamkeit und Theilnahme, man erwirbt damit größeren Dank als wenn man Anderen eine lange Aufmerksamkeit abnöthigt. Man sey nicht in sich gekehrt, theilnahmlos und abwehrend; stumme Figuren verletzen und belästigen alle Anwesende, sie verdienen nicht den Raum, den sie einnehmen. Kann man in solchen abgelaufenen Automaten das Uhrwerk wieder aufziehen und sie beleben, so erwirbt man sich den Dank Aller. Schlägt man einen Gegenstand an, so führe man ihn ein als Gemeingut, ohne ihn für sich mit Beschlag zu belegen. Stellt man Fragen, so beantworte man sie nicht selbst wenn Andere darauf eingehen, und dann höre man ihnen zu, bis sie ausgesprochen haben, ohne die Antwort mit einspringenden Bemerkungen zu durchkreuzen. Man vertheidige nicht seinen Satz mit Ungestüm, mit der angedeuteten

Verdrießlichkeit, etwas längst Bekanntes, hinlänglich Erwiesenes nun wieder darthun zu müssen, man weise nicht Andere ab, indem man zu verstehen giebt, sie seyen keine ebenbürtige Gegner, des Gegenstandes nicht mächtig, unfähig zu verstehen, was nur Eingeweihten zugänglich. Das thut man bisweilen, wenn man plötzlich seine Meinung aufgiebt, als besänne man sich und sagte zu sich selbst: „Wie kommst du dazu, mit diesen Menschen über das zu reden, das ihnen zu hoch, das sie doch nicht begreifen können?" es macht die Wirkung auf Andere, als wolle man seine Perlen nicht wegwerfen; das sagt Niemand, aber Viele denken es und vergessen nicht, daß sie verächtlich abgespeist werden. Man lästere nur das Laster, nicht die Person, und dann nur das Lasterhafte an ihr, wenn es erwiesen ist. Andere lächerlich machen ist gefährlich, nicht nur darum, weil es uns Feinde zuzieht, sondern auch weil es die Behauptung enthält, wir hätten an uns Nichts, das belacht werden könnte, und weil wir Andern das Recht geben, Gleiches mit Gleichem zu erwiedern. Das können sie fast immer, denn es gehört nicht viel Geist dazu; jeder Kammerdiener entdeckt an seinem Herrn, und wäre dieser ein noch so ausgezeichneter und geschmackvoller Mann, etwas, worüber er in der Gesindestube mit seinen Genossen lachen kann. Wer Heiliges und Erhabenes lächerlich machen will, zeigt sich nicht nur vermessen und niederträchtig, sondern auch albern, denn der Schlag trifft den Schläger, und wenn die Hunde den Mond anbellen, so bescheint er sie doch. Gegenwärtige durch persönliche Anspielungen zu verletzen, beleidigt im Grunde Alle, es gefährdet so zu sagen den Landfrieden der Gesellschaft; es ist mißlich, weil man sich selbst bloßgiebt, schlecht, wenn persönliche Gebrechen, unverschuldetes Unglück oder unverdiente Zurücksetzung den Lachstoff abgeben sollen, immer gering, weil Jeder das, was er weiß, ausplaudern kann. Wer Witz hat, verwende ihn sparsam, wie der Maler die Lichter in einem

Bilde, wenn er zu Viele auffetzt, löscht eines das andere aus; wer keinen hat, borge ihn nicht von Andern, er ist wie ein fremdes Gewehr, womit man nicht oder falsch trifft, und dessen Kolbe beim Schuß oft einen Backenschlag giebt. Roher Witz macht die Wirkung, die ein Metzgerhund auf einem persischen Teppich hervorbringt; kühler Witz ist ein Ungezieser des Gesprächs. Anektodenjäger erklären sich vergantet an Geist und bieten abgetragene Kleider wie auf dem Trödelmarkte aus. Wortspiele, sogenannte Calembourgs, müssen gefunden aber nicht gesucht werden, und wer sie gefunden, siehe zu, ob er nicht falsche Münze hat. Witz Schlag auf Schlag, wie man sagt, sprudeln lassen zu wollen, ist nicht viel anders als wenn man ein ungerittenes Pferd besteigt, das Jeden abwirft, der nicht ein ungewöhnlicher Reiter ist. Gelingt es, so ist man in der Lage eines Usurpators, den jeder Prätendent verjagen kann, dem gehuldigt wird von den Neidern, die Jener sich gemacht hat. In der gesellschaftlichen Unterhaltung überhaupt soll man nicht nur sich, sondern vorzugsweise Andere beachten, das Ganze, von dem Jeder nur einen Theil bildet. Wenn Jeder unterhalten seyn will und Niemand etwas dafür thun, so wird Jeder dafür mit Langeweile bestraft. Jeder kann etwas dafür thun, und wäre es nur durch die Aufmerksamkeit, die er Anderen erweist. Ein geistreicher und geübter Gesellschafter kann durch beredtes Zuhören Andere tragen und beleben, durch ein kleines Wort die Gedanken Anderer entbinden und zur Welt bringen, in der That die Seele der Unterhaltung seyn, zu welcher er fast gar keine Worte beigetragen hat. Das Talent dazu findet sich häufiger bei Frauen als bei Männern, vielleicht auch darum, weil Jene mehr an Entsagung gewöhnt sind als diese. Wenn Jemand aufgefordert wird, etwas zum Besten zu geben, so folgt daraus nicht, daß er das Beste geben soll was er vermag, wenn dieses über den Gesichtskreis seiner Zuhörer hinaus,

oder auch nur abseits von ihrer gewohnten Bahn liegt. Wenn man Jemand anredet, so sey es nicht mit einer Frage in dem besondern Fache des Angeredeten. Man frage nicht den Arzt nach seinen Kranken, nicht den Rechtsgelehrten nach seinen Prozessen, nicht die Hausfrau um ihre Koch- und Wasch-Methode oder ihre Kinderzucht. Es liegt darin gleichsam die Voraussetzung, daß sie außerhalb des ihnen zugewiesenen Bereichs nicht zu Hause wären. Man beginne wenigstens nicht damit und bewahre es auf für den Fall, daß die Leute auf nichts Anderes eingehen wollen. Dann schiebe man sie in ihr eigenes Geleise und lasse sie vom Stapel laufen, in der Regel kann man dann ausruhen. Man besteige nicht leicht sein eigenes Steckenpferd, und wenn Andere es uns vorführen, so sitze man nicht auf, denn meist soll man damit einen Paraderitt machen zur Belustigung der Gesellschaft. Wenn man eine Anrede beginnt mit Bemerkungen über Wetter, Kälte oder Wärme des Zimmers, Tagesneuigkeiten, die Jedermann schon weiß, so zeigt man damit ein geistiges Armenzeugniß vor und bettelt um Beiträge; ein Bettler muß sich aber darauf gefaßt machen, abgewiesen zu werden, und wäre es nur mit einem ironischen Lächeln. Wie geht es? ist eine von den gesellschaftlichen Plattheiten, die so schwer zu vermeiden sind wie schmutzige Scheidemünze; wenn man sich hütet sie auszugeben, so bekommt man sie eingewechselt. Die Frage ist meist überflüssig, weil man in der Regel nur eine Antwort darauf will, um gleichzeitig sein Bedauern oder einen Glückwunsch auszusprechen, der weder Trost noch Theilnahme einflößt. Dieser nichtssagende Nothbehelf ist so schwer zu vertilgen wie Fliegen, und bleibt natürlich immer erlaubt, wenn es nicht anders seyn kann. Da man die Frage übrigens nur an bekannte Personen richten kann, so kann es in den meisten Fällen nicht schwer seyn, aus dem Bezuge zum Angeredeten etwas Besseres herauszufinden. Kränkelnde Leute frage man

nicht nach der Gesundheit, Leute im Traueranzuge nicht nach dem gehabten Verlust, diejenigen, welche im Spiel verloren haben, nicht ob sie Glück hatten, das ist Alles gleichbedeutend damit, den Leuten auf die Hühneraugen zu treten. Man spreche nicht mit Fremden von den Bedürfnissen der eigenen Person, theile nur dem Arzte seine Krankheitsgeschichte, nur dem vertrauten Freunde sein Unglück mit, und beiden sage man es nicht an Orten wo sie Unterhaltung und Zerstreuung suchen. Bisweilen reißt der Faden einer allgemeinen Unterhaltung plötzlich ab, das Schweigen Aller bringt fast einen Schreck hervor, wie Schlafende im Reisewagen unruhig auffahren, wenn er stille hält. Man knüpfe dann nicht wieder an mit einer besondern Frage an einen Einzelnen, sondern mit etwas von allgemeinem Interesse. Alles, was man dann thut und sagt erregt mehr Aufmerksamkeit als sonst, das überlege man wohl, aber nicht zu lange, sonst kommt man zu spät und muß es vielleicht erleben, daß ein Schwätzer sich des Worts bemächtigt. Die allgemeine Unterhaltung muß ein Freihafen seyn, in dem alle Flaggen sich zeigen können, nur nicht Freibeuter, Schmuggler und Solche, die falsche Papiere führen. Man dulde daher Andersmeinende, ohne die eigene Ueberzeugung aufzugeben. Man widerspreche aber nur, wenn es der Mühe werth ist, wenn einer ernsten Wahrheit das Recht erhalten werden muß, und beachte das schöne Wort des heiligen Augustinus: „Im Nothwendigen muß Einheit seyn, im Zweifelhaften Freiheit, in Allem Liebe!" Man hebe nicht den Handschuh auf, den ein Streitsüchtiger hinwirft um einen Zweikampf hervorzurufen; das sey die empfindlichste Züchtigung, die man ihm angedeihen läßt, sonst bestraft man die Unschuldigen, welche unfreiwillige Zeugen seyn müssen. Uebrigens giebt es solche halsstarrige Disputirhengste, daß man bei ihnen nichts ausrichtet, wenn man ihnen Recht giebt, sie ändern ihre Meinung, wenn Jemand sich ihnen anschließt.

Eine Sprache wenigstens muß Jedem vollkommen zur Hand seyn, sie muß nicht blos seinem Kopfe und Gedächtnisse zu Gebote stehen, sie muß in's Herz und Blut gedrungen seyn, und der eigenste Ausdruck darin muß mit dem Gedanken wie mit dem Gefühl anschlagen. Keine Sprache lebt treuer, inniger, unverfälschter das Leben eines Jeden mit, der sie in sich aufgenommen, als die deutsche; keine biegt, bricht und gestaltet sich so vielgliedrig und fügsam; sie hebt sich zu jeder Höhe und senkt sich in jede Tiefe, wohin der menschliche Geist zu dringen vermag; sie kann so scharf bezeichnend als ahnungsvoll andeutend seyn. Und doch meinten die Deutschen zu ihrer Hülfe ein Heer von Fremdwörtern aufbieten zu müssen, die in einem solchen Grade das Heimathsrecht bekommen haben, daß man, um den Deutschen vollkommen verständlich zu seyn, in diesen Zwitterlauten zu ihnen reden muß. Er ist ein wahres Bild der staatlichen Zersplitterung, welche noch immer die Deutschen sich entfremdet, ihre Blicke von dem Mittelpunkte ihres Volks nach Außen hin ablenkt. Es ist ein Anfang von Besserung da, allein wer die Deutschen liebt, muß wünschen, daß es nicht lange dauert, ehe es sehr viel besser werde. In der Sprache ist in dieser Beziehung im Gauzen Nichts besser geworden, sondern es liegt noch ganz im Argen. Einzelne haben den löblichen Anfang gemacht, das Aergste aufzuräumen und das Lächerlichste abzustreifen, aber sie finden wenig Nachahmung in der gebildeten Menge, welche sie spöttelnd „pedantische Puristen“ nennt und meint, man solle das „conserviren“ was nun einmal „rezipirt“ ist. Noch immer würde ein Staatssekretär sich sehr beleidigt fühlen, wenn man ihn „Staatsschreiber“ nennen wollte, was er doch ist, da er sich meist nur schriftlich vernehmen läßt. Was die Sprachreinigung hindert, ist die Trägheit des Schlendrians, denn man muß ein Bischen nachdenken, wenn man richtig übersetzen will, muß den Sinn des Worts scharf ansehen; und dann die Scheu,

etwas Anderes zu thun als was gang und gebe ist. Manche Fremdwörter mußten unbedenklich beibehalten werden, wenn ihr Sinn nur durch weitschweifende Umschreibung ausgedrückt werden kann. Es giebt Worte und Ausdrücke, welche einem Welttheil, dem ganzen Menschengeschlechte angehören und die in allen Sprachen wiederklingen, gleichsam um daran zu erinnern, daß die Völkerfamilien einer größeren Gemeinschaft angehören. Ohne undeutlich zu seyn, kann man indessen von vorne herein einige Tausend von diesen eingeschmuggelten Worten ausmerzen, ja man wird sich hiebei nur um so bestimmter ausdrücken. So wie die Sache liegt, darf ich nicht dazu rathen, etwas Auffallendes zu thun, was man im Umgang mit Menschen vermeiden muß, wenn man nicht in einzelnen Fällen besondere Zwecke damit erreichen will. Man muß sich demnach der Unsitte fügen, weil der Gebrauch sie zur Sitte gemacht hat, und ich muß es auch, will ich denen verständlich seyn, die nun einmal sich daran gewöhnt haben, mit lateinischen und französischen Worten Begriffe zu verbinden, die ihnen aus dem entsprechenden deutschen Worte nicht entgegentreten. Ein Deutscher sollte nie mit Deutschen eine fremde Sprache reden, außer in dem Falle, wo gastliche Höflichkeit gegen anwesende Fremde es fordert, denen man ja immer nachsieht, wenn sie nicht Deutsch verstehen. Man rede nicht in einer fremden Sprache, wenn man ihrer nicht mächtig ist; nur die Pflicht, Fremden beizustehen, entschuldigt einen unvollkommenen Versuch. Man lache nie über einen Fremden, der das Deutsche unvollkommen spricht, das ist eine vollkommene Ungezogenheit; man danke ihm für seinen guten Willen durch aufrichtigen Beistand. Es kommt aber so häufig vor, als daß Leute über Jemand lachen, der fällt. Das Vaterländische hegen und pflegen ist Pflicht; das Verdienstliche in der Fremde verkennen ist Thorheit; das Unvollkommene im eigenen Lande läugnen ist vergebens. Das Vaterland still-

schweigend schmähen lassen ist schmachvoll; man weise es zurück mit Ruhe und Nachdruck. Thut es ein Fremder, so erwidere man nicht damit, daß man sein Land angreift, sondern man vertheidige das eigene. Thut es ein Deutscher, wie leider jetzt einige Parteigänger es in Druck und Rede aus einer Art von Verzweiflung thun, so glaube ich, daß man ihm ganz einfacherweise den Rücken drehen und ihn stehen lassen soll; allen Verkehr mit einer solchen Entartung stillschweigend aufgeben, scheint mir die empfindlichste Zurechtweisung, wenigstens in den Augen der Besseren. Es versteht sich von selbst, daß selbst ungegründeter Tadel einzelner Handlungen und Einrichtungen nicht Schmähung ist; das ist nur der Fall, wenn man Geist, Gesinnung und Befähigung eines Volks als verwerflich darstellt. Politische Verhandlungen werden außerhalb den ihnen besonders zugewiesenen Kreisen am wenigsten mit Gemessenheit und Ruhe geführt. In größeren gemischten Gesellschaften von Männern und Frauen, deren Hauptzweck gesellschaftliche Unterhaltung ist, sollen politische Gespräche in der Regel nicht aufgebracht werden. Wenn nicht gewiegte Männer sie führen, so arten sie gewöhnlich in Geschwätz oder Zank aus, bei dem Nichts herauskommt als eine unnütze Reibung. Politik und Theater schleichen sich aber fast in jede Gesellschaft ein und beide Gegenstände führen das Mißliche mit sich, daß fast Jeder sich anmaßt darüber aburtheilen zu können, weshalb diejenigen, die es am besten verstehen, ungerne darauf eingehen, wenn nicht besondere Rücksichten sie dazu veranlassen, denn die wenigsten Menschen wollen darüber eines Bessern belehrt werden, sondern nur eine Gelegenheit herbeiführen, um ihre Meinung kund zu geben.

Aber, kann man fragen, wenn man sich vor so Vielem hüten soll, worüber soll man denn reden in Gesellschaft? Ueber Alles, was vorkommt und wobei man sich auf schickliche und verständige Weise betheiligen kann. Vorsicht schließt

nicht den Gebrauch aus; weil man rathen muß, mit Feuer vorsichtig umzugehen, so folgt nicht daraus, daß man kein Licht anzünden soll. Es ist durchaus nicht gemeint, eine Censurvorschrift des geselligen Gesprächs geben zu wollen, sondern nur zu einer möglichst guten Wahl nach einem geläuterten Geschmack zu rathen, in so fern das von uns abhängt. Das hängt aber in den meisten Fällen nicht von uns ab. Man kann als gewiß annehmen, daß, einige ausgewählte Kreise ausgenommen, man in den meisten Gesellschaften, vornehmen und geringen, Leute genug antreffen wird, die so zuversichtlich, anmaßend und keck, oder so nachlässig und albern sind, daß sie entweder sich Alles zutrauen, oder unwissentlich in allerlei Fährlichkeiten hineintappen und Andere mit sich ziehen. Was man besser selbst unterläßt, werden Andere unternehmen. Man muß sich sogar sehr vor der beschränkten Einseitigkeit bewahren, Alles von sich abzuweisen, das durch Mißbrauch einige Gefahr darbietet, denn das kann im Grunde mit Allem und Jedem der Fall seyn. Nur das steht im Gesetzbuche der Gesellschaft unverrückbar fest, daß im Verkehr wie im Gespräch wohlgearteter Menschen Alles ausgeschlossen bleiben muß, was Religion, Sitte, Ehre, Anstand und Scham verletzt. Was solcher Art und Natur ist, empfindet jeder Mensch tief in seinem Innern, wiewohl die Auslegung dieser Begriffe dem Worte nach in einem weiten Raume hin- und hergeschoben werden kann. Selbst diejenigen, welche im Grunde ihres Herzens weder Gott, Sitte noch Anstand ehren, wissen sehr wohl, wenn sie sie verletzen. In fast allen anderen Beziehungen wird das Nöthige, oder vielmehr das Unumgängliche angeordnet von der Convenienz, von einer stillschweigenden Uebereinkunft, wonach unter gewissen Verhältnissen, Personen und Zuständen Manches als Unzulässig erscheint, was an und für sich und unter anderen Verhältnissen vollkommen zulässig ist. Die Convenienz kann aber nur andeuten,

was nicht geschehen darf, sie kann nicht vorschreiben, was geschehen soll. Die Etikette an einem Hofe ist nicht Convenienz, sondern eine vorgeschriebene Hausordnung des Herrn, und neben ihr waltet noch stillschweigend die Convenienz. Ihre Regeln sind fast alle nur in negativer Form zu stellen und die meisten von ihnen unterliegen so zahlreichen Ausnahmen, daß fast Alles, was in einigen Fällen untersagt ist, in anderen geschehen kann, denn die Convenienz soll nicht die Freiheit unterdrücken, sondern nur Uebergriffe abweisen.

So kann und soll man bisweilen den ungereimtesten Behauptungen widersprechen, wenn damit die Ehre angegriffener Personen oder Einrichtungen wieder hergestellt, oder schwache Leute, die dem Recht geben, der das letzte Wort gehabt, in Irrthum geführt werden können, denn es giebt höhere Zwecke im Leben, als die anmuthige und sanfte Form der geselligen Unterhaltung; nur hüte man sich, wie Don Quixote, eine Windmühle für einen Zauberer zu halten. Die Satyre treffe den Schuldigen, dessen Macht die offene Wahrheit erdrückt, sie ist Nothwehr gegen die Verhöhnung der gesunden Vernunft, wenn Heuchler die Massen fanatisiren oder Vorurtheile ätzend sich einfressen wollen. Der Spott möge die unverbesserliche Albernheit züchtigen, die sich aufdringen will und nur stutzt, wenn sie merkt, daß sie ausgelacht wird; denn es ist oft die einzige Art, sie zur Besinnung zu bringen. Diese Mittel sind aber Kunstwaffen, die man nur einlegen soll, wenn man sie zu führen versteht, denn sonst verwundet man sich selbst und nicht den Gegner. Es ist Pflicht, die Künste des Verführers aufzudecken, der die harmlose Unschuld berücken, oder die Nichtigkeit des Prahlers zu entlarven, der sich an die Stelle des bescheidenen Verdienstes drängen will. In allen diesen Fällen handelt ritterlich, wer sich der Bedrängten annimmt, aber er siehe sich vor, ob er der Aufgabe gewachsen ist. Es giebt Fälle, in denen auch eine größere, zur bloßen

Unterhaltung zusammengetretene Gesellschaft über irgend einen Gegenstand wirklich belehrt seyn will, in denen Jemand das Wagniß unternehmen darf, die tändelnde Aufmerksamkeit müßiger Zuhörer in Anspruch zu nehmen und auf einen Punkt hinzulenken in einem zusammenhängenden Vortrag. Er überzeuge sich aber, daß nicht ein Einzelner, sondern die Gesellschaft einen solchen Aufschluß begehrt, und dann sey er bescheiden im Maaß. Gewöhnlich fällt ein solcher Auftrag einem Fachmanne zu, und einem solchen wird es in der Regel schwer, populär zu sprechen über das, was er auf wissenschaftlichem Wege erforscht hat. Versteht er es nicht, sich bündig und klar zu fassen vor Leuten, bei denen er in dem angeregten Gegenstande keine Vorkenntnisse voraussetzen darf, und es ist in der That ein seltenes Talent, einen leitenden Artikel mündlich oder schriftlich zu geben, so verweise er lieber auf die Quellen, wo Jeder die Belehrung selbst suchen kann, er erweist dann sich selbst und der Gesellschaft einen Dienst; die Meisten werden nicht an die Quelle gehen, aber Alle werden von der Pein erlöst seyn, einem Vortrage zuhören zu müssen, den sie nicht verstehen können. Wer es aber versteht, wird sich großen Dank erwerben, wenn er den Ernst der Sache mit gefälligem Humor würzen kann. Der Gegenstand muß es aber vertragen können, man muß nicht Rindfleisch mit Trüffeln bereiten. In einer größeren Gesellschaft wurde ein Diplomat, der eben von einer Sendung zurückgekehrt war, um Nachricht über seinen Erfolg gebeten. Er war sogleich bereit, der auffallenden Zumuthung Folge zu leisten, zum nicht geringen Erstaunen eines anwesenden Collegen. Er erzählte anmuthige Abenteuer, die er auf der Reise gehabt, wie er am fremden Hofe vorgestellt worden sey, beschrieb die Uniform der Garden, die Livréen der Kammerlakaien, die Toilette der Damen, zeichnete die Portraits des Fürsten, der Großwürdenträger und Staatsmänner, von denen er umgeben

war, gab allerliebste Anecdoten von ihnen zum Besten, vergaß weder die Anordnung der Tafel, noch die leckeren Neuigkeiten, mit denen Leibkoch und Kellermeister auch den ausgelerntesten Feinschmecker überrascht hatten; er unterhielt und belustigte seine Zuhörer trefflich, deren heitere Stimmung ihm einmüthigen Beifall spendete, und von denen nur Wenige merkten, daß sie von dem Inhalte der Sendung nichts erfahren und die gute Lehre vernommen hatten, daß ein Diplomat nur seinem Minister Bericht erstattet. Der Mann hatte die Gelegenheit benutzt, Allen gefällig zu seyn und ihnen zu beweisen, daß er ein guter Diplomat sey. Wenn man in Gesellschaft aufgefordert wird, vorzulesen oder Musik zu machen, so soll man es thun, wenn man es nämlich gut versteht und sich überzeugen kann, daß die Einladung dazu nicht eine bloße Artigkeit ist, die erwiesen wird in der Hoffnung, daß sie nicht angenommen werde, wie es denn bisweilen mit Einladungen der Fall seyn kann. Man lohne aber nicht das Vertrauen durch Mißbrauch der Zeit, man greife nicht nach Schillers Glocke oder einer Simphonie-Sonate mit den drei oder vier langen Abtheilungen, sonst kann man leicht die Reue lesen in dem sauersüßen Dank deren, von welcher die Aufforderung ausging. Wenn ein Unbefugter einer Gesellschaft Belehrung aufdringt, die sie nicht verlangt hat und die feine Ablehnung durchaus nicht verstehen will, so bleibt oft, um Alle zu erlösen, kein anderer Ausweg übrig, als ihn durch Fragen in die Verlegenheit zu bringen, das beweisen zu sollen, was er nicht kennt und ihn so zum Rückzug zu nöthigen. Die Gesellschaft hat auch einen Kriegszustand und man muß die Taktik kennen, um sich nöthigenfalls darin behaupten zu können. Die Elemente zum Krieg oder wenigstens zu einer kleinen Fehde sind in jeder Gesellschaft vorhanden, in welcher sich zwei Schöne, zwei Schwätzer, zwei Sängerinnen, zwei Schriftsteller oder zwei Emporkömmlinge befinden, welche gleiche An-

sprüche machen. Sind alle diese Gattungen in einer Gesellschaft doppelt vertreten, wie es in unserer Zeit häufig vorkommen kann, so wird man, bei allem Wunsche, neutral zu bleiben, leicht in einen Hinterhalt fallen. Bewundert man den Einen, so wird man von dem Andern angefeindet, ist man stumm, taub und blind, giebt man kein Zeichen von sich über das, was man gesehen und gehört hat, so wird man von ihnen allen behandelt, als wäre man nicht zugegen, was nicht immer das schlimmste Loos und bisweilen das einzige Mittel ist, um aus dem Kreuzfeuer der Nebenbuhlerschaften herauszukommen. Das geht an in vielen Dingen, bei denen man es ablehnen kann, sich zu einer Farbe zu bekennen. In anderen Fällen kann die Neutralität nicht beibehalten werden, ohne die Flagge zu verstecken, und das ist einer edlen Gesinnung nicht würdig. Je ernster der Gegenstand ist, um so mehr unterdrücke man jede reizbare Empfindlichkeit und lasse sich nicht dazu verleiten, eines unbedeutenden Umstandes wegen grobes Geschütz aufzuführen. In ernster Angelegenheit trete man nicht unnöthigerweise auf, weil man dann genöthigt wird, manche Rücksichten zu beseitigen, die nicht umsonst aufgegeben werden dürfen. So lange es nur immer möglich ist, trenne man die Personen von der Sache; hat man in dieser eine entschiedene Meinung aussprechen müssen, so hat man das Recht, jede Verantwortlichkeit für eine persönliche Nutzanwendung abzuweisen. Man mißbrauche nie eine besondere Kenntniß dazu, Andere zu beschämen. Wenn Eingeweihte auf das Geheimniß anspielen, das sie zu bewahren haben, so erregen sie eine geringe Meinung von ihrer Zuverlässigkeit. Wenn kenntnißreiche Personen eine wissenschaftliche Aufsicht über die Gesellschaft führen, so verrathen sie nur eine ungeduldige Schulmeisterlichkeit. Wenn es nichts verschlägt, so lasse man in Gottes Namen unberichtigt Carl V. ins siebenzehnte Jahrhundert und Odessa nach Sibirien verlegen, die

Sache an sich wird ja doch nicht verrückt. Wegen solcher Vorkommnisse ziehe man nicht zu Felde. Mit den Unwissenden wie mit den Schlechten binde man nur an, wenn sie falsche Münze in Umlauf bringen wollen, aber Rechenpfennige lege man nicht auf die Goldwage. Es giebt keine größere Beschränktheit, als anzunehmen, daß unsere Gegner nicht aus eben so ehrenwerthen Gründen ihrer Meinung beipflichten, als wir der unsrigen. Von diesem Standpunkte aus persönlich gegen sie zu verfahren, ist eine Erbärmlichkeit, während es vollkommen gestattet ist, gegen ein System, das sie uns auferlegen wollen, aus allen Kräften im Reden und Handeln zu kämpfen. Das an und für sich Schlechte soll nie und nirgends und von Niemand geduldet werden, wenn es zu Tage kommt, aber die wahre Duldung besteht darin, zu begreifen, daß Menschen auf entgegengesetzten Wegen das Gute suchen können, und es zu ertragen, daß sie es ablehnen, den unsrigen einzuschlagen, wenn sie mit gewissenhafter Ueberzeugung und in guter Absicht ihren Weg verfolgen und den unsrigen als irrthümlich bezeichnen, denn wir nehmen ja auch den ihrigen nicht als den rechten an, da wir einen anderen für zweckmäßiger erklären. Gesinnungsvolle Menschen, bei denen nicht nur der Verstand, sondern auch das Herz thätig ist, werden nicht wohl ihre Ueberzeugung vertreten, ohne sich zu erwärmen; sind wir ihre Gegner, so sollen wir uns darüber nicht ereifern, denn jene Wärme spricht mehr für sie als wider uns. Ernste Gegenstände, wie Religion und Politik, werden, besonders in einer ernsten Zeit, allerdings am zweckmäßigsten verhandelt an solchen Orten, die ihnen ausschließlich zugewiesen sind, und besser ist es, wenn sie von dem geselligen Umgangsverkehr ausgeschlossen bleiben können, denn ihre Großartigkeit ist der modernen Convenienz gegenüber meist so schlecht angebracht wie Laokoon in einem Tanzsaale. Wenn aber in einer gespann-

ten Zeitstimmung religiöse und politische Ideen in den Gemüthern gähren, so kann es nicht fehlen, daß sie auch da anschlagen wo man ihrer nicht eben gewärtig ist. Während solcher Zeitrichtungen werden der freien Harmonie der Geselligkeit Tonarten aufgedrungen, in denen es schwer fällt, die Mißklänge in einen persönlichen Grundton einzuleiten. Wer ins Leben thätig eingreifen will, muß dann nothwendig auch im geselligen Leben höhere Interessen vertreten. Er versage nicht es zu thun, wenn damit etwas ausgerichtet werden kann, aber auch nur dann. Ein Parteimann muß wünschen, seiner Sache Anhänger zu verschaffen, er soll also seine Gegner nicht reizen sondern überreden. Manche glauben, in einem hastigen, lauten, fahrigen Wesen beurkunde sich die Bedeutung und das Gewicht der Sache; ihre Zuhörer sehen aber darin nicht sowohl den Enthusiasmus der Ueberzeugung als die Ungeduld über den Widerspruch. Wenn man einen Vortrag damit anfängt, alle gesellschaftlichen Formen mit Füßen zu treten, so lenkt man die Aufmerksamkeit ab von der Sache auf die verletzte Form. Je vollkommener man den Gegenstand beherrscht, den man zu behandeln hat, je leichter muß es werden, seine Persönlichkeit zu beherrschen und sie der Sache unterzuordnen. Die Heftigkeit des Gegners berechtigt nie zur Erwiderung in gleicher Weise. Ist der Gegner grob gewesen, so entbindet er uns, in anständiger Gesellschaft wenigstens, von der Erwiderung, selbst wenn sie sonst Pflicht gewesen wäre. Glaubt man dennoch sie übernehmen zu müssen, so übersehe man die Grobheiten, wende sich aber an die Gesellschaft, um dem groben Gegner zu zeigen, daß er das Recht verscherzt hat, von uns beachtet zu werden. Man gewinnt dadurch in der Meinung der Bessern, vereitelt die Schadenfreude der Neugierigen, die manchmal in vornehmen Kreisen einem Zank mit nicht geringerer Lust entgegensehen als der Pöbel Boxern umsteht, und man schiebt den Gegner

aus seiner Stellung heraus. Ist die Heftigkeit nur durch ihren Grad verletzend, so stelle man ihr Kälte entgegen, sie gießt Oel in das feindliche Feuer, das dann mehr flammt als brennt. Immer gewährt Ruhe gegen Heftigkeit den Vortheil, den ein Spieler hat, der die Farbe nicht zu bekennen braucht. Den Gegner durch Kälte zu reizen, um alle diese Vortheile über ihn zu gewinnen, ist, wie jede Kriegslist, nicht eben edel aber oft sehr nützlich, und ein hohler Enthusiasmus ladet dazu ein wie eine alberne Frage zu einer satyrischen Antwort. Hat ein Gegner die Lacher auf seine Seite bekommen, so muß man nicht suchen, ihm diese, sondern die Sache abzugewinnen. Je früher man mit einem überlegenen Gegner Frieden schließt, um so bessere Bedingungen bekommt man. Je mehr man überhaupt Streit zu vermeiden sucht, eine je bessere Stellung hat man in dem, den man nicht vermeiden kann. Will man fremden Streit schlichten, so muß man entweder im Sinne der Mehrzahl auftreten, oder das Bewußtseyn haben, daß man beiden Gegnern überlegen ist, sonst wird man die Zielscheibe beider und trägt den Lohn des Fürwitzes davon. Die Bedeutung dessen, was man vorbringt, wird nicht eindringlicher durch die über Gebühr erhobene Stimme, so wenig als die Karte eine höhere Geltung bekommt, wenn man beim Ausspielen auf den Tisch schlägt.

Soll man in Umgang mit Anderen die Wahrheit sagen? Man darf sie nur sagen wenn sie zuverläßig und über allen Zweifel hinausgestellt ist. Man bedenke, daß die thatsächliche, dingliche oder wissenschaftliche Wahrheit schon schwer zu ermitteln ist; in diesen Bereichen wird die Wahrheit gewöhnlich durch Vereinigung Mehrerer oder Vieler zu Tage gefördert, eben so erwiesen, und man kann doch in den meisten Fällen erkennen, ob an dem Erweis etwas fehlt oder ob er vollständig ist. Die Wahrheit in den Personen, in

ihren Handlungen und Beziehungen zu anderen Personen, hat selten untrügliche Merkmale und ihre Bestandtheile müssen gefunden werden in einer Lebensatmosphäre, in welcher sie sich oft auch der feinsten Zerlegungskunst entziehen. Wenn man nur eine thatsächliche Wahrheit behaupten soll wenn sie nicht nur in der Meinung, sondern in der Wirklichkeit eine Wahrheit ist, so ist es klar, daß diese Pflicht noch viel strenger geübt werden muß, in Betreff dessen, was für Wahrheit über Personen erklärt werden soll; denn im ersten Falle schadet der Irrthum nur mir, im letzten Falle mir und Anderen, und in diesem ist sogar die Behauptung der unzweifelhaften Wahrheit gefährlich für mich wie für Andere. Wenn ich Anderen eine Wahrheit mittheile, so kann das nur eine Wirkung hervorbringen, wenn sie sie als solche erkennen können, wenn sie erfaßbar ist nicht nur in meiner Vorstellung, sondern auch außerhalb derselben. Immer aber kann mir, mit Recht wie mit Unrecht, die Verantwortlichkeit zugeschoben werden für die Behauptung und ihre Folgen, wobei nicht zu übersehen ist, daß das Wahre eben so gut Irrthümer veranlassen kann wie das Falsche. Wenn die Behauptung, um welche es sich handelt, Personen und Verhältnisse betrifft, die geachtet werden müssen, so soll man mit solcher Vorsicht zu Werke gehen, um sie als Wahrheit anzunehmen, um wie viel mehr, um sie als solche mitzutheilen. Thut man das, und es ist in der That eine Pflicht, so wird die Zahl der unzweifelhaften Wahrheiten, welche mitgetheilt werden können, eine erwünschte Verminderung erleiden, schon aus dem Grunde, weil nur wenige Menschen sich eine solche Mühe geben mögen. Die große Menge der Menschen, welche das nicht wollen oder nicht können, läßt sich leider darum nicht daran verhindern, leichtfertige Behauptungen, die sie manchmal selbst nicht glauben, als Wahrheiten aufzutischen, Viele aus Gedankenlosigkeit, Manche aus Bosheit. In wich-

tigen Angelegenheiten, auch im geselligen Leben, wenn es sich um Recht und Ehre handelt, soll man die Wahrheit nicht verhehlen, wenn ihr Zeugniß gegeben werden muß, aber man vergesse nicht, daß es in den meisten Fällen ein Märterthum ist, das man sich nicht unnöthigerweise auflegen soll. Wenn es wahr ist, daß die Welt betrogen seyn will, so helfe man nicht, sie zu betrügen, aber dränge sich nicht dazu um sie zu enttäuschen, so wenig als sich zu einer Lüge zu erniedrigen. Wer in kleinlichen Dingen die Wahrheit herausstrommelt, beweist keinesweges damit, daß er den Muth hat, sie zu bekennen, wenn Gefahr damit verbunden ist. Bekenntnißeifer für unerhebliche Wahrheiten beruht meist auf der Eitelkeit, zeigen zu wollen, daß man zu klug und scharfsichtig ist, um hintergangen werden zu können. Aus Eitelkeit wollen solche Leute der Eitelkeit Anderer nicht das kleinste Zugeständniß und damit eben Aufsehen machen.

Die Artigkeit im geselligen Umgang ist entweder eine stillschweigende oder eine ausdrückliche. Mängel, Schwächen, Verkehrtheiten, Auffälliges, Anstößiges nicht beachten und verschweigen, ist keine Lüge sondern eine Nachsicht, die zwischen den Menschen zum gegentheiligen Vortheil walten muß; die kleinlichen Erbärmlichkeiten des Lebens drängen sich ohnedies genug hervor, wenn eine solche Rücksicht sie nicht einigermaßen niederhielte, so würden sie alles Geistige im Umgange gänzlich ersticken. Man sollte billigerweise diese Artigkeit nicht nur den Gegenwärtigen, sondern auch den Abwesenden zu Gute kommen lassen. Wenn man die Gegenwärtigen verschont mit Bemerkungen über ihre Persönlichkeit, so hebt man diese Artigkeit auf, wenn man ihnen solche über Andere zum besten giebt, denn man sagt damit mittelbar, daß man eine geringe Meinung von ihnen hat; es ist moralisch um Nichts besser und eben so unschicklich, als wenn man Jemand kitzelt. Es geschieht leider häufig, Menschen, die viel etwas besseres

thun können, lassen sich dazu herab — ich will nicht sagen mit den Wölfen zu heulen, sondern mit den Gänsen zu schnattern und geben damit ein trauriges Zeugniß von der bodenlosen Flachheit mancher Gesellschaften. Ein geistvoller Mensch kann es nicht thun, er kann höchstens den Unmuth bewältigen, wenn er es mit anhören muß, seine Artigkeit zeigt sich darin, daß er seine Verachtung nicht zu erkennen giebt. Die ausdrückliche Artigkeit, welche darin besteht, den Anwesenden Annehmlichkeiten zu erweisen, soll man üben, ihnen gefällig und zur Hand seyn mit den kleinen Dienstleistungen, die Niemand erniedrigt; die Grenze liegt da, wo der Beruf des besoldeten Dieners beginnt, dem man nicht ins Handwerk greifen soll, ihn selbst aber so wenig verächtlich behandeln wie einen anderen Handwerker. Die ausdrückliche Artigkeit in aufmerksamer Beobachtung dessen, was vorgeht, ist man der Gesellschaft im Allgemeinen schuldig, man übernimmt diese Verpflichtung stillschweigend, indem man in eine Gesellschaft eintritt.

Man verbeuge sich so wenig als möglich, nie aber und vor Niemand tiefer, als daß man denjenigen, vor dem man sich verbeugt, und die Menschenwürde im Auge behält. Ein edler Fürst hat Recht, wenn er demjenigen den Rücken dreht, der nur seine Stiefel und nicht sein Auge sucht. Mit Artigkeiten und Ergebenheitsbezeigungen in ausdrücklichen Worten sey man so sparsam als möglich. Man verzichte doch endlich auf die leidigen und albern-lügenhaften Anreden: „unterthänigster" oder „gehorsamster Diener" oder „Ganz zu Ihrem Befehl"; wenn das nicht ein Diener zu seinem Herrn sagt, vor dem es ohnehin von selbst sich versteht, so ist es ein Unsinn, mit dem Niemand etwas meint. Wenn, wie es noch immer in einigen deutschen Landstädtchen vorkommt, Eingeladene den Hausherrn mit den Worten begrüßen: „Weil Sie es erlaubt haben, bin ich so frei gewesen!" so schmeckt das nach den Zeiten, in welchen Reiche und Beamte ihre

Mitbürger nur zu sich luden, um ihnen Reichthum und Amtswürde fühlbar zu machen und die Gedemüthigten mit Stolz sagten: „Ich bin morgen zum gestrengen Herrn Amtsvogt ins Kränzchen befohlen worden.“ Schlözer sagt, daß Freiherr von Moser, der bekannte Publizist am Schlusse des vorigen Jahrhunderts, hauptsächlich bewirkt habe, daß die Deutschen anfingen, sich die bis dahin übliche „Hundedemuth“ abzugewöhnen. Zwischen Prag und Triest hört man bisweilen Ergebenheitsbezeigungen, welche an leibeigene Kothsäßigkeit erinnern, als: „Unterthänigster Knecht,“ und: „Küsse die Hand Ew. Gnaden!“ Ein freier deutscher Mann soll nicht der Knecht irgend eines Menschen seyn, nicht einmal der einer schönen Frau, und wenn er ihre Hand küßt, so thue er es nur aus Liebe oder Achtung, aber nicht aus Knechtschaft.

Wenn man die Frauen vorzugsweise als „das schöne Geschlecht“ bezeichnet, so ist das eine etwas zweideutige Artigkeit, denn sie giebt zu verstehen, daß die Männer an ihnen mehr als alles Andere die Schönheit, und hauptsächlich nur diese bewundern wollen. Wenn in diesem Sinne die Frauen einer Gattung von Artigkeit Preis gegeben werden, welche geradezu reizgierige Eitelkeit bei ihnen voraussetzt, die jeder Geck zu kirren sich berufen fühlt, so ist das ein gehässiges Vorrecht, nicht der Frauen, sondern der Männer, welche den Frauen die demüthigende Bestimmung auferlegen, sich nur glücklich fühlen zu sollen, wenn man ihnen Beifall spendet. Edeldenkende Frauen sollten das Lob der äußeren Schönheit als eine unverschämte Anmaßung zurückweisen und mit Verachtung bestrafen. Ich weiß wohl, daß diese Art von Grausamkeit selten geübt, und wenn es geschieht, fast nie richtig gewürdigt wird, weshalb man ungemein zum Mitleid geneigt ist und dem Eindringling Gnade für Recht erweist. Ich weiß auch, daß es in den geheimen Artikeln der Galanterie als untrüglicher Grundsatz gilt, daß eine Frau nie ernstlich

zürnt, wenn man sie schön findet, und daß in diesem Falle die Theorie gar oft von der Praxis bestätigt worden ist. Ich hege daher nur geringe Hoffnung, mit einem gegentheiligen Bescheide Eingang zu finden, und muß darauf gefaßt seyn, daß Jeder sein Glück selbst versuchen und eine Warnung nicht sonderlich beachten wird. Nichtsdestoweniger gebe ich Folgendes zu bedenken. Die Männer sind nämlich, unter uns gesagt, den Frauen gegenüber nicht weniger eitel als diese, aber um ein Gutes ungeschickter. Wenn die Frauen ihren kosenden Schmeichelreden schweigend zuhören und sie allenfalls dann und wann mit einem Blicke oder einem Lächeln begleiten, so ergreift die Männer leicht ein Siegestaumel, sie halten sich für unwiderstehlich liebenswürdig und merken nicht, daß sie entsetzlich albern werden, denn diejenigen unter ihnen, welche annehmen, daß das Lob der Schönheit die Frauen für alles Andere blind und taub macht, sind wie Dilettanten, deren eigene Stimme sie daran verhindert zu hören, daß sie falsch singen. Dazu kommt, daß die deutsche Sprache ihrer biederen Natur nach spröde und ungelenk ist in dem lügenhaften und kleinlichen Galanteriekram, wie man aus der schönen Melusine hinlänglich ersehen kann; es gehört viel Geist und Kunst dazu, um sie diesem falschen Ritterdienst fügsam und gefällig anzupassen, und wer das nicht versteht, ist alle Augenblicke in Gefahr, unaussprechlich lächerlich oder jämmerlich plump zu werden. Es fehlt jedoch nicht an Freiwilligen, die sich zum Dienst melden ohne ihn zu kennen, und daher kommt es, daß in Deutschland die Galanterie mit dem schönen Geschlecht oft in so schülerhafter Weise betrieben wird.

Jeden Gegenstand, über den man in Gesellschaft reden will, behandle man in der Form kurz und spinne ihn nicht aus, sondern hat man über ihn gesagt was man kann, darf und will, so gebe man entweder das Wort oder die Sache auf. Von Monologen in Gesellschaft gilt dasselbe wie von

Monologen auf der Bühne, in beiden Fällen muß man erinnern, daß man nicht allein ist.

Man rede nicht in Gesellschaft um sich, sondern Andere zu unterhalten. Kann man nicht unterhaltend seyn, so sey man wenigstens unterhaltbar. Wer abweist, rupft und abschneidet an dem was geboten wird, und selbst nichts bietet, übernimmt die unglückliche Rolle der Censur und erwirbt sich dieselbe Liebe wie sie.

Man darf den Menschen, mit welchen man umgeht, Verbindliches sagen, man soll es, wenn man kann. Die Albernen überheben uns in der Regel dieser Mühe, sie thun es selbst. Uebermüthige nehmen das Lob wie einen Zoll, und diesen zahlt man vernünftigerweise nur wenn man muß. Da man Eitlen nicht genug thun kann, so gehe man nicht weiter, als daß man selbst nicht erröthen muß. Tüchtige und gescheidte Menschen lobe man behutsam, denn das wahre Verdienst ist schamhaft. Wenn beim Lobe keine andere Gefahr ist, so bleibt immer die, für einen Schmeichler gehalten zu werden, und damit verliert das Lob allen Werth.

Man rede nur von sich selbst mit denen, die uns kennen und Antheil an uns nehmen. Allen anderen Personen, und namentlich einer größeren gemischten Gesellschaft gegenüber, sey das Ich ein Gegenstand, den man nie selbst einführt. Man kann ohnedies sich selbst nicht vermeiden, man bringt sich unwillkürlich vor in Allem, was man sagt und urtheilt, man wird nie vor Anderen anonym, selbst wenn man sich nicht nennt.

Man soll sich nicht verstellen, wenigstens nicht um Andere zu betrügen oder in böser Absicht zu hintergehen, aber ich kann auch nicht finden, daß es eine Pflicht sey, sich stets vor Anderen offen zu zeigen und so zu sagen sein Inneres auszulegen. Jeder Mensch hat Regionen seines Gemüths, wo nur er selbst sich verstehen und nur Gott ihn beurtheilen

kann. Ist er da im Irrsal und drängt es ihn nach Hülfe von Außen, das heißt nach menschlichem Rathe, so sehe er zu, ob er einen Freund hat, einen wirklichen Freund, der ihm nicht nur rathen will sondern auch kann. Diesem vertraue er sich an, aber nur ihm. Die Offenherzigkeit, von welcher Manche so viel Wesens machen, die Allen Alles mittheilt, sich immer öffnet und ausgiebt, beruht meist auf einer großen Werthschätzung des eigenen Ichs, ist häufig eine Schwäche, die sich Anderen aufbürdet, weil sie mit sich selbst nicht fertig werden kann. Wie man sich beherrschen, so muß man sich auch so weit verstellen können, daß man nicht unwillkürlich sein Inneres verräth. Wenn Jemand keinen schlechten und hinterlistigen Gebrauch von der Verstellungskunst macht, so gewährt sie ihm sehr viele Mittel, um den Umgang mit Anderen angenehm und vortheilhaft einzurichten, und bis zu einem gewissen Grade ist sie unerläßlich. Ohne sie wäre der gesellschaftliche Verkehr nicht möglich. Die Verstellungskunst ist demnach eine gesellschaftliche Vollkommenheit, eine Fertigkeit wenn man will, die uns gegen Andere und Andere gegen uns schützt, und nur ihr Mißbrauch ist tadelnswerth. Je besser man versteht, sich selbst zu beherrschen, je weniger wird man von der Verstellungskunst Anderer hintergangen werden. Darum soll aber nicht das ganze Benehmen eine Maske seyn, denn damit würde man nur allgemeines Mißtrauen erregen. Man soll auch nie eine Maske vorlegen, kein fremdes Gesicht zur Schau tragen, sondern nur die Aeußerung der Empfindungen im äußeren Ausdruck neutralisiren.

Wenn ein Geheimniß mir mitgetheilt wird, damit es nicht weiter kommen soll, so versteht sich von selbst, daß ich es Niemand ohne Ausnahme anvertrauen darf, weder einer Gattin, noch einem Bruder, noch einem Freunde. Wenn ich ein Geheimniß auch nur einer Person mitgetheilt habe, so ist es keines mehr und es hängt nicht mehr von mir ab zu

verhindern, daß es eine öffentliche Thatsache werde. Für alle Folgen, welche aus der Enthüllung eines Geheimnisses entstehen können, bin ich verantwortlich, wenn ich es Jemand anvertraut habe, nicht er. Will ich ein Geheimniß sicher bewahren, so muß ich nicht nur es Niemand mittheilen, sondern auch den Anschein vermeiden, als wenn ich es wüßte. Man theile auch dem vertrautesten Freunde nicht ein Geheimniß mit, wenn es unnöthig ist, ein allgemeines Mißtrauen ist in dieser Beziehung wohl begründet. Man mache es sich zur festen Regel, Geheimnisse über Personen nie mitzutheilen, auch dann nicht, wenn sie uns schon als Stadtneuigkeit entgegenkommen. Man vermeide es auf jede Weise, der Betraute mit Geheimnissen zu seyn.

An Orten, wo die Leute zur Erholung zusammentreten, muß man ihnen nicht die Geschäftsbeziehungen entgegenbringen, denen sie eben entronnen sind.

Soll man in größerer Gesellschaft Aberglaube, Vorurtheile, Wahn bekämpfen? Man überlege jedenfalls, ob man damit etwas ausrichten kann. Man erwarte nicht, in einem gesellschaftlichen Gespräche, die davon Durchdrungenen zu heilen; diese suchen vielmehr gewöhnlich die Erörterung, um die Unbefangenen zu gewinnen. Nur um Letztere vor Ansteckung zu bewahren, soll man daher Widerspruch erheben, und wo möglich sich auf die Warnung beschränken. Man begnüge sich damit, das Widersinnige und Verkehrte kurz und bestimmt als solches zu bezeichnen, immer aber sey man darauf gefaßt, aufhören zu müssen, ohne eine Entscheidung herbeigeführt zu haben. Uebrigens giebt es Zeiten und Verhältnisse, in denen jede andere Rücksicht der weit höheren weichen muß, der Wahrheit ihr Recht zu erhalten. Heutzutage schleichen Gespenster herum, die aus den Gräbern der Vorzeit herausgezerrt wurden und auch wieder dahin zurückkehren werden mit denen, die sie von dort hergebracht; Fledermäuse fangen ist

schwer, aber vor der Tageshelle verkriechen sie sich von selbst.

In gleicher Weise, wie man sich selbst nicht auftischen soll, ist es gerathen, Andere nicht zu veranlassen, ihre Person und die kleinen Verhältnisse, welche damit verknüpft sind, zum besten geben zu müssen. Man erkundige sich nach dem Befinden der Familienglieder, welche man genauer kennt, aber man fordere nicht auf zu einem Tagesbericht über das häusliche Stillleben, denn, abgesehen davon, daß man damit Jemand in die niedere Lebenssphäre herabdrückt, weckt man in ihm die Erinnerung an alle Sorgen und Kümmernisse auf. Ich weiß wohl, daß das sich in den verschiedenen Lebensverhältnissen vielfältig anders gestaltet. Der Begriff der Großstädtigkeit beruht nicht allein darauf, daß viele Menschen an einem Orte zusammenwohnen, sondern vornehmlich darauf, daß allgemeine und darum großartigere Interessen sie über den beschränkten Kreis des abgesonderten Hauslebens hinwegtragen, so daß dieses eine reine Hausangelegenheit wird, von welcher nur die engeren Hausfreunde Kunde nehmen. In kleinen Orten, oder auf dem Lande nimmt das Familienleben eine ganz andere Stellung ein, es ist die Achse, um die sich Alles dreht, und die Theilnahme für die Personen kann sich nicht davon trennen. Wenn Kleinstädter oder Landbewohner große Städte besuchen, so veranlasse man sie in Gesellschaft nicht zu Heimathsberichten, die in der Regel etwas lang ausfallen, und leicht von den Großstädtern mehr oder weniger fein belächelt werden, denn diese lernen wohl in der Schule etwas Geschichte der Natur, aber selten die Natur kennen.

In einer größeren Gesellschaft sich lange heimlich mit einer Person besprechen, ist nicht schicklich. Betrifft das, was man auf solche Weise verhandelt einen Gegenwärtigen, so muß man ihn nicht dabei ansehen. Wenn Jemand in der Gesellschaft einem Anderen etwas Unangenehmes sagt, so muß

man nie daran Theil nehmen, als um die Unannehmlichkeit abzuwenden, wenn man es kann, sonst aber sich selbst davon abwenden und auf keine Weise zu erkennen geben, daß man etwas davon gemerkt hat.

Etwas, das man genau kennt, von Anderen mangelhaft oder ausführlich vortragen hören, ist nicht angenehm. Man muß es aber ertragen lernen ohne Ungeduld zu verrathen und ohne zu erkennen zu geben, daß man die Geschichte schon kennt, entweder indem man dem Vortragenden Worte oder Berichtigungen einschaltet, oder am Ende eine Bemerkung macht, welche zu verstehen giebt, daß die Erzählung überflüssig war.

Fremde, sowohl Ausländer als Solche, die man nicht persönlich kennt, behandle man mit Aufmerksamkeit, aber mit Vorsicht, sowohl Ihret- als Unserer wegen. Zu Gesellschaftskreisen, in welcher der Hausherr stillschweigend Bürge leistet für diejenigen, denen er sein Haus geöffnet, versteht sich von selbst, daß man dies Verhältniß durch Artigkeit gegen den Unbekannten ehre. Wenn man aber Stand, Rang, Lebensstellung des Fremden nicht kennt, so muß man die Unterhaltung so führen, daß in keinem Falle ein Anstoß gegeben werde, auch keine Frage über seine Verhältnisse stellen, welche ihn gleichsam auffordern soll, sich vor uns zu beglaubigen. Eine solche Neugierde ist so gemein als sich beim Oberkellner oder dem Postführer nach dem Namen der Fremden zu erkundigen, mit denen man sich zusammenbefindet. Es sey uns genug, wenn der Fremde sich als gebildet und artig zeigt. Dieselbe Artigkeit und ein bischen Vorsicht beobachte man gegen Fremde, mit denen man in Gasthöfen und an öffentlichen Orten zusammentrifft. Man mißtraue denen, welche, wenn nicht eine ganz besondere Veranlassung es herbeiführt, unaufgefordert Lebenslauf und Schicksale mittheilen und Dienstleistungen antragen, und aus eben diesem Grunde thue man es selbst nicht,

so wie man auch mit Personen, die man nicht kennt, an öffentlichen Orten nie hohes Spiel beginnen soll. Die Gabe, leicht Bekanntschaft anzuknüpfen, ist gefährlich, wenn sie nicht mit feiner Beobachtung verbunden ist. Der Abendteurer hat sie auch, nur geht er gewöhnlich etwas zu rasch zu Werke.

Schüchternen komme man mit Wohlwollen entgegen, überrasche sie nicht mit plötzlichen und unerwarteten Aeußerungen, fordere sie nicht zu Urtheilen auf oder einer Meinungs-Aeußerung beizutreten, denn die Furcht, das Alles thun zu müssen, ist gewöhnlich der Grund ihrer Schüchternheit. Man richte sie auf, aber stelle sie nicht heraus. Die Schüchternheit ist ein sehr peinlicher Zustand, der in der That mitleidige Theilnahme verdient, welche jedoch mit zarter Rücksicht sich kund geben muß. Dabei soll man bedenken, daß oft die edelsten Naturen, Menschen von Geist und Tüchtigkeit von einem solchen moralischen Krampf befallen werden können, und daß man demnach seinen eigenen Vortheil und den der Gesellschaft befördert, wenn man dazu beiträgt, solchen Bann zu lösen.

Es giebt Leute, welche die Kunst eines guten Gesellschafters in hohem Grade besitzen, sie jedoch nur dann ausüben wollen, wenn Alle sich ihnen zuwenden, ein Publikum bilden, das ihnen Beifall spendet. Wenn das nicht geschieht, sind sie stumm, spröde und wie beleidigt. Solche Leute geben damit deutlich zu erkennen, daß sie nur gekommen sind, um ihre Eitelkeit zu befriedigen und Andere zu Werkzeugen des kitzelnden Vergnügens, das sie dabei empfinden, zu machen. Sie werden dadurch nur von Anderen abhängig und empfinden nie die wahre Lust des geselligen Vergnügens, welches darin besteht, zu nehmen und zu geben.

Man überlege wohl, ob man das, was man in einer Gesellschaft übernimmt, auch vollziehen kann. Man soll nicht Musik machen, wenn man nicht wenigstens weit über die

Schülerhaftigkeit hinweg ist. Man nehme nicht Theil an einem Spieltische, wenn man nicht das Spiel versteht, wenn man es langsam und unbeholfen spielt. Man muß mit demselben Gleichmuth verlieren und gewinnen; ein unangenehmer Spieler spielt eine verdrießliche, oft gemeine Rolle, weil er sich dem Verdacht aussetzt, daß er nur gespielt hat, um zu gewinnen. Jeder setzt sich wohl zum Spiel, in der Hoffnung, nicht sein Geld zu verlieren, aber er muß auch das Vergnügen des Spiels so hoch anschlagen, daß er es gelegentlich mit einem Verlust bezahlen will. So sollte man auch nicht tanzen, wenn man es nicht wenigstens bis zu einem gewissen Grade versteht. Ein ganz schlechter Tänzer ist nicht nur selbst eine jämmerliche Figur, sondern bringt auch fast unumgänglich Andere in lächerliche Verlegenheiten.

Alles was man vor Anderen thut, auch wenn es nur die eigene Person betrifft, soll man so vollziehen, daß Niemand daran ein Aergerniß nehmen kann. Eine gute Erziehung zügelt an den Kindern die Menge von kleinen Unarten, zu welchen die menschliche Natur aus selbstsüchtiger Bequemlichkeit geneigt ist. Wir berühren hier nur solche, welche mit übernommen werden in die Jahre der Selbstständigkeit, die in geselliger Beziehung früher beginnt als im bürgerlichen Leben, die aber dazu gehört, um einen selbstbewußten Umgang mit Menschen zu beginnen. Man kann es täglich erleben, daß erwachsene Personen Unarten an sich haben, welche eine einigermaßen sorgsame Erziehung an Kindern nicht duldet. Das kommt oft daher, daß die Erziehung nur eine beaufsichtigende war, welche nur die Unarten rügte, wenn sie vorkamen, aber nicht den Geist weckte in den Zöglingen, durch den sie sich selbst beaufsichtigen können. Viele Menschen treten in das gesellschaftliche Leben, ohne in ihrer ersten Jugend eine gute Erziehung gehabt zu haben, oder sie lebten in solchen Umgebungen, in welchen nur das unumgänglich

Nothwendige erstrebt werden konnte, ohne daß man auf die Form sah, in welcher es befriedigt wurde. Niemand wird bestreiten, daß es in Deutschland viele, sogar sehr gute gelehrte Schulen giebt, deren Zöglinge gut bewandert sind in den todten Sprachen, ohne daß es ihnen einfiele, sich im Leben anders zu benehmen, als wie grade der Zufall es fügt. Die Studentenkneipen in den Universitätsstädten liefern Belege dafür. Aus diesem Grunde sehen wir tüchtige und ausgezeichnete Männer häufig ihr ganzes Leben hindurch Unarten mit sich fortschleppen, welche ihnen im gesellschaftlichen Leben Verlegenheiten bereiten und sie manchmal veranlassen, es zu fliehen und sie zur Erholung von Berufsarbeiten dem Wirthshausleben zuführen, in welchem die Grenzen weit gesteckt sind, innerhalb welcher Jeder für sein Geld so ziemlich seyn kann, wie er mag. Man soll sich aber daran gewöhnen, auch in der Form sich nirgends, auch da, wo keine besondere Vorschrift es auferlegt, anders zu benehmen, als daß es in der guten Gesellschaft nicht getadelt werden könnte. Die Gewohnheit des guten Benehmens wird zur anderen Natur, die des schlechten leider auch. Mit Rücksicht darauf sey es gestattet, eine kleine Reihe von Warnungen zu geben für Alt und Jung aus beiderlei Geschlecht. Sie betreffen lauter Kleinigkeiten, wenn man will, ein Verhalten, das, wenn es beobachtet oder nicht beobachtet wird, den absolut sittlichen Werth des Menschen nicht bestimmt noch aufhebt, jedoch ihn seinen Nebenmenschen nicht unangenehm macht und es ihm erleichtert, seinem höheren Werthe bei ihnen leichter Geltung zu verschaffen. Da alle Fälle nicht vorhergesehen werden können, so werden hier diejenigen angeführt, die mehr oder weniger in allen gesellschaftlichen Vereinen vorkommen.

Ist man in eine Gesellschaft wegen eines bestimmt angegebenen Zweckes eingeladen, entweder zu einer Mahlzeit oder zu irgend einer Vornahme, woran Alle Theil nehmen sollen

und die erst dann beginnen kann, wenn alle Eingeladene zugegen sind, so versteht es sich von selbst, daß man pünktlich und zur angegebenen Zeit an Ort und Stelle seyn muß. Aber wie man nicht zu spät, so darf man auch nicht zu früh kommen.

Tritt man in die Gesellschaft, so bleibe man nicht an der Thüre stehen, wo man allen Nachkommenden im Wege ist. Man betrachte nicht die Gemälde oder Kupferstiche an der Wand, man untersuche nicht das Zimmergeräthe, sondern man suche die Gesellschaft, begrüße die Frau oder den Herrn vom Hause, von denen man aber auch nicht erwarten muß, daß sie sich ausschließlich mit uns abgeben, denn sie sollen für Alle da seyn. Hat man unter den Anwesenden Bekannte, so wende man sich an diese. Ist die Gesellschaft nicht sehr groß, so wird ein Fremder vom Hausherrn ihr vorgestellt, in einer sehr zahlreichen doch wenigstens einigen Personen, an die er sich halten kann. Bei solchen Gelegenheiten ist eine allgemeine Verbeugung gegen die Personen, denen man vorgestellt wird, hinreichend. Diese sollen nach guter Sitte den Vorgestellten anreden und damit gleichsam die Empfehlung des Hausherrn anerkennen. Es kann aber so kommen, daß das Alles nicht beobachtet, daß man nicht ausdrücklich eingeführt wird; die Leute sind manchmal vergeßlich oder augenblicklich in ein anziehendes Gespräch vertieft. Der Neuling muß sich dadurch nicht aus der Fassung bringen lassen, sondern bedenken, daß da Alle nur zusammenkommen, um sich zu unterhalten, Jeder dazu berechtigt ist. Er vermeide vor Allem eine Pause des Schweigens, welche Verlegenheit bereitet, und rede die ihm zunächst Stehenden an, entweder indem er sich an einem Gespräch betheiligt, oder indem er eines beginnt, wozu das nächste beste Stoff bieten kann, eine Neuigkeit über einen Gegenstand, der eben die allgemeine Neugierde beschäftigt, eine Frage in dieser Richtung, oder wenn man die Per-

sonen kennt, irgend eine verbindliche Ansprache, die uns ihre Aufmerksamkeit zuwenden kann. Es läßt sich keine Musteranrede anführen, Zeit, Ort und Verhältnisse können allein bestimmen, was passend ist, aber es kommt nur darauf an, mit irgend einem an sich unbedeutenden Worte den Anfang zu machen, das Uebrige folgt dann von selbst. Sich verbergen, verkriechen, abseits halten, vermehrt nur die Verlegenheit, die man gleich im ersten Augenblick brechen muß, weil sie sonst dem Unerfahrenen gleichsam über den Kopf wächst. Es kommt auf Reisen vor, daß man in ein Haus, an das man empfohlen ist, eingeladen wird und vielleicht eintrifft, ehe der Herr des Hauses, den man allein persönlich kennt, erschienen ist. Es ist dann in der Ordnung, daß man nach der Dame des Hauses frägt und sich bei dieser selbst einführt als den Gast ihres Mannes.

Es giebt viele Menschen, die beim Essen nur darauf bedacht sind ihren Hunger zu befriedigen, aber nicht darauf sehen, wie das geschieht, und durch eine widerliche Art zu essen wird man Andern in hohem Grade unangenehm. Man schlürfe nicht Suppe, flüssige Speisen oder Getränke laut hörbar ein. Man nehme nicht zu viel von einem Gericht auf einmal und verzehre es nicht mit solcher Hast als wenn man fürchtete, daß es einem weggenommen werden könnte; man esse wiederum nicht so bedächtig, daß man immer um ein Gericht hinter den andern Gästen zurück ist. Man lege den gebrauchten Löffel nicht neben sich auf den Tisch; wenn das Haus auch nicht so reich ausgestattet ist und keine so zahlreiche Bedienung hat, daß bei jedem Gericht das Besteck vollständig gewechselt werden kann, so fordert doch die Reinlichkeit, frische Löffel zu geben, wenn man deren ferner nöthig hat. Man bedenke, daß Messer und Gabel gegeben werden, damit man sich **nur** ihrer beim Essen und **nie** der Finger bedienen soll. Die seltenen Fälle ausgenommen, in denen man die Speisen mit den

Fingern berühren muß, wie bei Krebsen, Kartoffelschälen, Früchten, thue man es nicht, denn es gehört nur eine geringe Geschicklichkeit dazu, um die Fertigkeit zu erwerben, mit Messer und Gabel jedem Knochen alles genießbare Fleisch abzugewinnen ohne ihn mit den Fingern nach dem Munde zu bringen, um ihn mit den Zähnen abzunagen, was eckelhaft ist. Hat man diese Fertigkeit nicht erreicht, so wird es eben kein Unglück seyn, wenn etwas übrig bleiben sollte. Man gewöhne sich daran, allein oder in seinem Familienkreise vollkommen sauber zu essen, denn nur dann wird man es überall thun. In vielen Familien in Deutschland, sogar unter sonst gebildeten Menschen, ist man in dieser Beziehung sehr nachläßig und sehr geneigt, eine solche Vorschrift für eine überflüssige Ziererei zu halten; wenn man sie aber nicht beobachtet, so wird man feingebildeten Menschen auf eine unangenehme Weise auffällig. Man schenke nicht das Glas voll ein, ungefähr ein Drittel bleibe unangefüllt. Jeder, der sich für eine Lebensbestimmung bildet, in welcher er häufig in den Fall kommen muß in Gesellschaft zu essen, sollte das Zerschneiden und Vorlegen lernen; es kostet sehr geringe Mühe, nicht den hundertsten Theil von der Anstrengung, die erforderlich ist, um auf einem Instrumente einen Walzer spielen oder eine Arie schlecht singen lernen. Niemand verachtet eine gute Küche, sie ist innerhalb verständiger Grenzen, die jede Lebenslage verschiedentlich zieht, ein sehr erlaubter Genuß des menschlichen Lebens; warum also verschmähen, ihn auf geschmackvolle und angenehme Weise auszustatten, da man sich doch damit abgeben muß? Man kann nicht sagen, daß man nie die Küche zum Gegenstande des Gesprächs machen soll, denn geistreiche Feinschmecker können darüber bisweilen eben so unterhaltend als belehrend seyn, aber man muß den Gegenstand verstehen, wie jeden andern über den man sich äußern will, muß nicht darüber reden an einem Tische, der von einer mittelmäßigen

oder gar schlechten Küche bedient worden ist, weil man sonst unwillkürlich die Kritik des schlechten Essens macht, und dann versteht es sich von selbst, daß der Gegenstand nur eine untergeordnete Stufe einnimmt, ungefähr die der Karten unter den gesellschaftlichen Unterhaltungsstoffen. Lange Tischreden sollen nur bei den sogenannten Zweckessen vorkommen. Will man bei einer gewöhnlichen Mahlzeit eine Gesundheit ausbringen, so führe man sie mit kurzen Worten ein. Von den angebotenen Speisen wähle man mit den Augen, aber nicht durch Umdrehen und Anstechen mit der Gabel; das Stück, welches man mit dieser berührt hat, nehme man auch. Ebenso berühre man nicht Früchte mit der Hand ohne sie zu nehmen. Man stochere nie die Zähne mit einer Gabel aus, was stets unanständig ist, sondern mit einem Zahnstocher, den man begreiflicher Weise von Niemand borgen, so wenig als man ihn Jemanden leihen kann. Man rede nicht mit vollem Munde, lache nicht während man ißt und trinkt, huste, räuspere und spucke nicht aus bei Tisch, wenn es irgend zu vermeiden ist. Am besten ist, während der Mahlzeit nicht zu schnupfen, höchstens beim Nachtisch, und dann müssen keine Spuren von Tabak sichtbar werden, weder auf dem Tischtuch noch auf dem Teller; eine Dose neben sich auf den Tisch stellen, ist immer unpassend, so lange noch gegessen wird. Wenn, wie jetzt bisweilen in Männergesellschaften vorkommt, beim Nachtisch Cigarren angeboten werden, so zünde der keine an, der nicht rauchen kann ohne auszuspucken. Dies Alles versteht sich allerdings von selbst, bei geschmackvollen und gebildeten Menschen nämlich, aber eben diese haben zu ihrem Leidwesen öfter als man es glauben sollte, Gelegenheit wahrzunehmen, daß dagegen gesündigt wird, und werden es nicht überflüssig finden, daß hier daran erinnert worden ist.

Es ist in der neuesten Zeit unter den Männern, und

zwar besonders in der vornehmen Jugend, Gebrauch geworden, daß man sich kaum mehr auf einen Stuhl hinsetzt, sondern hinlegt. Ich gestehe, daß die modernen Stühle und Lehnstühle dermaßen mit Federn und Polstern ausgestattet und so niedrig sind, daß man fast nothgedrungen eine halb liegende Stellung annehmen muß, von der man eigentlich nicht aufstehen sondern sich aufraffen muß. Aber viele Männer (die Frauen haben bis jetzt dergleichen noch nicht angefangen) betten sich fast in einem solchen Lehnstuhle, legen nicht nur die Beine übereinander, sondern häufig auch den rechten Fuß auf den linken Schenkel, oder umgekehrt; ein gefirnißter Schuh entschuldigt das nicht, er verletzt zwar nicht das Beinkleid, aber an jedem andern Orte als am Boden — die Schicklichkeit. Diese Mode ist eingewandert mit den Jockeiklubs, in denen bisweilen die Herren mit den Dienern die Rollen wechseln.

Der Gebrauch der Visitenkarten ist sehr wohlthätig, wenn man eine solche abgegeben, hat man Leute besucht ohne sie gesehen zu haben; in so fern der Besuch nur der Form wegen geschah, ist ihr Genüge geleistet, viel Zeit und unnöthiger Redewechsel erspart. Wenn man bei einem solchen Besuche angenommen wird, so irrt man selten und fehlt nie, wenn man ihn so kurz als möglich macht, denn in einigen Minuten kann man denen, welchen man Aufmerksamkeit erweisen will, hinreichend genug gesagt haben. Es giebt Leute, die, wenn sie einmal Platz genommen haben, nicht wissen wie sie wieder auf und fortkommen sollen, meinen, der Abgang müsse auf eine besondere Weise eingeleitet werden, und so aus Verlegenheit länger sitzen bleiben als es passend ist und als sie selbst wollten; sie warten auf eine verabschiedende Redensart oder auf den Eintritt eines neuen Besuchs zur Befreiung von einem Zwang, dessen ganze Last sie selbst empfinden. Es giebt aber nichts Einfacheres als aufstehen, sich verabschieden und

gehen; nur muß das gerade nicht nach einer verlegenen Pause geschehen, wo ein stummes Davoneilen wie eine Flucht aussieht. Klebrige Besucher sind so lästig wie Fliegen.

Wenn man in einem Hause gut aufgenommen ist und freien Zutritt darin erhalten hat, sich also einfinden kann ohne besondere Einladung, so mache man einen bescheidenen Gebrauch von solcher Gastfreundschaft. Man beobachte die Stimmung, Haltung und Eigenthümlichkeit der Familie und des Kreises, den sie um sich versammelt, und nach der Art, wie diejenigen aufgenommen werden, welche sich im Bekanntschaftsgrade auf gleicher Linie mit uns befinden, kann man einen Schluß machen auf den Eindruck, den wir bei häufigeren oder seltenern Besuchen hervorbringen können.

Das gesellige Leben setzt und erfüllt mehr oder weniger den Zweck, Erheiterung, Erholung oder auch nur Zerstreuung zu gewähren. Schon in diesem Bereiche giebt es dem denkenden Beobachter vielfache Gelegenheit, um Menschenkenntniß zu erwerben, nicht immer erfreuliche, aber auch diese ist unentbehrlich. Die höheren Zwecke des geselligen Umgangs, Erhebung des Geistes, Erweckung von Ideen und Gedanken, Erweiterung des inneren Gesichtkreises, die Lust und Befriedigung die man empfindet, wenn geistvolle und vorzügliche Menschen, von verwandten Seelen angezogen, sich geistig umkreisen, sich tragen und emporschwingen, wenn im lichtvollen Gepräge des Gedankens, im ahnungsvollen Schweben der Phantasie die höhere Natur des Menschen sich offenbart — das Alles kann nur gefunden werden unter Menschen von edlerem Gehalt. Diese suche wer die höhere Bedeutung des menschlichen Daseyns empfinden, erkennen und erstreben, wer über seine engen Kreise hinaus sehen und leben will. Man suche Menschen, zu denen man hinaufblicken muß, man lasse sich nicht zurückhalten von dem falschen Stolz, der darin eine Demüthigung erblickt, vor ihnen zurückstehen zu müssen.

Das bekannte Wort: „Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen wer Du bist!“ ist wahr, dem Geiste aber nicht dem Buchstaben nach. Wenn man seine Freunde wählen kann ganz frei und ohne alle andere Beziehung als auf Geist, Gesinnung und Charakter, dann allerdings ist ein rückleitendes Urtheil von den Gewählten auf den Wähler statthaft; aber auch nur wenn von engeren Freunden die Rede ist. Umgangsfreunde, die man eigentlich Bekannte nennen sollte, geben nur Auskunft über den Geschmack; denn man wählt den Umgang des Einen wegen seines Geistes, seiner Kenntnisse, während man vielleicht seine Gesinnung nicht hoch stellt; den des Anderen, der kein besonderes Talent hat, wegen seiner treuen Gesinnung; mit Einigen verbindet man sich wegen ihrer anmuthigen gesellschaftlichen Form, mit Anderen wegen ihrer bedeutsamen Stellung, und oft kommen noch Einige hinzu, die man nicht vermeiden kann, entweder weil sie Trabanten der Sterne sind, die man in seinen Kreis ziehen will, oder weil äußere Verhältnisse sie uns fast unabweisbar zuführen. Die völlige Abwesenheit im Umgange an Menschen von Geist, Sittlichkeit, oder irgend einer empfehlenswerthen Eigenschaft berechtigt allerdings zu einer ungünstigen Voraussetzung. Man muß jedoch darnach nicht zu vorschnell urtheilen, denn bisweilen sind tüchtige Menschen in einer so isolirten Stellung, daß sie ohne Wahl den Umgang nehmen müssen, der sich ihnen gerade darbietet, oder allem entsagen, und es kommt auch vor, daß sehr geistvolle Menschen den Umgang sehr unbedeutender Genossen suchen; sie wollen bei ihnen ausruhen von geistiger Anstrengung, wie man Karten spielt mit dem Ersten besten, der aber das Spiel versteht. Das aber vergesse man nicht, daß ein längere Zeit hindurch fortgesetzter Umgang unausbleiblich eine nachhaltige Wirkung auf uns ausübt, daß, wie er uns heben, er uns herabdrücken kann, und also von großer Wichtigkeit ist für unsern inne=

ren Gehalt wie für die gesellschaftliche Stellung. Man wähle seine Freunde gewissenhaft, seine Vertraute umsichtig, seinen Umgang klug. Man verläugne nie einen edlen Freund, wie gering sein Stand auch seyn möge, man schäme sich im Umgange des vornehmen Wüstlings, auch wenn ein Fürstenmantel seinen Wappenschild deckt. In der großen Umgangswelt trete man nicht in eine vertrauliche Stellung zu Menschen, deren Charakter und Verhältnisse man nicht kennt. Ohne kalt, spröde, oder abweisend zu seyn, halte man die Leute in einer gewissen Entfernung, man wird dann mit mehr Vorsicht und Aufmerksamkeit behandelt.

Die geselligen Kreise, in welchen Jeder sich bewegen kann oder soll, muß er natürlich wählen oder suchen nach der Lage, in welcher er sich befindet, nach seinem Stande, seinen Mitteln, nach Vermögen, Bildung, Kenntniß der Welt und der Lebensformen.

Die in Deutschland bestehende Lebensordnung trennt die Gesellschaft in mehrere Klassen, von denen einige genau umgrenzt und von einander geschieden sind, andere die Umgrenzungen gelegentlich aufheben und in einander verschwimmen. Für die oberste Klasse ist die Hoffähigkeit das unterscheidende Zeichen. Zu ihr gehören alle Personen beiderlei Geschlechts, welche vermöge Geburt oder Rang Zutritt am Hofe haben oder haben können. Die Hoffähigkeit ist an den verschiedenen deutschen Höfen enger oder weiter bestimmt, in sofern an einigen nur der Geburtsadel mit einer Hofwürde vereinigt, an anderen auch der Personaladel in einigen Rangstufen den Zutritt bedingt. Wir wollen hier nicht weiter auf die Hofetikette eingehen, sondern nur das gesellige Verhältniß dieser Klasse außerhalb des Hofes und ihre Stellung zu den anderen Klassen andeuten. Im Ganzen genommen ist diese Klasse in geselliger Beziehung sehr ausschließlich, sie bedingt wenigstens den Adel als Berechtigung des Zutritts, und Mitglieder

des niederen Adels anzunehmen, ist noch ein Zugeständniß. Diese Klasse nennt sich selbst „die Gesellschaft". Nach ihrer Ansicht können die Menschen in anderen Klassen wohl zusammenkommen, sie geben Gesellschaften, bilden aber keine Gesellschaft. In der höheren aristokratischen Gesellschaft kennt man nicht immer die Menschen genau, aber doch ihren Stammbaum, man weiß, wo sie her sind, man kennt ihre Lebensverhältnisse, kann sie überwachen, beobachten, man thut es, und mit der spießbürgerlichsten Genauigkeit, und weil diese Gesellschaft genau abgesteckte Grenzen hat, so kann man innerhalb dieser eine Art von Polizei üben, eine freiwillige zwar, welche alte Damen menschenfreundlich und unentgeltlich übernehmen, dafür sie ein Wort mitsprechen dürfen bei Berathung von Familienallianceen und ein Veto haben, wenn die jungen Tonangeber, die Löwen, etwa ausgreifen, etwas zu kühn in Neuerungen hineinpolkiren. Hiedurch wird in dieser Gesellschaft begründet Sicherheit, Freiheit und Gleichheit, Alles ist fein, glatt, gerundet, man kennt und versteht sich ohne Erklärung, der Zwang ist nicht sichtbar, weil Alle sich ihm freiwillig unterwerfen. In größeren Residenzen, wo diese Klasse zahlreich ist, bildet sie in der Regel noch eine Elite, die man, weil die französische Sprache durchgängig dort sehr gebräuchlich ist, die crême de la société nennt, welche aus den Altgläubigen besteht, die so streng verfahren, wie bei Aufnahme in die adeligen Ritterorden, welche wenigstens sechszehn Ahnen mit der Gabel, d. h. von väterlicher und mütterlicher Seite in ununterbrochener Reihe ohne den geringsten Makel einer Mißheirath, verlangen. Wiewohl nun diese Crême ihre besondere Cotterie rein hält von aller Vermischung, so besuchen ihre Mitglieder doch gelegentlich die Gesellschaften der größeren adeligen Klasse; aber es ist, wenn auch in der feinsten Form, ein Zugeständniß, denn die Crême ist strenger als der Hof. Die Adelklasse macht in den größeren Städten Ausnahmen

von der Regel, sie nimmt auch Nichtadelige von Ruf in ihre Gesellschaften auf, Talente, Illustrationen in Wissenschaft und Kunst, deren Namen einen Glanz haben, Reiche, die auch ohne Wissenschaft und ohne Kunst einen Schimmer verbreiten. Die Zugelassenen befinden sich in diesen Kreisen mehr oder weniger gut, je nach der Art, wie sie sich zu nehmen wissen. Man ist zu fein, um sie ausdrücklich fühlen zu lassen, daß sie Ausnahmen sind, als vielleicht in einer Höflichkeit, die mehr Zuvorkommenheit ist. Die Genossen der Adelklasse besuchen auch bürgerliche Gesellschaften der höheren Mittelklasse, aber selten stellen sie sich auf gleichen Fuß oder nehmen sie als solche an. Nicht immer bringt ein Mitglied der höheren Aristokratie seine Frau und Töchter in bürgerliche Kreise, wenn er auch selbst sich dort einfindet; eben so ladet er den bürgerlichen Gastfreund ein, aber nicht immer dessen Frau und Töchter, oder er thut es an Tagen, wo er in seinem Haus Leute einladet, mit denen man sich abfinden muß. Selten ist es, daß zwischen der adeligen Gesellschaft und dem höheren Mittelstande ein vollkommen offener und gegenseitiger Verkehr statt findet. Es ist übrigens nicht leicht, diesen eingewurzelten Verhältnissen eine andere Richtung zu geben. Familienrücksichten und manche andere überlieferte Verpflichtungen binden den liberalen Edelmann, der gerne geneigt ist, gesellschaftliche Bildung und persönlichen Werth als hinreichende Berechtigung zum Eintritt in jeden geselligen Kreis anzuerkennen. Stellt er diese als einzige Bedingung für Alle auf, so kann er in den Fall kommen, manche seiner Standesgenossen ausscheiden zu sollen, mit denen er in Beziehungen steht, die er nicht abbrechen kann. Auf der anderen Seite erweist er diesen als Genossen seiner Gesellschaft kein besonderes Gefallen, wenn er nur Bürgerliche von überragendem Verdienst einladet, denn wenn auch die Bedeutung der Letzteren einigermaßen geschwächt wird durch reiche Emporkömmlinge, die

nur Börsenverstand haben, so sind doch vielleicht häufig die Adeligen in der unangenehmen Lage, nicht dagegen aufkommen zu können, und sie durch eine schmeichelhafte Herablassung abhalten zu müssen, um sich wenigstens in der Stellung als Gönner zu behaupten, was ihnen auch meistens gelingt, denn bis jetzt wenigstens sind, mit geringen Ausnahmen, die Bürgerlichen, welche in adelige Kreise Zutritt bekommen, mehr darauf bedacht, sich als Individuen geltend zu machen und verläugnen in der Regel ihren Stand; man kann oft die Erfahrung machen in adeligen Kreisen, daß Bürgerliche sich geschmeichelt fühlen, wenn man vor ihnen fast als eine Entschuldigung anbringt, daß ihr besonderes Talent oder Verdienst sie als Ausnahme bezeichnet, wobei man zwar nicht den Nachsatz hinzufügt, daß sie sonst nicht da seyn würden, aber wer sympathetische Dinte sichtbar machen kann, hat nicht viel Mühe, ihn aus dem Stillschweigen heraus zu lesen. Ich bin übrigens weit entfernt, die Bürgerlichen zu einem solchen Mißtrauen aufzufordern, im Gegentheil, sie thun wohl daran, es zu verbergen, ohne jedoch zu übersehen, ob ihnen dazu Veranlassung gegeben wird, denn es ist sehr zu wünschen, daß der Unterschied ausgeglichen werde, im geselligen Verkehr wenigstens.

In den geselligen Kreisen des höheren Mittelstandes in Deutschland findet man ohne Zweifel das Vorzüglichste, was die Nation an Talent und Tüchtigkeit aufzuweisen hat, und zwar auch darum, weil Adelige von Verstand und höherer Bildung, welche die Zeit richtig beurtheilen, in diesen Kreisen ihre an Geist Ebenbürtige suchen und finden. Der Ton in ihnen ist ungebundener, als in den Hofkreisen, heiter, gediegen und selbstständig. Diese große und täglich größer werdende Klasse der Gesellschaft zerfällt in viele Abtheilungen, die allerdings in größeren Städten Coterien unter sich bilden, welche aber nicht ausschließlich sind, sondern sich mit

den anderen Abtheilungen vermischen. In kleineren Staaten und Städten blüht freilich noch immer die trübselige Herrschaft des Kastengeistes, der eine Karikatur der Hofetikette ist, mit ihrem Zwang und immer ohne ihre Anmuth. Das frische, begeisternde Vereinsleben, welches angefangen hat sich in Deutschland zu regen zwischen den Volksstämmen, wie unter den verschiedenen Klassen des großen Mittelstandes, wird hoffentlich allmälig den Kastengeist brechen. Es wird indessen nur langsam gehen, denn noch immer muß man mit Bedauern bemerken, daß wenn Festlichkeiten oder irgend ein Anlaß, der Alle zusammengebracht hat, zu Ende sind, man in das alte Fachwerk zurückfällt und Jeder sich in seiner Coterie erholt von der Unruhe, die er empfunden hat, während er, aus seiner besonderen Lage geschoben, in einem größeren Strome mit fortschwimmen mußte. Der Kastengeist schafft eine theilweise Geselligkeit, aber widersetzt sich hartnäckig der allgemeinen. Daß eine erhöhte Liebe für politische Freiheit und öffentliches Leben, so wie eine vermehrte Theilnahme daran, nicht nothwendig den Kastengeist im geselligen Leben aufhebt, sehen wir an Frankreich und England, wo in den Provinzen und in den kleinen Städten der Kastengeist in der Geselligkeit noch immer mächtig und zähe ist.

In geselliger Beziehung ist ein ziemlich großer Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland. Die höhere Gesellschaft, die sich so gerne französisch bezeichnet als **la société proprement dite**, weist zwar einige Verschiedenheit auf in den örtlichen Beziehungen, in persönlicher Ausdrucksweise, in Form und Gattung des Schliffs und der Courtoisie, aber Geist und Gebrauch im Großen und Ganzen ist derselbe in dieser Gattung der Gesellschaft in Berlin und Wien, in München und Hannover. Die Höfe sind oft von einander sehr verschieden, je nachdem Charakter und Eigenthümlichkeit der Souveraine einen verschiedenen Ton anschlagen, der in ihrer

nächsten Umgebung nachklingen muß, aber in der höheren Gesellschaft außerhalb des Hofes ist Aehnlichkeit und Verständniß vorhanden in derselben Art, wie in den Freimaurerlogen an verschiedenen Orten. In der Geselligkeit des Mittelstandes jedoch zeigt sich die Verschiedenheit, daß in Norddeutschland die Familiengeselligkeit fast ausschließlich vorherrscht, wogegen sie in Süddeutschland seltener wird, wo sie vorhanden ist sich auf engere Kreise beschränkt, während der Verkehr an öffentlichen Orten, in Wirthshäusern also, allgemeiner ist und die Familiengeselligkeit als Ausnahme hinstellt. Der charakteristische Unterschied zwischen beiden Gattungen von Geselligkeit ist in der einen die Vereinigung beider Geschlechter, in der anderen ihre Sonderung. In der Familiengeselligkeit nehmen die Frauen den ihnen gebührenden Platz ein, leisten schon durch ihre Gegenwart eine stillschweigende Garantie des Maaßhaltens, des rücksichtvollen Benehmens, der wenigstens formellen Minderung schroffer und abstoßender Gegensätze, ohne zu reden von der Anmuth, Lieblichkeit, unbefangenen Geistigkeit, welche edle und gebildete Frauen der Geselligkeit grade dann einflößen, wenn sie mit Männern vereint sind, denn die Wechselwirkung beider Geschlechter einander gegenüber bringt eine Harmonie hervor, in der ihre eigenthümlichen Dissonanzen durch Ausgleichung sich auflösen. Wenn die Geschlechter getrennt zusammentreten, so nimmt jedes mehr Rücksicht auf sich, als auf das abwesende, weiß von diesem mehr als von sich, sagt von diesem mehr als von sich, fordert von ihm mehr und hebt darum mehr seine Unvollkommenheiten als seine Vorzüge hervor. In den Ländern, in welchen der Besuch der Wirthshäuser, um mit Bekannten zusammenzutreffen, tägliche Gewohnheit der Männer ist, können die Frauen doch höchstens nur in den Sommermonaten bei dem sogenannten Gartenvergnügen daran Theil nehmen. Im Winter treffen dann die Frauen meistens nur mit Män=

nern, die nicht zu ihrer Familie gehören, zusammen in Theatern, Concerten, Bällen, halten aber dafür sogenannte Kränzchen unter sich. Das Klatschen entsteht aus Mangel an höherem, edlerem, geistigem Stoff der Unterhaltung, in welchem Falle das kleine, niedrige Leben herbeigezogen und Faden für Faden ausgezupft wird, wie man Hausleinewand sowohl als Batiste in Charpie verwandeln kann. Männer und Frauen können klatschen, beide thun es. Wenn die Männer es thun, so erniedrigen sie sich freiwillig, denn sie haben die Höhenpunkte des Lebens in Besitz genommen, und wenn sie von diesen aus nur das verkrüppelte Gestrüpp um sich herum beachten und nicht weiter sehen, so ist das eine traurige Entsagung, die man indessen häufiger findet, als die Männer es gestehen wollen. Wenn die Frauen in ihren Kränzchen klatschen, so thun sie Unrecht, weil sie etwas Besseres thun könnten, aber wenn sie, von ihrer natürlichen Stellung im geselligen Leben verdrängt, als höchstens begünstigte und legitimirte Haushälterinnen in Küche, Keller und Kinderstuben verbannt, zur Erholung auf sich und ihr Geschlecht verwiesen, in Klatscherei verfallen, so muß man bedenken, daß in der That mehr Geist dazu gehört, als manche Männer haben, um diesen Andrang des Kleinlebens von sich abzuhalten und einen edleren Stoff zu schaffen, und die, welche die Frauen in diese beengte Lage gebracht haben, sind wohl am wenigsten zu einem Vorwurf berechtigt und vergessen gewöhnlich, daß Kaffeeschwestern nicht deshalb klatschen, weil sie Kaffee trinken, sondern weil sie ihn unter sich allein trinken. Ich glaube, daß man einräumen muß, daß die vollkommenste Art von Geselligkeit die ist, an welcher Frauen Theil nehmen können, und das kann doch wohl richtiger und schicklicherweise nur in der häuslichen Geselligkeit geschehen. In Wirthshäusern, bei Sommervergnügungen in öffentlichen Gärten, haben die Frauen, besonders junge Mädchen, eine mißliche, fast ängstliche Stellung,

der sie nur dadurch entgehen können, daß man sie in einem abgesonderten Kreise mit mehreren Bekannten oder Familien umschließt, also absondert, so daß sie, mit Ausnahme der Musik, wenn eine vorhanden ist, an einer allgemeinen Unterhaltung nicht Theil nehmen, die auch meist nicht statt findet. In dem Wirthshausleben überhaupt, auch wenn nur Männer dort zusammenkommen, findet selten eine allgemeine Geselligkeit statt; so viele Tische so viele Gesellschaften, so daß, wie zahlreich auch die Anwesenden waren, man doch meistens weggeht ohne mit Allen, sondern nur mit einem engeren Kreise von Bekannten verkehrt zu haben. In Wirthshausgesellschaften soll natürlich guter Ton, Anstand, Höflichkeit und alle Vorzüge einer gebildeten Geselligkeit herrschen. Es leuchtet aber ein, daß die Bedingungen, durch welche allein das Alles erreicht werden kann, dort schwieriger herzustellen sind als in der Familiengeselligkeit, wo einerseits mehr wahre, innere Freiheit der Erörterung stattfinden kann, weil, in guten Häusern wenigstens, das Gastrecht eine gegenseitige Verschwiegenheit dessen auferlegt, was durch Mittheilung an Unbefugte dem Hausherrn und seinen Gästen Verlegenheit bereiten könnte, andererseits aber eine Scheu obwaltet, die von Uebergriffen abhält. Im Wirthshause kann Jeder sich betheiligen am Gespräch oder nicht, für sein Geld thun und lassen was er will, wenn er nur nicht offenbar auf eine schreiende Weise den Anstand verletzt. Was den Meisten diese Art von Zusammenkünften so werth macht, ist eben die Entbundenheit, das Nichtnöthighaben seiner Bequemlichkeit etwas zu entziehen, indem man rauchen kann und seine Nachbarn in Wolken einhüllen, trinken kann was und so viel man will und bezahlen kann. Die Süddeutschen, welche dieser Lebensweise zugethan sind, finden sie löblich, angenehm und geschmackvoll, behaupten, daß nur auf diese Art ein öffentliches Leben sich gestalten, freier Erguß und Umtausch der Ideen und Ansichten statt finden

kann und sprechen ihre große Abneigung aus gegen den norddeutschen Ton und die Art von Geselligkeit, in der man nicht trinkt und raucht. Die Norddeutschen kennen wenig das süddeutsche Schoppenleben, sprechen wenig davon und fahren in ihrer Weise ohne polemische Seitenblicke fort. Uebrigens findet auch in Norddeutschland ein Wirthshausleben statt, aber nur in dem unteren Bürgerstande. Der höhere und mittlere Bürgerstand hat ein Surrogat dafür in den Klubbs, die eine Art von geschlossenen Wirthshäusern sind. Diese werden viel besucht von Männern, aber ohne der häuslichen Geselligkeit störend entgegenzutreten, in deren Kreisen meistens die Abende zugebracht werden. In der jüngeren Generation findet das Klubbleben immer zahlreichere Anhänger, die der häuslichen Geselligkeit untreu zu werden drohen, denen das Nichtnöthighaben sich einer Entsagung auszusetzen gefällt, und die Ursache davon ist eigentlich vor Allem Anderen die Cigarre, die in unsern Zeiten eine ebenso durchgreifende und angenehme Rolle spielt als der Kautabak bei den Nordamerikanern. Wenn man ahnungsvoll einen Blick in die Zukunft wirft, so kann man wohl voraussehen, daß den Geselligkeitsverhältnissen der höheren und mittleren Stände in Deutschland eine Veränderung bevorstehen kann, die, wenn sie einmal plötzlich oder allmälig eintritt, eine Strömung hineinbringt, welche vielleicht manches Verkehrte und Eingebildete, aber auch viel Gutes und Angenehmes hinwegschwemmen wird; möge dann wenigstens ein reger Gemeinsinn einen Zustand herbeiführen, in dem eine auf breiteren Grundlagen gebaute Geselligkeit das Edle und Gute erhalten und entwickeln, Alle auf eine höhere Stufe des Gesammtlebens erheben kann, wenn auch Manche dann nicht mehr die vortheilhaften Bedingungen finden, unter denen sie jetzt über sich und ihre Umgebung verfügen können.

Das deutsche Volksleben bietet keine bestimmte Form der Geselligkeit dar. Es ist fast in jedem Gaue Deutschlands ver-

schieden. Das Bedürfniß, das vor Allem befriedigt werden muß, läßt wenig Raum für eine freie Wahl. Die strenge Arbeit an den Werktagen gestattet selten eine behagliche Muße, die vielmehr eine unentbehrliche Erholung von körperlicher Anstrengung wird. Wenn der Mann des Volkes die Mittel dazu erwerben kann, so sucht er an Sonn- und Feiertagen mit seiner Familie Erholung außerhalb des Hauses, also im Wirthshause, wo er seines Gleichen findet. Hier, wo es sich nur darum handelte, eine leichte Skizze vom deutschen Gesellschaftsleben zu geben, würde die Entwicklung des unteren Volkslebens mit allen seinen abweichenden Gebräuchen und seinen außerordentlich zahlreichen Spielarten zu viel Raum einnehmen. Die Aufgabe würde auch, wenn sie zweckmäßig und richtig gelöst werden sollte, nur durch einen Verein von Mehreren erledigt werden können, denn man muß das Volksleben mitgelebt haben, seine Eigenthümlichkeit in Schmerz und Scherz, in Leid und Freude nicht nur kennen, sondern mit empfinden, um es richtig schildern zu können. Man muß in dem Gau, oder wenigstens in der Landschaft, deren Volksleben man schildern will, die Mundart, jeden Naturlaut verstehen und empfinden können. Leider giebt es im Mittelstande Wenige, die das Volk vollkommen kennen und verstehen. Der Mittelstand beschäftigt sich nur mit dem Volke, wenn es mit ihm zu thun, Geschäfte mit ihm zu machen hat, er lebt aber nicht mit dem Volke. Mit Allen vom Volke würde er allerdings von seinem Standpunkte aus es nicht können, aber mit Manchen wäre es, wenn man die Anknüpfungspunkte suchen wollte, möglich, und es sollte Alles thunliche geschehen, um die Kluft auszufüllen. Von dieser Ueberzeugung sind auch Alle, die es mit dem Volke und mit den mittleren und höheren Ständen gut meinen, durchdrungen und vielerwärts regt sich der Anfang einer Vermittelung, welche sehr anerkennenswerth ist und der man wünschen muß, daß

sie schleunige Nachahmung finde, um bald segensreiche Früchte zu tragen. Möge der Zweig der deutschen Literatur fortwährend angebaut werden, der uns das Volk näher bringt, in so gelungener Weise, wie es geschehen ist in den vortrefflichen Volksgedichten von Hebel und von seinen Nachfolgern in stammverwandten Mundarten, wie Franz von Kobell, Castelli, in den schwarzwälder Dorfgeschichten von Auerbach, und von Anderen. Ein vortreffliches Anknüpfungsmittel mit dem Volke ist der Gesang. Wer gehört und gesehen hat, was von den rein bäuerlichen Gesangvereinen in Schwaben geleistet wird, wer diese Leute beobachtet hat bei den Liederfesten in ihrer Haltung und Redeweise mit den Städtern und Anwesenden aus allen Ständen, der wird erkennen, daß die Musik eine unübertreffliche Vermittlerin mit dem Volke ist, daß sie es hebt und begeistert für das Schöne und Edle, die natürlichen Keime der geistigen Befähigung überhaupt anregt und belebt und durch Zusammentreten mit städtischen Liederkränzen und Gesangvereinen die erwünschteste Veranlassung giebt zu einem geselligen Verkehr mit dem Volke. Man lasse alle Vorurtheile bei Seite, und man wird die im Volke gegen höherstehende herrschende Vorurtheile beseitigen, man lasse sich von den anfänglichen Schwierigkeiten nicht abschrecken, und man wird sich überzeugen, daß diese nicht so groß sind als man es sich vor dem Versuche vorstellt, eine Erwartung, der ohne Zweifel diejenigen beipflichten werden, welche bei den Liederfesten in Schwaben gesehen haben, mit welch' freudiger und herzgewinnender Dankbarkeit die bäuerlichen Liederkränze der Theilnahme entgegen kamen, welche ihnen mit Recht bezeigt wurde. Man darf nicht bei der Mode stehen bleiben, sich des Volkslebens als eines literarischen Stoffes zu bedienen; wenn das auf die rechte Weise geschieht, so ist es gut und ehrenwerth, aber nicht genug. Man muß das in guter Absicht Begonnene durch die That vervollständigen. Man muß im Mit-

telstande die verlegene Scheu bewältigen, die nicht recht weiß, wie mit dem Volke in solcher Weise und auf gleichem Fuße anzubinden, da man doch gar nicht verlegen ist über die Art, wie man Geschäfte mit ihm anbindet; findet man Mißtrauen, so muß man bedenken, daß eben die höheren Stände es im Volke begründet haben. Der Adelstand kann allerdings leicht mit dem Mittelstande anknüpfen, indem er dieselben Bildungs-Elemente, und zwar in keinem geringeren Grade vorfindet, er braucht nur den Willen zu haben um es zu thun. Der Mittelstand findet beim Volke Naturelemente, welche, wenn sie richtig aufgefaßt und benützt werden, die in so manchen Richtungen vom natürlichen Wege abgekommene Bildung erfrischen können, damit sie eine ergiebigere Quelle werde für ein edleres Nationalleben. Ich weiß wohl, daß dies Alles viel leichter gesagt als gethan ist. Aber wenn es nun doch gethan werden muß? Wenn man das erkannt hat, so verschiebe man den Anfang nicht. Es ist schön und edel, dem Volke Gutes zu lesen zu geben, wenn man nur nicht zum Guten die ganze Gattung rechnen will, die für den, der es verstehen will, deutlich genug mit dem Namen „Traktätlein" bezeichnet wird. Das ist noch immer ein Verkehr aus der Ferne; man suche und vervielfältige die natürlichen Veranlassungen, um auch persönlich in geselligen Verkehr mit dem Volke zu treten.

In welcher Art man nun seine Umgangsgesellschaft wählt oder wählen muß, man füge sich den Sitten und Gebräuchen derjenigen, in welcher man sich befindet, ohne die eigene Eigenthümlichkeit davon aufsaugen zu lassen, vorausgesetzt natürlich, daß sie nichts enthalten, das der Menschenwürde widerstrebt. Wegen einer leeren Form, die an sich gleichgültig, soll man weder einen wahren Vortheil noch die Geselligkeit opfern. Wenn ein Einzelner dem Herkommen widerstrebt, so muß es höherer Zwecke und nicht seiner Bequemlichkeit wegen geschehen.

Das alte Wort: „Man gebe Jedem die Ehre, die ihm gebührt", heißt in Deutschland soviel als: „man nenne die Leute mit ihren Titeln", wenn sie einen haben, und sehr viele haben einen, und sogar manchmal mehrere, wobei man denn den höchsten Trumpf ausspielen soll. Ich muß annehmen, daß es ein ganz besonderes Vergnügen, eine Art von Wollust gewähret, sich bei einem Titel nennen zu hören, denn ich finde, daß nicht nur Dummköpfe, deren Menschentitel in Zweifel gezogen werden könnte, sondern sogar verdienstvolle und geistreiche Menschen, die viel mehr sind als ein Titel andeuten kann, wie einen musikalischen Genuß an dessen Klang aus fremdem Munde empfinden; letztere sind zwar viel zu klug, um es sich merken zu lassen, sie scherzen sogar mit scharfer Ironie darüber, aber das ist in der Regel was die Franzosen einen avis au lecteur nennen, ein „Merkt's Euch!" und ich rathe dazu, Nachsicht zu üben und den Leuten ein Vergnügen zu gewähren auf das sie so versessen sind. Ohne Mühe bringt man es freilich nicht zur Virtuosität, so daß man auf ein Haar weiß, welche von den ehemaligen Reichsunmittelbaren Er- und Durchlaucht haben, welche Aemter, wie der Ausdruck ist, mit dem Prädicat Excellenz begnadigt sind; Genealogien und Staatshandbücher sind dickleibig und ihr Studium fordert ein so gutes Gedächtniß, daß man in derselben Zeit so ziemlich die Weltgeschichte lernen kann. Was besonders meine Ansicht bestätigt, daß die Titelsucht auf einem mysteriösen aber unwiderstehlichen Reiz beruhen muß, ist die Thatsache, daß sie auch in der republikanischen Schweiz grassirt, wo die Wittwe eines Saifensieders, der es in der Miliz zum Major gebracht und nur vierzehn Tage ein Bataillon commandirt, sich sehr beleidigt fühlt, wenn sie nicht „Frau Majorin" angeredet wird, wie es auch die Frau eines Forstmannes in Hannover wurde, weil man sie nicht „Frau reitende Försterin" nannte, indem damals nur Edelleute dort

reitende Förster werden konnten. Titel sind entweder volle oder leere, d. h. sie sind entweder Benennung eines Amtes, das der Titular wirklich ausübt, oder er führt den Titel eines Amtes, das er nicht versieht, von dem er nichts versteht, und das er gar nie ausüben könnte. In der Anrede jedoch ist kein Unterschied zu machen zwischen vollen und leeren Titeln, man nenne einen Hofrath Hofrath, auch wenn er den Titel verlöre im Falle er sich herausnehmen würde, dem Hofe einen Rath zu geben, der ihn vielleicht nur darum zum Hofrath gemacht hat, damit er seine Rathschläge für sich behalten soll. Man lasse sich nicht verleiten über einen Titel zu lachen, wenn er auch noch so unpassend ist für die Person, die ihn führt. Ich habe einen Kriegsassessor gekannt, der seinem Gewerbe nach Figurant im Balletcorps des Hoftheaters war, der aber eine Reihe von Jahren hindurch Tanzmeister beim Cadettenkorps gewesen war und den Titel bekam, weil eine große Zahl von Stabs- und Subaltern-Offizieren nach seiner Geige und seinem Commando getanzt hatten. Man übersetze auch nicht in den Titeln die Fremdwörter, sie werden dadurch platt und zu verständlich; ein Kommerzienrath kann es nicht leiden, wenn man ihn Handelsrath, ein Educationsrath nicht, wenn man ihn Erziehungsrath nennt. Man glaube ja nicht, daß die Titulare selbst um den Titel, den sie führen, nachgesucht haben, sie sind immer zu ihrem Erstaunen von der Ehre überrascht worden; da es aber einmal ohne ihren Willen geschehen ist, so bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als einen noch höheren Titel zu erreichen. Wer keinen Titel hat, der mache sich nicht über Titulaturen lustig, er wird dabei die Fabel von den sauren Trauben zu hören bekommen, oder man wird auf sie hindeuten, wenn er den Rücken gedreht. Es ist ein unschuldiges Vergnügen, das man den Leuten macht, wenn man sie mit ihren Titeln benennt; geschieht das auf passende und schmeichelnde Weise, so kann man selbst einen Titel be-

kommen. Uebrigens muß ich davor warnen, es zu oft, zu dick, und zu dicht zu thun; es giebt empfindliche Titulare, die darin eine geheime Ironie erblicken, und vernünftige Titulare, vor denen man sich damit lächerlich macht. Je höher die Titularen stehen, je weniger versessen sind sie darauf, ihr Prädicat zu hören; die höchsten zumal. Ohne einen Widerspruch von den Betheiligten zu befürchten, kann ich versichern, daß Könige und Prinzen keine Freude daran haben, wenn man das, was man ihnen vorzutragen hat, mit „Majestät" und „königliche Hoheit" mit „allerunterthänigst" und „allergnädigst" so arg verbrämt wie es Ungeübte oft thun. Wenn man ihnen nicht bei feierlichen Gelegenheiten, wo ohnehin eine Etikettsprache vorgeschrieben ist, aufwartet, wenn man nicht im Namen von Körperschaften und Abordnungen spricht, kurz nicht offiziell, wenn auch vielleicht in Gegenwart von vielen Anwesenden, so bedenke man, daß Könige und Fürsten, wenn nicht eine besondere Ceremonielaufwartung, Huldigung oder dergleichen gefeiert wird, nicht Gesellschaft um sich versammeln, um fortwährend Ergebenheitsversicherungen und Unterthänigkeitsbetheurungen zu hören, woran sie gar nicht zweifeln; sie kennen ihre Titel ganz wohl, wissen was ihnen gebührt, bemerken nur wenn es verweigert oder vernachläßigt wird, wollen sich aber sonst menschlicherweise mit denen unterhalten, die sie dazu eingeladen haben, und es ist ihnen lästig, wenn das was sie vernehmen wollen, alle Augenblicke unterbrochen und aus der Reihe geschoben wird durch unnütze Einschiebsel, wenn die Leute nicht zwanzig Worte zu ihnen sprechen können ohne sich neunmal zu verbeugen und der Mann, von dem sie eine ernsthafte Auseinandersetzung erwarten, und um dessen Complimente sie sich gar nicht kümmern, eben so oft unter dem Gesichtskreise verschwindet. Befindet man sich in Gesellschaft eines Fürsten, der nicht nur dem Range nach über seinem Hofe steht, so versteht sich von selbst,

daß man die Bescheidenheit beobachtet, sich nicht unaufgefordert in die Rede zu mischen; aber wenn er an Jemand eine Frage stellt, in der es liegt, daß er ihm zutraut, sie beantworten zu können, so thue man es einfach, nicht als unmaßgeblich unterthänigstes Dafürhalten, das man nur auf allergnädigsten Befehl zu äußern sich unterfängt, sondern man belohne das Vertrauen damit, daß man schnell und klar das Ergebniß herausstellt. Ein edler Fürst ist in der Regel immer der artigste, leutseligste unter seinen Hofleuten, beim überflüssigen Complimentenkram langweilt er sich de bonne grâce ohne Ungeduld zu äußern, und viele Leute meinen, ihre Umständlichkeit wäre sehr huldreich aufgenommen, aber verständige Leute erkennen leicht am Blick, an der Aufmerksamkeit, am Ton der Stimme, wie sehr ein solcher Fürst denen dankbar ist, welche ihm zutrauen, daß er ein umsichtiger und vernünftiger Mann ist. Große Herren legen immer einen geringeren Werth auf die Kleinlichkeit des Titelwesens, kleine Herren halten es für etwas Großes.

Der Ruf ist das Urtheil Anderer über unsern sittlichen und bürgerlichen Werth, das uns nachgerufen wird. Jeder soll dafür sorgen, nicht blos einen guten Ruf haben zu können, sondern auch wirklich zu haben; es ist also nicht allein hinreichend, daß man Nichts thut, was mit Recht Tadel verdient, man muß auch den Schein vermeiden, der auf etwas Verwerfliches hindeuten kann, ohne daß es in der That vorhanden ist. Niemand soll sich über den Ruf hinwegsetzen, Niemand kann es ohne Schaden, ohne viel inneres Mißbehagen leiden zu müssen, selbst dann, wenn ein reines Gewissen ihn frei spricht von einem lieblosen Urtheil, das über ihn gefällt wird. Es trotze Keiner der öffentlichen Meinung, es ist ein zu ungleicher Kampf, in dem auch die kräftigsten Gemüther manchmal erlegen sind. Etwas ganz anderes ist Popularität, die Gunst der Menge; die kann man einbüßen,

ohne im Geringsten etwas von seinem guten Ruf zu verlieren. Wer im öffentlichen Leben etwas von Bedeutung erstreben will, muß suchen seinen Ansichten und sich selbst, als Vertreter derselben, Popularität zu verschaffen; allein wie er sie nur durch redliche Mittel erwerben, so soll er sie nie auf Kosten seiner Grundsätze erhalten und muß also darauf gefaßt seyn, sie einbüßen zu können. Das ist aber nicht leicht zu ertragen, denn wer wird läugnen, daß die Zustimmung der öffentlichen Meinung und die Zuneigung der Menge in freiwilliger Huldigung eine erhebende Begeisterung einflößt und der beste Hülfsgenosse ist in Förderung eines großen oder gemeinnützigen Werkes. Verliert man diese Popularität, muß man das Werk aufgeben oder dessen Ausführung einem Anderen überlassen, so ist der Schmerz darüber gerecht, und Jeder, der das, wofür er gewirkt, dem er alle seine Kräfte gewidmet, mit Liebe und Hingebung begonnen hat, muß ihn empfinden. Der einzige Trost ist dann der, die Popularität nicht durch Unrecht erstrebt und mit Unrecht verloren zu haben. Man hüte sich dann, einer menschenfeindlichen Stimmung nachzuhängen, man bedenke, wie oft die Wohlthaten der Vorsehung mit Undank belohnt werden, ohne daß sie aufhört, die Undankbaren zu beglücken, man richte sich durch Arbeit wieder auf. In unseren Zeiten besonders muß Jeder, der sich bei politischen Unternehmungen betheiligt, es lernen, in Reihe und Glied für die Sache fortzudienen, deren Führer er eine Zeit lang gewesen.

Die Geltung, die Jeder in der Welt suchen muß, geht mehr oder weniger von ihm selbst aus, denn auch die Vortheile, welche durch Geburt den Menschen zufallen, müssen sie, wenn sie damit etwas ausrichten wollen, auf irgend eine Weise persönlich gelten machen. Was man ist und vermag, soll man gelten machen durch That oder Thätigkeit; Wenige nur können Thaten verrichten, Jeder kann thätig seyn. Die

meisten Menschen kommen der That zu Hülfe mit dem Worte, und in der Darstellung dessen, was sie gethan haben oder thun werden, erscheint die That anders, als sie wirklich ist. Die Welt, auf welche solche Darstellungen einen Eindruck hervorbringen sollen, ist im Ganzen genommen leichtgläubig, so viel sie auch betrogen wird, und nur in den Fällen, wo der Betrug entdeckt wird, ist sie mißtrauisch. Wir erleben es alle Tage, daß die Welt durch Geldspeculationen hintergangen wird und dabei leichtgläubig genug bleibt, um sich von neuem täuschen zu lassen. Daher der Spruch: „da die „Welt betrogen seyn will, so werde sie es!" Wie viele Menschen, die im persönlichen Verkehr redlich und gewissenhaft sind, erlauben sich aus diesem Grunde in Geschäftsangelegenheiten Anpreisungen und Zusicherungen, von deren Haltbarkeit sie keinesweges überzeugt sind. Großsprechern aller Art, wenn sie nicht in eine zu tolle Uebertreibung verfallen, gelingt es, für das gehalten zu werden, wofür sie sich, oft ohne alle Berechtigung ausgeben. Wenn man sich nicht ausgeben soll für das, was man nicht ist, nicht kann und nicht vermag, so folgt daraus nicht, daß man das, was man kann und vermag, verschweigen soll. Die Bescheidenheit darf nicht so weit gehen, daß man sich selbst verläugnet, denn die Bescheidenheit besteht nicht darin, daß man sich bescheidet, für Nichts zu gelten, sondern nur sich nicht für mehr auszugeben, als man wirklich werth ist. Man kann sich über seinen eigenen Werth täuschen, wie über den Anderer, man kann über den einen wie über den anderen nur zuverlässigen Aufschluß bekommen durch dessen thatsächliche Verwendung. Wenn es nun sogar Pflicht ist, seinen vorausgesetzten Werth gelten zu machen, so darf man ihn auch so weit anzeigen, als dies zur Mitbewerbung erforderlich ist. Die Klugheit gebietet einen gewissen Grad von Bescheidenheit; man hüte sich, große Erwartungen zu erregen. Das Selbstvertrauen soll nicht zu oft,

nicht bei jeder Gelegenheit laut werden, aber auch da sich nicht verläugnen, wo man sich zu einem Werthe bekennen muß, den nun einmal in der Welt Jeder in höherem oder geringerem Grade haben muß. An eine aufrichtige Selbstverläugnung glaubt die Welt selten. Es giebt eine prahlerische Bescheidenheit, die bei jeder Gelegenheit die eigene Nichtgeltung gelten macht; daran glaubt die Welt nie, sie hält sie für die Maske einer Selbstüberschätzung oder eines gekränkten Stolzes, und darin täuscht sie sich selten. Jeder vernünftige Mensch kann durch Erfahrungen an sich in dem Kreise seiner Thätigkeit eine Vorstellung von seinem eigenen Werthe bekommen, die nicht so viel unter oder über das Wahre ausfallen wird, daß er nicht in dem einen oder andern Falle es erreichen kann. Dazu bekenne er sich, aber nur da, wo es nöthig ist; wenn es unnöthigerweise geschieht, erregt man Verdacht. Man soll Tadel ertragen können, aber man hüte sich vor der stolzen Gleichgültigkeit, wirklich unverdienten Tadel auf sich beruhen zu lassen; sie wird entweder für Schuldbewußtseyn oder Verachtung der Welt gehalten, und dabei kann man vor sich selbst so wenig bestehen, als vor Anderen.

Mehr oder weniger sucht Jeder in der Welt sein Glück zu machen. Dieser Ausdruck bezeichnet deutlich, daß er nicht erwartet, seinen Zweck allein durch eigene Kräfte zu erreichen, sondern das Glück haben muß, fremde Beihülfe zu finden. Selten nur kann Jemand der Schmied seines Glücks seyn, und auch wenn diese Benennung auf Jemand angewendet werden kann, muß er Verhältnisse antreffen, die er benutzen kann. Die Mitbewerbung ist groß und man wird selten etwas erreichen, ohne Jemand zu überbieten. Das geschehe auf dieselbe Weise, wie ein redlicher parlamentarischer Kampf geführt wird, man siege durch Gründe, welche die Sache stützen und heben, aber nicht durch Angriffe, welche die Persönlichkeit

des Gegners zum Gegenstande haben. Nie handle man nach dem Grundsatze, daß der Zweck die Mittel heilige, denn abgesehen davon, daß damit jede Unthat beschönigt werden kann, daß man sich damit den Genuß dessen, was man erreichen will, verbittert, so giebt man damit dem Gegner dieselbe Waffe in die Hand, ohne berechnen zu können, welchen Gebrauch er davon machen kann. Man rechne nicht auf das Glück bis zu dem Grade, daß man Alles auf eine Karte setze, denn damit vermehrt man nicht die Möglichkeit des Gewinnes, sondern nur das Gewicht des Verlustes. Es ist schwieriger, das Glück zu ertragen, als das Unglück, in so fern nämlich, daß der Mensch sich im Unglück zusammennimmt, ihm so lange, als seine Kraft ausreicht, eine feste Haltung entgegen zu stellen sucht; man kämpft mit dem Unglück, man läßt sich vom Glück hinreißen. Wer durch Kampf und Mühe einen Erfolg erringt, wird im Glück am vorsichtigsten seyn, und wenn er eine klare Anschauung von religiösen und sittlichen Grundsätzen hat, so wird das Glück ihn bessern. In beharrlichem Unglück wird ein edler und starker Geist geläutert, wenn seine Kraft ausreicht, ein gewöhnlicher wird zusammenbrechen; daher finden wir, daß großer Nothstand Muthlosigkeit, Gleichgültigkeit und endlich Stumpfsinn bei den Schwachen, in den kräftigen Naturen häufig Unthaten erzeugt; übersehen darf man aber dabei nicht den Umstand, daß man nur die Verbrechen kennen lernt, aber selten die stille Resignation, welche entweder lange den Verbrechen voranging, oder Viele so weit aufrecht erhält, daß sie tadellos das Unglück ertragen, um unbemerkt aus dem Erdenleben zu verschwinden. Die Glücklichen können sich leicht schützen gegen Uebermuth, sie brauchen nur von dem vielen Unglück Kenntniß zu nehmen, von dem jeder Mensch umringt ist, wenn er nicht absichtlich die Augen verschließt; wenn er dann Herz und Gemüth dem Unglück verschließt, so ist er bedauernswerth, wenn er gar

das Unglück Anderer zu seinem Vortheil benutzt, so ist er verächtlich, oft vielleicht verächtlicher als diejenigen, welche aus Noth Verbrecher wurden und die ein menschlich fühlender Richter mit blutendem Herzen bestrafen muß. Thöricht ist derjenige, welcher sich den Genuß eines Erfolges verkümmert in Betrachtung derer, welche noch mehr erreichten mit weniger, oder vielleicht ohne alle Berechtigung; er betrachte vielmehr die, welche nichts erreicht haben, und er wird sich schwerlich irren, wenn er annimmt, daß viele unter diesen so würdig sind, wie er. Der Neid ist ein Gemüthsnebel, an dem Jeder mit Recht leidet, der nicht den Muth hat, ihn zu bewältigen; das Leiden ist in der That sehr groß und schmerzhaft, es zersetzt und verbittert jeden Lebensgenuß, und man soll es eben so sorgsam von sich abhalten, als Gicht oder Podagra.

„Hilf Dir selbst, und Gott wird Dir helfen" — ist, richtig verstanden, kein gottloser Spruch. Ich will annehmen, daß die göttliche Gnade ihre Erkenntniß erwecken kann in einem einfachen, nach menschlichen Begriffen nicht entwickelten Gemüthe; diese Thatsache, wenn sie vorhanden ist, wird dann so schwer zu erklären seyn, als noch vor der Hand der magnetische Somnambulismus es ist. Aber in menschlichen Bestrebungen, welche das Erdenleben von uns fordert, in der Wissenschaft sowohl als im Leben, wird Gott uns nur helfen, wenn wir selbst dazu thun, denn die Kräfte dazu haben wir nur bekommen, damit sie von uns in Thätigkeit gesetzt werden. Den Keim zu Allem hat Gott gelegt, aber noch nirgends sahen wir ohne menschliche Thätigkeit, Wissenschaft, Kunst, Alles das entstehen, wodurch das Leben veredelt und die Erkenntniß des Höheren gefördert wird. Wenn also die Menschen zunächst darauf bedacht sind, sich selbst zu helfen so weit und so lange als sie können, so schließt das nicht den Glauben aus, daß Gott die Schicksale des menschlichen Ge-

schlechts lenkt und in den Gemüthern der Menschen den Willen belebt, denen von ihren Brüdern beizustehen, welche ohne sie nicht sich selbst helfen können.

Die Macht des Reichthums war zu jeder Zeit groß und wurde von jeher erstrebt. Seitdem das Geld jede Gattung von Besitz repräsentirt, strebt man vorzugsweise nach Geld, weil dieser Repräsentant aller Dinge meist weit geringere Verpflichtungen auferlegt, als der Besitz der Dinge selbst, welche das Geld darstellt. In unserer Zeit stellt das Geld viel mehr dar als zu irgend einer anderen, und nachdem so viele Verhältnisse gelöst und durchbrochen sind, die früher gebunden und geschlossen waren, ist das Geld so mächtig geworden, daß Macht ohne Geld oder ohne einen Besitz, der zum Geld verwendet werden kann, nicht zu bestehen vermag. Man fängt an, Geist und Kenntnisse, wenn sie sich nicht in Gelderwerb ausprägen, als Vorurtheile oder unnöthigen Luxus zu betrachten. Daß das Wissen aus einer beschaulichen Absonderung hinausgenöthigt wird ins Leben, um sich dort zu bethätigen, ist, wenn die Anwendung es nicht seiner höheren Natur und Abstammung entfremdet, ein großer Fortschritt; aber schlimm ist es, daß in Deutschland der Begriff der bürgerlichen „Respectabilität", wie bei den Engländern und den nordamerikanischen Geldmachern, immer mehr und mehr Geldbesitz voraussetzt, ohne welchen die Ehrenhaftigkeit keine Anerkennung findet. Noch herrscht Gottlob in Deutschland im Ganzen Redlichkeit im Verkehr, Treu und Glauben brechen entehrt in der Meinung, wir sind noch nicht auf dem Punkt der schamlosen Verderbtheit angekommen, wo der Raub von Millionen freispricht, wie die Stegreifritterlichkeit im früheren Mittelalter den Adel nicht verwirkte. Aber mißliche Symptome sind da. Neben den Heilquellen hat man Spielbanken, neben den Vereinen für tugendvolle Volksschriften die Zahlenlotterie; der lange schwunghaft betriebene Nachdruck hörte nur auf

weil er verboten wurde; man hat große Fabriken, worin fremde Weine und Branntweine wohlfeil nachgemacht und für ächte verkauft werden, man verkauft Leinwand, die mit Baumwolle untermischt ist; Wucher in Kornspekulationen und Schwindelei ist in erschreckendem Maaße auf deutschen Märkten und Börsen vorgekommen. Kurz, alle Umtriebe, um auf Kosten Anderer schnell reich zu werden, worüber tugendhafte Zeitungen so laut aufschreien, wenn sie im Auslande vorkommen, waren in Deutschland im Schwang, oder sind es noch. Geld ist die Losung, die Phantasie prägt ihre Träume in Zahlen aus, man denkt sich kein Glück ohne Geld, genügsame Beschränkung wird immer mehr dem Unglück gleichgestellt. Jeder muß allerdings suchen Geld zu erwerben, bedenke aber dabei, daß wenn Dürftigkeit unbezweifelt ein Unglück ist, Reichthum darum nicht das wahre Glück gewährleistet. Mancher strebt so ungestüm nach Geld, daß er sich erst reich glaubt, wenn er nicht mehr fähig ist, das Glück zu genießen. Wenn Geldanhäufung zum Hauptziel der Thätigkeit, wenn Geld die Achse wird, um welche sich das Daseyn dreht, der Maaßstab für die Schätzung der Verhältnisse und der Menschen, so geschieht mit den Blüthen und Früchten des Herzens und Geistes wie in dem Mährchen, sie werden zu Gold und Silber. Die Verwendung des Reichthums zur Linderung der Noth, zum erlaubten Genuß für Andere und sich, rechtfertigt den Gewinn, verhindert die Crystallisirung des Herzens, erhält das Gemüth weich und offen für jeden Eindruck; man kann Mitleid und darum auch Freude mit empfinden, und sie allein gewährt das Glück. Man strebe mit allen erlaubten Mitteln nach Erwerb des Geldes, wenn man es so verwenden will. Man verachte ja nicht das Geld, man schätze es nach seinem wahren Werthe, und dieser ist groß in negativer Bedeutung. Gute Haushaltung beruht auf der Fähigkeit, die Bedürfnisse dem Einkommen unterordnen zu können. Diese Kunst kann

Jeder lernen, und er versäume ja nicht, sie unausgesetzt und gewissenhaft zu üben. Thut er es, so büßt er die Freiheit des Daseyns ein. Man ist der Sklave seiner Gläubiger, man opfert ihnen die Selbstbestimmung, man muß, will man redlich bleiben, mehr für sie als für sich selbst arbeiten. Vernachlässigung des guten Haushalts zerrüttet nicht nur das äußere Daseyn sondern auch das innere, denn wenn man immer nur mit Mühe und Anstrengung das Gleichgewicht nach Außen erhält, so muß allmälig die innere Haltung auch ungewiß werden, und Jeder ist ja umringt von Beispielen, welche zur Genüge darthun, daß auf solche Weise die edelsten Eigenschaften des Geistes und des Herzens elend zu Grunde gehen können. Niemand glaube, daß er sich auf die Dauer dieser Schlußfolgerung entziehen kann. Jeder sorge nach Kräften dafür, daß er nicht sein ganzes Leben, oder während der besten Zeit desselben, eine Kette nach sich schleppen muß, welche ihn alle Augenblicke, auch da wo er es am wenigsten erwartete, hemmt und bindet, deren geheimer Druck jeden Genuß bekrittelt und Wehrmuth in das Glas der Freude mischt. Man mache daher nicht nur vollkommene Redlichkeit, sondern gewissenhafte Zuverlässigkeit in der Zusage über die kleinsten Verhältnisse im Geldverkehr zu einer unverbrüchlichen Regel, man verstehe sich lieber gleich zu einer freiwilligen Einschränkung und setze nicht einen Hausstand fort über den Bereich, für welchen man aufkommen kann. Gewöhnliche, millionenmal wiederholte Mahnungen, die man aber auch hier einschärfen muß, weil ihre Befolgung im geschäftlichen wie im geselligen Umgang mit Menschen unumgänglich nothwendig ist. Im geschäftlichen Verkehr hat Jeder seiner Stellung nach einen bemessenen Credit, von dem er innerhalb dieser Grenzen bei richtiger Einhaltung Gebrauch machen kann. Man hüte sich aber Geld zu borgen von Menschen, mit denen man in geselligem Umgange ist, denn man kommt dadurch in ein

schiefes Verhältniß zu ihnen, man steht ihnen nicht mehr frei gegenüber. In der höhern Gesellschaft nimmt man stillschweigend an, daß Jeder, der sich darin bewegt, bis zu einem gewissen Grade wenigstens die Mittel besitzt, die dazu unerläßlich sind. Es erscheinen darin fast immer Einige, von denen es bekannt ist, daß sie sie nicht haben oder nur mit Opfer sich verschaffen können; diese werden dann betrachtet als nicht auf völlig gleichem Fuße zugelassene, als Schützlinge; und wenn man sie nur durch eine etwas zu große, gleichsam distancirende Höflichkeit das fühlen, oder vielleicht wegen ihres besonderen Werthes es gar nicht fühlen läßt, so ist dieser Unterschied doch nicht ohne Einfluß. Man vergesse das nicht bei Aufforderungen zur Theilnahme an Spiel, gemeinschaftlichen Vergnügungen, um sich keiner Verlegenheit auszusetzen. Ein Beispiel mag das erläutern. Bei einer fremden Gesandtschaft in London war ein junger deutscher Edelmann angestellt, der nicht reich war und gerade genug hatte, um die Ausgaben zu decken, welche seine Stellung ihm auferlegte. Da er von gutem Hause war und einen auch außerhalb seiner Heimath bekannten Namen führte, so war er in die höhere reiche englische Aristokratie eingeführt worden. Er nahm für die Jagdzeit eine Einladung an nach Melton-Mowbray, einem eleganten Jagddorf in Northumberland, von wo aus Hetzjagden angestellt werden. Er hatte nach deutscher Erfahrung erwartet, daß das ihm außer der Reise nur geringe Auslage machen werde, und war nicht wenig erstaunt, als er von seinem Gesandten erfuhr, daß man erwarte, daß der Gast wenigstens ein paar Jagdrenner mit einem Jockei und Stallleuten vorher hinsende, um seine eigene Pferde zu Schande zu reiten, die immer, wenn sie unter den anderen ihrem Reiter zu keiner lächerlichen Erscheinung nöthigen sollen, 100 bis 150 Guineen das Stück kosten, daß der Jockei, der seinem Herrn ein Handpferd zum Wechseln heranführt, ein Gentle-

men seyn müßte in dem Styl wenigstens eines fürstlichen Stallmeisters in Deutschland, kurz, daß diese Einladung ihm immerhin eine Auslage von fünf bis sechshundert Pfund Sterling verursachen könne mit der angenehmen Aussicht, bei einem in diesem halsbrechenden Vergnügen häufig vorkommenden Unglück mit Pferden, den größten Theil davon zu verlieren. Es fällt den reichen englischen Aristokraten gar nicht ein, daß in ihrer Gesellschaft sich Jemand befände, dem es nicht sehr gleichgültig wäre, ob er für sein Vergnügen 600 oder 1000 Pfund mehr oder weniger ausgäbe. Der Gesandte enthob übrigens seinen Attaché der Verlegenheit dadurch, daß er ihn zur Jagdzeit als Courier nach dem Festlande sandte mit einer Depeche, die allerdings eben so gut durch die Post hätte besorgt werden können.

Da man, um in der Welt Geltung zu bekommen, irgend eine Absicht verkünden, da man schon in dem geselligen Umgange irgend eine Person vorstellen muß, so kommt man mehr oder weniger in dem Falle, dies auf irgend eine Weise zu erkennen geben zu müssen, denn nur bei wenigen Menschen ist die bloße Nennung des Namens dazu hinreichend, und auch diese müssen im Anfange ihrer Laufbahn unbekannt gewesen seyn. Man schaffe sich Empfehlungen an Personen, welche von Gewicht sind in den Kreisen, in welche man Zutritt erlangen will, oder man beglaubige sich bei ihnen unter vier Augen, damit sie uns einführen. Man sey behutsam in der Weise, in welcher man unter Unbekannten von sich selbst spricht. Man verkündige nicht was man ist, thut und treibt ohne genügende Veranlassung, und dann geschehe es so einfach und so bescheiden als möglich. Man benütze eine natürlich sich ergebende Gelegenheit, um die Kenntnisse zu zeigen, die man besitzt, wenn diese gründlich und zuverlässig sind, aber man packe nicht Alles, was man über einen Gegenstand weiß, auf einmal aus, sondern sage nur das, was

gerade der Augenblick erfordert. Großsprecher und Glücksritter rechnen darauf, daß die Welt sie für das halte, wofür sie sich ausgeben. Wenn das ihnen einige Mal gelungen ist, werden sie dummdreist und enttäuschen dann unbewußt diejenigen, welche sich von ihnen hatten beschwatzen lassen. Man mißtraue Leuten, die ohne Veranlassung uns die bedeutenden Männer nennen, mit denen sie in Verbindung stehen wollen, uns politische Geheimnisse anvertrauen, die sie von einem Diplomaten erfahren haben. Es giebt, obwohl nur selten, schwatzhafte Diplomaten, es giebt auch solche, welche alle die Zurückhaltung besitzen, die in diesem Stande nothwendig ist, die aber bisweilen Schwätzern eine Ansicht mittheilen, damit sie verbreitet werde; das ist aber dann nicht die wahre. Man traue solchen Mittheilungen nicht mehr als Jagdabenteuern, bei denen die Zahlen nicht mathematisch genommen werden müssen. Man findet bisweilen die schreiendste Unverschämtheit in der elegantesten Form. In einem vornehmen Salon erzählte Jemand eine politische Neuigkeit von Belang mit großer Zuversicht. Auf die Frage eines Anwesenden, ob er das genau wisse, antwortete er: „Obwohl ich nicht die Ehre habe, Sie zu kennen, mein Herr, will ich Ihnen doch nicht vorenthalten, daß der Minister X., der eben von Paris zurückgekehrt ist, mir es anvertraut hat.“ Mit einem langen „So?“ drehte ihm der Frager den Rücken — es war nämlich der Minister X.; der angezogene Gewährsmann ist aber nicht immer zugegen. Andere citiren Abwesende oder Todte, und wenn das Letztere auch als das Sicherste betrachtet werden kann, so finden sich doch auch genaue Bekannte der Todten, die ziemlich zuverlässig beurtheilen, was sie gesagt haben können oder nicht. Dies sey angeführt, um darauf aufmerksam zu machen, daß man bei Mittheilung des vollkommen Wahren sich hüten muß, in die Art derer zu verfallen, die Mißtrauen erregen. In Fällen, wo man der

Wahrheit wegen von sich selbst reden muß, geschehe es weder mit dem Vorbehalte einer schüchternen Bescheidenheit, die gewöhnlich für falsch gehalten wird, noch mit einem auflodernden Enthusiasmus der Ueberzeugung, die man gerne als Selbstüberhebung deutet. Das thatsächlich Erwiesene und Bekannte kann Jeder von sich selbst sagen, aber gerade dann sage er es so einfach als möglich, er wiederhole es aber auch so selten als möglich, denn sonst verliert es seinen Werth. Es ist traurig, verdienstvolle und tapfere Veteranen, die allgemein als solche bekannt sind, ihre Thaten dadurch herabwürdigen zu hören, daß sie sie zu oft wiederholen.

Um sich eine richtige Vorstellung machen zu können vom Charakter der Menschen, mit denen man umgeht, muß man sie beobachten. Das richtig zu thun, so daß man ein sicheres, oder in den meisten Fällen doch ein annähernd zuverlässiges Ergebniß herausbringt, ist eine Kunst, die man nur durch Uebung vollkommen lernt; man täuscht sich oft, um am Ende sich weniger zu täuschen. Wenn aber die Ergebnisse auch in den einzelnen Fällen unsicher bleiben bis Uebung das Auge geschärft, den Wahrnehmungssinn entwickelt hat, der sich in einzelnen Menschen bis zu einem Grade von ahnungsvoller Sehergabe steigern kann, sind Andeutungen über die Art, wie man bei solcher Beobachtung verfahren soll, jedenfalls von Nutzen. Es liegt in der Natur der Sache, daß man die Menschen zuerst äußerlich auffaßt, man sieht sie ehe man sie kennen lernt. Nach dem Aeußeren urtheilen, bleibt immer mißlich, unvermeidlich aber ist es, daß die äußere Erscheinung der Menschen, mit denen man zum ersten Mal in Verkehr kommt, einen Eindruck hervorbringt. Der bloße Anblick von vielen Menschen bringt nur einen Gesammteindruck hervor. Gleichgültig können auch Einzelne bleiben, so lange wir sie nicht in den Kreis der Beobachtung ziehen. Hier ist nur die Rede von denen, die wir kennen lernen wollen und die unsere

Aufmerksamkeit erregen. Da bei allen plötzlichen Berührungen des Gemüths nur die Endpunkte des Gefühls angeregt werden, so ist der erste Eindruck entweder ein bestimmt angenehmer oder unangenehmer. Er ist oft für immer entscheidend, er schlägt so plötzlich und unwiderstehlich wie ein zündender Strahl in das Innere, daß sein Einfluß nie vertilgt werden kann. So entsteht bisweilen bei einem Blick Liebe oder Haß, und zwar nicht allein in reizbaren und unerfahrenen jungen Leuten, sondern feste und erprobte Charaktere, wenn sie Phantasie und Gemüth haben, unterliegen diesem magnetischen Einfluß. Daß Romeo und Julia beim ersten Blick in Liebe auflodern, daß Gretchen im Faust beim Anblick des Mephistopheles eine Bangigkeit, einen ihr unerklärlichen Abscheu empfindet, ist keineswegs eine dichterische Freiheit von Shakespeare und Göthe, es ist in der wirklichen Natur, wiewohl in einer Sphäre, in welcher die Vernunft wenig nachweisen kann, aber ohne daß darum die Erscheinungen weniger wirklich sind. Es giebt ohne Zweifel zwischen manchen Menschen eine magnetische Wechselwirkung, eine elektrische Strömung, die anzieht oder abstößt, und so unwillkürlich, daß man die Wirkung davon empfindet ehe der Geist die Combination eines Urtheils vollziehen kann. Die Sinne entscheiden hier keineswegs allein, es ist eine Thätigkeit der sinnlichen und der geistigen Natur, und in letzterer entscheidet sich die Wirkung in Sympathie oder Antipathie. Es versteht sich von selbst, daß man suchen muß, sich diesem Natureindrucke zu entziehen, daß man ihn, wenn er sich tief eingeprägt hat, läutern, berichtigen oder aufheben muß durch unbefangene Beobachtung und ruhige Ueberlegung. Auf diesem Wege gelangen feiner organisirte Naturen dahin, daß die Ueberlegung die Vorempfindung unterordnet, ohne sie abzustumpfen, so daß eine durchschauende Erkenntnißgabe (Diagnose) sich bildet, wie der intuitive Arzt in den Symptomen

den verborgenen Kern erblickt. Diese Fähigkeit können nicht alle Menschen erwerben, weil sie eine Naturgabe voraussetzt, aber Jeder kann durch richtige Beobachtung den Blick schärfen, wie man durch Uebung das Gedächtniß anregen kann. Zum Erkennen des Charakters ist die Physiognomik kein besserer Führer als die Schädellehre. Die ursprüngliche Naturform der Gesichtszüge kann höchstens für das Temperament aber unmöglich für den Charakter eine irgend verläßliche Andeutung geben. Lavater hat sich und Andere so häufig getäuscht, wie Gall; beide waren sinnreiche Phantasiemenschen. Aber die Gesammtwirkung des menschlichen Antlitzes, das bewegliche Spiel desselben beim Reden, vorzüglich Auge und Mund, als die fast unmittelbaren Werkzeuge der Seele, sind immer mehr oder weniger bezeichnend, weil hier sich etwas Beständiges ausprägen kann, das im häufigen Wechsel oft in gleicher Art wiederkehrt. Mund und Auge stehen immer in Wechselwirkung, entweder sich unterstützend oder sich widersprechend, ja das freundlich leuchtende Auge enthüllt bisweilen, wenn auch nur secundenlang, einen ernsten Hintergedanken, ein Zucken des Mundwinkels deutet manchmal die Ironie des Gesagten an. In flegmatischen Gesichtern ist nicht viel zu lesen, sie drücken höchstens in einem Lächeln oder in einer verdrießlichen Verzerrung die augenblickliche Behaglichkeit oder Unbehaglichkeit des Individuums aus; bei ihnen kommt selten eine absichtliche Selbstbeherrschung vor. Es giebt Menschen, die eine große Fertigkeit darin erlangt haben, ihre Gesichtszüge zu beherrschen, entweder so daß sie nichts ausdrücken oder nach Belieben jeden Ausdruck annehmen. Diplomaten wechseln höchstens die Farbe, aber nicht den Ausdruck, in dem Augenblicke in dem sie wahrnehmen, daß ihr Anliegen gelungen oder mißlungen ist; Hofleute schillern chamäleontisch in jeden Ausdruck hinüber, doch ist ein einnehmendes Lächeln ihre stehende Gesichtslivrée. Es giebt Di-

plomaten und Hofherren, die sich nicht verstellen können oder es nicht wollen, und gerade damit ihre Zwecke erreichen, weil man gewöhnlich annimmt, daß ihr Gesicht nicht das wahre Gefühl angiebt. Im Antlitz werden Temperamente und Leidenschaften angedeutet: der Jähzorn des cholerischen, der Gleichmuth des flegmatischen, die Sinnlichkelt des sanguinischen, Liebe, Haß, Hochmuth, Eitelkeit, Neid; ferner Gewohnheiten, die Stand und Stellung herbeiführen, als: das Hinwegsehen oder das imponirende Beobachten des großen Herrn, das Befehlhaberische des Kriegführers, der scharf durchdringende Blick des Seemannes, des Bildhauers (aus der Gewohnheit beider, die Gegenstände in ihren Umrissen fest aufzufassen). In den Gesichtszügen also prägt sich oft ein Charakter aus, aber man kann sich nicht immer darauf verlassen, ob es der wahre ist, denn wie manche Menschen sich einen Ausdruck geben, um ihren wahren Charakter zu verbergen, so geben Andere sich den Ausdruck eines Charakters, den sie haben möchten, aber in der That nicht haben. Es giebt außerdem viele kleine Handlungen und Züge, die auf den wahren Sinn des Menschen leiten können und, wenn sie an und für sich nicht entscheiden, doch andere Wahrnehmungen bestätigen und so mit beitragen können zu einem Gesammturtheil. So giebt das Gehaben der Menschen im Inneren ihrer Häuslichkeit, wenn sie sich unbemerkt glauben, manchen Aufschluß. Haustyrannen, die in der Welt fein und sanft erscheinen, sind meist gemüthlose und zweideutige Charaktere, denen oft nur die Verhältnisse fehlen, um im öffentlichen Leben so grausam aufzutreten, wie die Blutmenschen der Jacobinerclubs; gutherzige Polterer vergällen sich und Anderen das Leben aus schlechter Gewohnheit und nicht aus schlechter Gesinnung. Man sagt, daß im Weine Wahrheit sey, vielmehr aber ist das der Fall unmittelbar nach dem Aufwachen vom Schlaf. Der Mensch kann dann nicht gleich eine Maske vorlegen,

wenn er sonst eine trägt. Heitere und klare Stimmung deutet dann auf gutes Gewissen und gute Gesinnung, Niedergeschlagenheit kann Folge seyn von Unglück und Leiden, verdrießliche und mürrische Laune deutet auf inneren Unfrieden, wenn sie nicht durch häuslichen Unfrieden herbeigeführt ist. Natürlich kann die durch körperliche Leiden verursachte Mißstimmung nicht als Maaßstab dienen. Man findet oft, daß Menschen, die in der Welt sich zierlich kleiden, sich gut und zuvorkommend benehmen, mit Anstand gehen und sich bewegen, in ihrer Häuslichkeit nachlässig und unrein sind, haltungslos werden und träg zusammenklappen, unwillfährig und rücksichtslos gegen die Ihrigen sind; sie spielen also in der Welt eine Rolle, die sie mit dem Costum ablegen. Ueberhaupt können in dem Umgange mit der Welt plötzlich eintretende Umstände die Menschen oft demaskiren, wenn sie gleichsam aus dem Gleise geworfen werden. Eine unvorbereitet eintretende komische Situation enthüllt Manches; das Lachen erprobt den guten Ton. Wer im Zorn roh ist, zeigt sich nur gesittet durch Zwang; ein wahrhaft durchgebildeter Mensch muß in der aufwallenden Leidenschaft nicht gemein werden. Die Eifersucht namentlich ist eine von den Leidenschaften, unter deren Herrschaft die Menschen am seltensten ihre wahre Natur zu verbergen vermögen. Einzelne Züge dieser Art sind, wie gesagt, nicht hinreichend, um ein Urtheil festzustellen, dieses kann vernünftigerweise nur zu Stande kommen, wenn wir sie handeln sehen, wenn ihr Thun die vorausgenommene Ansicht bestätigt. Menschenkenntniß ist eine schwere Kunst, die nur durch vieles Nachdenken erworben werden kann. Viele Leute glauben Menschenkenntniß zu haben, weil sie viele Menschen kennen gelernt haben. Die gemeine Erfahrung, die am Ende jeder Mensch erwirbt, wenn er lange lebt, ist von geringem Werth; nur die richtige Kritik der gesammelten Erfahrung giebt ihr eine Bedeutung. Die in-

stinctive Menschenkenntniß, die ohne selbstbewußte Kritik verfährt, trifft manchmal das Rechte, wie auch häufig Wetterprophezeihungen eintreffen, ist aber nicht verläßlicher. Manche Leute, die dann und wann darin Glück gehabt haben, übersehen und vergessen die Fälle, in denen ihre Ansicht sich als irrthümlich erwies, oder, wenn grade keine üble Folgen für sie eintreten, forschen sie gar nicht nach, ob ihr Urtheil sich bestätigt hat und nehmen es als richtig an. Wäre das nicht, so würde eine Menge von Rollen gar nicht durchgespielt werden können; es giebt im Leben so vortreffliche Schauspieler, wie auf der Bühne, und natürlich in weit größerer Zahl, und das Publikum ist weit leichtgläubiger auf dem Markte, als im Theater; der Hauptvortheil derer, die im Leben eine Rolle durchführen, ist eben der, daß man sie nicht für Schauspieler hält. Man gebe nicht zu viel auf das, was die Leute mit der Zunge thun, besonders aber nicht, wenn sie uns einzunehmen suchen und uns mit einschmeichelnden Redensarten entgegenkommen. Doch hüte man sich auch, das immer für Falschheit zu halten; man baue grade keine großen Erwartuntungen darauf, sondern bedenke, daß die Leute oft aufrichtig meinen, was sie in Worten ausführen, so lange sie reden, und manchmal nur nicht mit der That einstehen, weil es beschwerlicher wurde, als sie es erwartet hatten, oder weil sie nicht darauf rechneten, daß man sie beim Worte nehmen werde, oder weil sie glauben, daß Niemand die wörtlichen Betheuerungen für etwas anderes als Formen ansieht. Ein allgemeines Mißtrauen gegen Alle ist ein trauriger Begleiter durchs Leben, und sollte man auch dadurch vor materiellem Verlust bewahrt werden, so ist die moralische Einbuße viel größer, die nothwendig entstehen muß durch die innere Isolirung und Verdüsterung des Gemüths. Wer mit vielen Menschen umgeht, muß manchmal trübe Erfahrungen machen, wie der Anatom selten vollkommen fehlerfreie Organisationen,

fast alle mit irgend einem Makel behaftet, vorfindet. Wenn man Anderen Wohlthaten und Dienste erzeigt, so muß es nicht von dem egoistischen Standpunkte aus geschehen, daß man auf Dank wie auf Bezahlung dafür rechnet, daß man die Wohlthat wie ein Kapital auf Zinsen legt und klagt, wenn diese nicht entrichtet werden. Man thue das Gute des Guten wegen, wie Gott es thut, der so selten Dank sieht, und, wenn es geschieht, sich dann freut, nicht seinetwegen, sondern der Menschen wegen, die dankbar sind. Man pflücke den Dank wie eine Blume, die auf unserm Wege blüht, aber Niemand rechne darauf, daß alle Körner, die er säet, aufgehen. Gewöhnlich betrachtet der Wohlthäter die Verpflichtung zur Dankbarkeit zu einseitig allein von seinem Standpunkte aus. Edle Gemüther sind dankbar ihrer Natur nach und empfinden die auf ihnen ruhende Verpflichtung nicht als eine Last; aber gewöhnlichen Menschen ist sie eine sehr drükkende Last, die sie fast unbewußt dadurch von sich abzuwälzen suchen, daß in ihrer Vorstellung die Wohlthat an Gewicht und Verdienstlichkeit abnimmt. Sind sie durch Fürsprache und Unterstützung in Amt und Stellung gefördert und gehoben worden, so war auch ihr Verdienst in die Augen springend, es muß ja einem Gönner angenehm seyn, durch Anstellung von tüchtigen Männern seine Einsicht zu beweisen, solche Fürsprache gereicht ihm ja zum Lobe; ja sie kommen am Ende bei genauerer Ueberlegung in der Stille dahin, daß sie meinen, ihrem Wohlthäter einen Dienst geleistet zu haben. Haben sie Geld geborgt, so haben sie es zurückbezahlt, vielleicht sogar zu der versprochenen Zeit, hiemit ist ja die Sache abgethan, man kann doch nicht verlangen, daß die Gesinnung lebenslang so zu sagen dem helfenden Freunde verpfändet bleibe, das hieße ja diesem ein eitles und unedles Gemüth zutrauen. Das Alles ist eine Selbsthülfe der vielen schwachen Menschen, um gegen das Bewußtseyn aufzukommen,

Anderen verschuldet zu seyn. Manche Leute, die im Grunde des Herzens dankbar anerkennen, was ihnen Gutes erwiesen wurde, erscheinen undankbar, oder wenigstens des Dankes nicht eingedenk, aus Ungeschicklichkeit, Schüchternheit, Unentschlossenheit. Jemand hat von einem Kameraden, geringen Standes, wie er, Wohlthaten empfangen, die er auch anerkannt hat. Im Laufe der wechselnden Ereignisse kommt er zu Ehren und Würden, wird in einen höheren Stand erhoben. Er begegnet plötzlich und unerwartet dem im niederen Stande verbliebenen Wohlthäter, erinnert sich seiner sehr gut, ist auch im Herzen ihm dankbar gesinnt, aber er schämt sich seiner Niedrigkeit, die Betrachtung: „was wird man von Dir glau„ben, wenn Du einem solchen Menschen die Hand drückst?“ drängt sich vor, der Augenblick, die passende Gelegenheit ist vorüber, ehe das bessere Gefühl die falsche Schaam bewältigen konnte, und dem Wohlthäter ist der bittere Pfeil des Undankes ins Herz gedrückt. Wer die Menschen viel beobachtet hat, wird sich überzeugen können, daß viele Menschen auf solche Weise undankbar erscheinen, ohne es im Herzen zu seyn. Es gehört in der That nicht nur ein gutes Herz, sondern auch Charakter und Entschlossenheit dazu, um stets und auf die rechte Art sich dankbar zu erweisen. Würde man nun sich nur da wohlthätig und dienstwillig erweisen, wo man zuverlässig auf dankbare Anerkennung rechnen kann, so würde das eine ganz vertraute Bekanntschaft mit den Charakteren voraussetzen, das Gute würde den besten Theil seines Werthes verlieren und im Zweifel meistens ungeschehen bleiben. An schuldige Dankbarkeit erinnern, verringert den Werth der Wohlthat wie der Dankbarkeit. Eine große Aufforderung zur Dankbarkeit liegt in der Betrachtung, daß Niemand die Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott in ihrem ganzen Umfange erfüllen kann. Man sey daher wenigstens dankbar für die Wohlthaten, die man von Menschen empfängt.

Wer über die Undankbarkeit der Menschen klagt, der bedenke nur, wie selten einer Mutter die unendliche Hingebung und Sorge für ihre Kinder hinlänglich vergolten wird und wie ihre Liebe doch nicht erlöscht. Leider ist der negative Undank aus Schwäche sehr allgemein. Es kommt aber auch vor, daß bei hochmüthigen Menschen das Bewußtseyn der Dankverpflichtung sie zum Haß gegen den Wohlthäter stachelt. Man sey auf das Eine wie auf das Andere vorbereitet und lasse sich auch von den herbsten Erfahrungen nicht verleiten, in Förderung des Guten nachzulassen.

Ueber Temperament, Naturell, Gemüthsart, und die Behandlung der Menschen darnach.

Temperament ist die eigenthümliche Mischung und Verbindung des Körperlichen und Geistigen im Menschen, und die Wechselwirkung beider, woraus eine Nöthigung in seiner Handlungsweise, wenigstens in der Hauptrichtung derselben hervorgehen soll.

Nach dieser Auffassungsweise steht das Temperament mitten inne zwischen Naturell und Charakter; denn Naturell bezeichnet blos die körperliche Anlage, wie sie nach dem inneren Körperbau ohne Rücksicht auf die Seele vorhanden ist; der Charakter aber bezeichnet die geistige Eigenthümlichkeit des Menschen als eines moralischen Wesens. Das Temperament ist daher gleichsam der Befund der Naturgeschichte der seelischen und körperlichen Organisation eines Menschen, in ihrer sich gegenseitig bedingenden Verbindung.

Die uralte Lehre von den Temperamenten hat eine große Rolle gespielt in der Geschichte der menschlichen Natur, und

spielt sie noch in der Meinung vieler Menschen, wiewohl die meisten ihrer Voraussetzungen entweder als Irrthümer oder einseitige, und demnach ungenügende Ausgangspunkte erkannt sind. Im Grunde aber sind wir über diese verneinende Kritik nicht hinausgekommen, wir kennen noch zu wenig die feinen Bestandtheile der physischen Natur und ihre Wirksamkeit auf das geistige Leben, um von der einen auf das andere zuverläßige Schlüsse machen zu können. Da nun aber die Wahrnehmung richtig ist, daß eine gewisse Normalbeschaffenheit der körperlichen Natur einen entsprechenden Einfluß übt auf Gemüth und Stimmung der Seele, in so ferne nämlich dem nicht vom Charakter, als von dem höheren Bewußtseyn entgegengewirkt wird, so kann die alte Eintheilung der Temperamentslehre noch immer als Wegweiser dienen, um sich eine Vorstellung zu machen von der Gruppirung derjenigen Erscheinungen, welche dadurch erklärt werden sollen.

Wie man nämlich schon in der alten griechischen Philosophie vier Ureigenschaften aller körperlichen Dinge annahm, um die Verschiedenheit der Erscheinungen zu erklären, nämlich Wärme, Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit, so stellte schon Hippokrates die Lehre auf von vier Hauptsäften des menschlichen Körpers, welche auf sein geistiges Leben einen bestimmenden Einfluß üben sollten. Aus den lateinischen und griechischen Benennungen Letzerer ist die Eintheilung der Temperamente entstanden. Die vier Hauptsäfte*) nämlich waren: 1) Das Blut (sanguis) — 2) Die Galle (griechisch: Cholos) — 3) Die schwarze Galle (melas cholos) — 4) Der Schleim (Pflegma). Später nahm Galen vier Temperamente an, welche bestimmt wurden, je nachdem in der Mischung dieser Säfte einer über die anderen das Uebergewicht hat, und so

*) **Humores**, woraus das französische **humeur**, weshalb man ja auch im Deutschen sagt: „was für ein Humeur hat der Mann?" um zu erfahren, welche seine gewöhnliche Seelenstimmung ist.

erhielt er: das Sanguinische — das Cholerische — das Melancholische — und das Flegmatische Temperament. Nun ist es aber gewiß, daß nicht blos die Säfte, sondern auch die größere oder geringere Reizbarkeit des Nerven- wie des Muskelsystems einen großen Einfluß auf die körperliche Stimmung äußert, so daß demnach die Eintheilung blos nach der Mischung der Säfte eine willkürliche und ungenügende bleibt. Man nahm an — und wenn auch nicht wissenschaftlich, so nimmt man doch nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche noch an, daß das Temperament auf die Seele wirkt, ungefähr wie die äußere Temperatur auf den Körper. Daß die körperliche Stimmung der Seele gewisse Neigungen einflößt, und daß, wenn diesen widerstandlos nachgegeben wird, ein Gewohnheitsverhältniß entsteht, das wie Charakter wirkt, obwohl es gerade auf Abwesenheit von Charakter beruht, ist gewiß. Die meisten Menschen sind so schwach und willenlos, daß sie es bei der Vorbestimmung des Temperaments bewenden lassen, und sich nicht zu der moralischen Würde zu erheben vermögen, von der aus durch Vertrauen auf Gott die Seelenkraft stark genug wird, um das Naturelement niederzuhalten. Daher hört man denn auch vielfach die sich selbst gleichsam aufgebende Entschuldigung: „Das kann man sich nicht geben und nicht nehmen.“ Daher ist es ohne Zweifel von Nutzen, das Temperamentsverhältniß zu beobachten, als einen Leitfaden zur Behandlung der Menschen besonders, bei denen bestimmt ausgesprochene Gemüthsarten, Neigungen oder Leidenschaften entschieden hervortreten, weil man daraus einen ziemlich richtigen Schluß ziehen kann auf ihr Benehmen in vorkommenden Fällen. Nur wolle man dabei nicht übersehen, daß selten oder nie ein Individium ausschließlich nur ein Temperament hat, daß mehrere gewöhnlich gemischt sind, so daß bald das Eine bald das Andere mehr oder weniger vorschlägt; daß Religiösität und wahre, höhere Bil-

dung die Macht der Temperamente schwächen und neutralisiren können, und daß in demselben Individuum häufig das Temperament in den verschiedenen Lebensaltern wechselt, so daß derjenige, der in der Jugend sanguinisch war, im mittleren Lebensalter cholerisch oder melancholisch, und im Greisenalter flegmatisch wird.

In dem sanguinischen Temperament, das durch das Blut bestimmt werden soll, herrscht Gefühl und leicht erregbare Empfänglichkeit vor, und daher ist der Sanguiniker sinnlich, gutmüthig, leichtsinnig und wankelmüthig. Er bereut seine Fehler so leicht wie er sie begeht, er will sich bessern und kann nicht, weil er den sinnlichen Regungen nicht zu widerstehen vermag. Er lernt schnell, und vergißt noch schneller, er ist mitleidvoll, weil er leicht gerührt wird, er giebt unbesonnen, weil er leichtsinnig über den Werth des Besitzes hinwegsieht, er giebt sich jeder Empfindung hin, weil er keiner andauernden Gesinnung fähig ist; alles Thun und Wirken versandet bei ihm wie in einem Strom, der alle Augenblicke sein Bett wechselt, und deshalb zur Beschiffung untauglich ist. Der blos sanguinische Mensch ist wie ein Schmetterling, der sich entpuppt, willenlos vom Winde getragen, zwecklos umherflattert und spurlos stirbt. Er ist mehr ein Exemplar seiner Gattung als ein Individuum.

Im cholerischen Temperament, das auf einer galligen Reizbarkeit beruht, wird die Empfindung auch leicht und stark, aber nicht immer nachhaltig angeregt. In dem cholerischen Menschen ist Zündstoff der auflodernden Leidenschaftlichkeit immer bereit, bei jedem Hauch sich zu entflammen. Der cholerische Mensch kann lieben, und liebt leidenschaftlich, und eben darum schlägt bei ihm verschmähte oder verrathene Liebe in glühenden Haß um. Widerstand regt seinen Zorn auf, der bloße Widerspruch thut es, nichts aber steigert seine Leidenschaftlichkeit mehr, als wenn gelassene Kälte vorsätzlich ihm

entgegengestellt wird. Dagegen wird Nachgiebigkeit ihn entwaffnen, aufrichtige Zuneigung, die sich ihm fügt, sich an ihn lehnt, stillschweigend seinen Schutz anspricht, enthusiastische Liebe in ihm erregen, denn bei dem cholerischen Temperament findet man häufig die edelsten Eigenschaften des Gemüths, Aufopferungsfreudigkeit und Hingebung. Der Cholerische liebt in der Regel nicht lange andauernde und stille Anstrengung, durch welche ein weit gestellter Zweck allmälig erreicht werden soll, er ist zu ungeduldig dazu; wenn der Erfolg auf sich warten läßt, erregt es Zorn, und er wirft Alles von sich, um hastig und leidenschaftlich etwas Neues zu beginnen. Was schnell erreicht und in einem Anlauf erobert werden kann, reizt ihn, und ohne sich zu besinnen, stürzt er sich in jede Gefahr, um es zu vollziehen. Er strebt überall nach dem Befehl, im Großen wie im Kleinen, im Staate wie im Hause, aber im Ganzen haßt er kleinliche Geschäfte, und auch in großartigen Angelegenheiten reizt der Zweck seine Begierde, und er übersieht leicht die Mittelstufen, durch welche man dazu gelangen kann. Im Grunde genommen ist das cholerische Temperament nur ein reizbares Steigerungsvermögen, wodurch gute wie schlechte Eigenschaften in Thätigkeit gesetzt werden, es ist der Enthusiasmus, die Fähigkeit, sich beleben, begeistern zu können für irgend eine Absicht. So entsteht durch das cholerische Temperament sowohl Kampf und Sieg für das Gute wie für das Böse, Edelmuth und Heldensinn, wie auch Ausartung in Stolz, Hochmuth, Verwegenheit, Tollkühnheit, Grausamkeit und Verfolgungssucht.

Das melancholische Temperament soll veranlaßt werden durch ein schwerflüssiges mit galligten Stoffen untermischtes Blut, durch dessen langsamere, wenn auch kräftige Bewegung das Herz und das Arteriensystem weniger Erregbarkeit und Zusammenziehungskraft besitzt, und weil auch der Nervenäther nicht so fein und beweglich ist, so sind auch die

Verrichtungen des Nervensystems langsamer. Hieraus entsteht eine Neigung zum Ernst, der unter gegebenen Umständen in Schwermuth und Lebensüberdruß übergehen kann. Wenn aber im melancholischen Temperament das Gemüth nicht schnell erregbar ist, die Gefühle nicht schnell wechseln, so besitzt es dennoch eine feine Empfänglichkeit, die, einmal in Thätigkeit gesetzt, den Eindruck tief empfindet, den Gegenstand umklammert, und mit wachsender Innigkeit festhält, die sich bis zur höchsten Leidenschaftlichkeit steigern kann. Der Melancholische ist im Ganzen genommen vorsichtig und behutsam, und selbst wenn er vor Leidenschaft glüht, ist Plan und Methode in der Art, wie er sie befriedigt. Aengstlich vorschauend, der heiteren Lebensansicht entfremdet, für die Zukunft besorgt, nimmt er zwar den äußeren Eindruck auf, er gestaltet sich aber gewöhnlich erst durch innere Seelenthätigkeit zum Bewußtseyn, und so brütet er in sich Gefühle und Leidenschaften aus, die er sorgsam verbirgt, bis sie äußerlich in der That zum Vorschein kommen. In Freundschaft und Liebe ist der Melancholische treu, schwärmerisch hingebend und aufopferungsfähig, aber in demselben Grade wächst sein Mißtrauen, und wenn dieses irgend Nahrung bekommt, so entbrennt in ihm Eifersucht mit stiller aber heißer Glut, die, zur Flamme angefacht, Nichts scheut, und in blindem Rachedurst auch vor einem Verbrechen nicht zurücktritt, um Befriedigung zu erhalten, das Daseyn opfert. Der Melancholische ist der schwersten und anhaltendsten Arbeit fähig, er arbeitet nicht schnell aber zuverläßig, ohne Lücken, er faßt nicht hastig auf, aber er behält genau was er gelernt und erkannt hat. Laute und stürmische Fröhlichkeit ist ihm meist zuwider, er schließt nur sein Inneres auf in einem Kreise von zuverläßigen Freunden, fühlt sich nur angezogen von stiller und ernster Freude, liebt die Einsamkeit, weil er tief nachdenkt über Gott, die Natur und sich selbst. Seine Ansprüche an Andere, Menschen, Staat

und Gesellschaft, sind meist streng, seine Kritik ist unerbittlich, bitter sogar oder doch ironisch, aber in der Regel ist er auch gegen sich selbst nicht nachsichtig. Da überhaupt das Grübeln bei dem Melancholischen charakteristisch ist, so findet man oft, besonders wenn die Gelegenheit zur Entwickelung von Thatkraft ihm entsteht, daß er in Schwermuth, Selbstpeinigung verfällt, und auf diesem Wege zum Selbstmord oder Wahnsinn kommt, Letzteres auch besonders darum, weil er Neigung hat, die Menschen zu verachten, sich hochmüthig über Andere zu erheben, und im höchsten Grade empfindlich ist bei jeder, wirklichen oder eingebildeten Ehrenkränkung.

Wo das flegmatische Temperament in höherem Grade vorhanden ist, findet sich in der körperlichen Organisation ein Uebermaaß von wässerigen und serösen Theilen im Blute, das nur langsam umläuft, sowie auch die Absonderung des Nervenäthers langsam vor sich geht. In den flegmatischen Menschen ist demnach in einem geringeren Grade als in allen anderen Temperamenten körperliche und geistige Erregbarkeit vorhanden, er liebt Ruhe und Genuß ohne Anstrengung, und ist keinen heftigen Leidenschaften unterworfen. Der Flegmatische kann jedoch, wenn auch nicht gleich, sehr zornig werden, namentlich wenn anhaltend seine Ruhe oder Bequemlichkeit gestört wird, und ist er einmal aus seiner gewöhnlichen Impassibilität herausgehoben und in eine bewegte Stimmung gebracht worden, so wirkt die Erschütterung lange nach und er braucht lange Zeit, um sich zu beruhigen. Der Flegmatische ist nicht leichtsinnig, aber den unvermeidlichen Sorgen und Unannehmlichkeiten setzt er so lange als möglich Gleichmuth entgegen, er liebt nicht das Ergreifende und Erschütternde, hält es so viel als möglich von sich ab, seine Phantasie ist nur so weit thätig, um Abwechslung hervorzubringen, ohne das Leben zu beunruhigen. Der Flegmatische geht sehr überlegt zu Werke, läßt sich daher nicht leicht zu

Unbesonnenheiten verleiten und vermeidet schon dadurch viel Ungemach. Da er von sich selbst nicht zu viel verlangt, so sind in der Regel seine Anforderungen an Andere nicht zu hoch gestellt, und er regt nur selten Haß und Neid gegen sich auf. Man muß bei flegmatischen Menschen nicht auf geistige Unthätigkeit schließen, sie haben oft scharfen und durchdringenden Verstand, der nur langsam aber sicher operirt, sind oft gute und wohlwollende Menschen, wenn nicht die Selbstsucht überhand genommen hat, und bei höherer Bildung sind sie angenehme und zuverläßige Umgangsfreunde, sie bilden den Schwerpunkt im geselligen Leben und ihre unverführbare Ruhe dient oft sehr zweckmäßig dazu, die kühnen Sprünge leichtfertiger Phantasiemenschen, oder die nebelhaften Träume der Schwärmer auf das rechte Maaß der Realität zurückzuführen. Flegmatische Menschen jedoch, in denen keine andere Temperamentsmischung einen Bewegungstrieb anregt, bei denen die Erziehung keine geistige Thätigkeit hervorgerufen hat, verfallen in Faulheit, Gleichgültigkeit, die einem geistigen Stumpfsinne gleichkommt, sind roh und ungeschlacht, wenn sie aus ihrer Trägheit aufgeschreckt werden, und ihre Nichtigkeit ist lästig und drückend für Alle, die nicht vermeiden können, mit ihnen in Berührung zu kommen.

Es trifft sich, glaube ich, äußerst selten, daß eines von diesen vier Temperamenten ausschließlich und ohne Mischung in einem Menschen vorherrscht; er ist dann entweder gar nicht zu behandeln, oder man hat wenigstens den Vortheil, daß man weiß, wie man mit ihm daran ist. Fast immer erscheinen bei den Menschen gewohnheitliche Gemüthsstimmungen, die man, in Ermanglung eines besseren Systems, auf verschiedene Temperamente zurückführen kann. Man kann das, sage ich, wenn man will, allein es ist praktisch von geringem Nutzen, zu bestimmen, welchem Temperamente eine Gemüthsart entstammt, wenn es einmal richtig ist, daß sie als gewöhn-

liche Stimmung in einem Menschen vorhanden ist, denn man hat es zunächst nur mit dieser Aeußerung zu thun. Ob das cholerische oder das melancholische Temperament Herrschsucht erzeugt hat, so ist sie in beiden Fällen gleich verletzbar, gleich schwer zu behandeln. Ob Jemand rechthaberisch ist als Sanguiniker aus Eitelkeit, oder als Flegmatiker, weil er sich nicht die Mühe geben will, eine neue Meinung zu prüfen, so kann man ihn in beiden Fällen doch nur auf dieselbe Art behandeln: man muß ihm entweder Recht geben oder der Veranlassung zum Widerspruch aus dem Wege gehen. Für Erzieher oder Eheleute, die ein ganzes Leben hindurch an einander erziehen müssen, ist es freilich von Wichtigkeit, wenn man die Grundursache der Gemüthsstimmung herausfinden kann, denn wenn man der vollendeten Aeußerung nicht hemmend in den Weg zu treten vermag, so wird es möglich, durch Schonung und Hinwegräumung von mancher, oft unbedeutenden Veranlassung der Aeußerung vorzubeugen, und auf diesem Wege gelingt es manchmal durch beharrliches Verfahren eine Aenderung hervorzubringen; der Jähzorn z. B. mildert sich durch die seltener werdende Veranlassung sich zu äußern, und je größer die Zwischenräume von einem Ausbruche zum anderen werden, um so mehr empfindet der Jähzornige selbst das Unbehagen seines Fehlers und findet bisweilen die Kraft, ihn zu überwinden. Im gewöhnlichen Lebensverkehr aber muß man die Menschen nehmen, wie sie sind, und kann nur daran denken, einzelne, unserer Fürsorge zugewiesene Personen, zu bessern. Ja, ich muß dringend davon abmahnen, die Rolle eines Welt- oder Sittenverbesseres zu übernehmen, oder wenigstens sie anzukündigen, denn abgesehen davon, daß man auf allen Dank verzichten muß, so wird man auch noch den Zweck nicht erreichen, denn sehr viele Leute sind zwar bei der Hand, um die Welt zu reformiren, aber nur sehr wenige wollen mit sich selbst beginnen.

Hier folgen nun Andeutungen über die Behandlungsweise einiger am häufigsten vorkommenden Erscheinungen in diesem Bereiche. Alle Arten aufzuführen, wäre nicht möglich, denn die launige Zusammenstellung der widersprechendsten Eigenschaften und Neigungen in demselben Individuum geht ins Unendliche, aber aus einigen Hauptgruppen wird man das Geeignete für die verschiedenartigen Mischungen entnehmen können.

Viele Leute, und darunter gar Viele ohne alle Berechtigung dazu, sind sehr geneigt, die große Mehrzahl, die Massen der Menschen als dumm anzunehmen. Allerdings findet man auch in Deutschland, wie in allen anderen Ländern, Landschaften, in denen man die Bevölkerungen für einseitige und verkehrte Ansichten einnehmen, mißbrauchen und fanatisiren kann. Weil aber oft die Volksmasse sich mißleiten und zur Verkehrtheit und Ungebühr antreiben läßt, daraus folgt nicht, daß die Mehrzahl der Individuen, aus welchen sie besteht, dumm sind, sondern nur, daß sie, geistig geringen Beschäftigungen ausschließlich zugewendet, meistens einer allgemeinen Uebersicht entbehren, und, wenn sie durch irgend ein ungewöhnliches Ereigniß aus ihrer gewohnten Thätigkeit fortgerissen werden, leicht rathlos sind und zu leichtgläubig dem ersten besten Führer sich anvertrauen, dessen Vorspiegelungen ihren Wünschen entsprechen. Die gescheidtesten Kinder lassen sich am leichtesten zu den größten Unbesonnenheiten verleiten. In den gebildeten Ständen herrscht weit und breit das Vorurtheil, daß Menschen, welche der Bildung theilhaftig geworden, gescheidter sind, als die Ungebildeten. Sie könnten es seyn, sind es aber sehr häufig nicht. Die Genossen der Bildung haben den Vortheil, daß ihnen von allen Seiten fremde Weisheit zugeführt wird, aber sie haftet meist nur im Gedächtnisse, ohne den Geist zu befruchten. Sehen wir nicht, daß die Masse der Gebildeten

sich von den gröbsten Irrthümern gängeln, sich von den handgreiflichsten Charlatanerien bethören lassen? Es giebt viele gescheidte Menschen, welche weder lesen noch schreiben können, und viele dumme Menschen sind mit allerlei Bildung ausgestattet. Man verachte ja nicht dumme Leute, wenn sie gutmüthig sind und sich lenken lassen, oder vielmehr, man wird sie leiten können, wenn man ihnen nicht Achtung versagt. Wer im politischen Leben sich bethätigt, besonders in constitutionellen Staaten, denn in den anderen lebt politisch nur die regierende Klasse, der wird oft in den Fall kommen, sich mit dummen Leuten abgeben zu müssen, die Geld genug haben, um Wähler zu seyn, aber nicht Einsicht genug, um aus eigenem Antrieb richtig zu wählen. Man richtet wenig aus mit den Einzelnen, man muß durch Einwirkung der Presse und der Parteibestrebungen solche Leute discipliniren, wie man Rekruten einreiht. Dumme Leute fühlen heimlich oft ihre Unzulänglichkeit und sind zufrieden, wenn sie sich auf Andere stützen können und dabei noch scheinbar ihre Selbstständigkeit behaupten. Letztere muß man nicht kränken, denn sie sind meist sehr eifersüchtig darauf. Wenn man ihnen auch einbläst, was sie sagen und thun sollen, so müssen sie es nicht merken, daß sie fremde Waare zu Markte bringen. Aber dumme Menschen, besonders wenn sie einen Anflug von Bildung haben, werden oft eingebildet und dann fast immer eigenwillig und eigensinnig. Das ist die Gattung von welcher der Dichter sagt, daß Götter selbst vergebens mit ihnen kämpfen. Man kämpfe daher nur mit ihnen, wenn man Gewalt genug hat, um sie zu bezwingen. Wenn das nicht der Fall ist und man sie dennoch braucht, so giebt es keinen anderen Weg, als ihre Schwäche zu benutzen, ihre Eitelkeit und Aufgeblasenheit zu kitzeln und ihnen mit List abzugewinnen, was man ihnen nicht abtrotzen kann; das ist eine Nothwehr, ohne welche die Dummheit zu mächtig wird und

die erlaubt seyn muß, wenn kein anderes Mittel übrig bleibt. Im geselligen Umgang muß man dumme Leute, die ihrer unvollkommenen Natur nach sich vernehmen lassen, nicht sogleich scharf anfassen, denn man macht sich dadurch viele Feinde, und der gescheidteste Mensch kann einem Bündniß der Dummen unterliegen müssen; man halte das ja nicht für gefahrlos. Gegen alberne und aufgeblasene Menschen, die sich mit bleiernem Gewichte auf die Unterhaltung wälzen und sie in niederen Regionen festhält, fruchtet Ironie nicht viel, sie nehmen sie buchstäblich sogar als Billigung; man muß sie daher so richten, daß Andere sie verstehen, daß man ihnen ihr Publikum abwendig macht, das merken auch die albernsten Menschen.

Faule und träge Leute kann man nur aufstacheln, wenn man ihre Bequemlichkeit stört. Man redet ihnen vergebens zu, so lange sie in einem behaglichen Lehnstuhl sich wiegen. Wenn sie lange stehen müssen, so erreicht man viel von ihnen um den Preis eines bequemen Sitzes.

Man halte nicht alle Leute für dumm, die in gegebenen Verhältnissen sich nicht zu benehmen wissen. Spröde und Schüchterne, die mit den herkömmlichen Gebräuchen nicht vertraut sind, erscheinen oft albern, ohne es zu seyn. Solcher Leute nehme man sich freundlich an, bahne ihnen den Weg; sie sind unendlich dankbar für einen solchen Liebesdienst, bleiben dem wohlwollenden Helfer für das Leben ergeben. In der fein geschliffenen Gesellschaft mißbrauchen bisweilen die albernsten und unbedeutendsten Menschen ihre angelernte Vertrautheit mit den Formen, um Neulinge zu bespötteln und zu necken. Letztere gegen solche Rohheit zu schützen ist Pflicht, und wäre es nur um die Würde der Gesellschaft zu retten, wenn sie blosgestellt wird von Solchen, die nur ihre Vorurtheile, aber nicht ihren Geist auffassen können.

Jähzorn ist eine Schwäche, der Wille wird übermannt

von der unwillkürlich auflodernden Leidenschaftlichkeit. Der Jähzornige ist oft ein sehr guter, wohlwollender Mensch, der Andere beleidigt, ohne es zu wollen, manchmal ohne es zu wissen; der im ersten Ausbruch der ungestümen Heftigkeit, die er nicht zu unterdrücken vermag, die Menschen mißhandelt, welche er am meisten liebt und achtet. Erwidert man in derselben Art, so steigert man seine Heftigkeit, setzt man ihm kalte und berechnete Ruhe entgegen, so kann man ihn bis zur Wuth treiben. Nachgiebigkeit und Sanftmuth bringen ihn am schnellsten zur Vernunft; man muß ihm Zeit lassen, und gewöhnlich bereut er dann eben so schnell, als er sich ereiferte, ist bereit, Alles zu thun, um sein Unrecht wieder gut zu machen. Man verzeihe ihm dann, zeige ihm, daß man sein verletzendes Benehmen empfunden hat, aber man wähle ja nicht solche Augenblicke, um dem Jähzornigen eine Strafpredigt zu halten; er empfindet sein Unrecht tiefer, wenn er es sich selbst vorhält. Vor Allem aber ziehe man nicht ähnliche Beispiele aus der Vergangenheit herbei, denn dann nöthigt man ihn zur Selbstvertheidigung; er wehrt sich gegen solche Erinnerungen, er bleibt entwaffnet gegenüber dem großmüthigen Vergessen. Wenn man mit einem Jähzornigen in vertrautem Umgange steht, so kann man viel damit ausrichten, wenn man ihn schont in solchen Sachen, von denen man weiß, daß er eigenthümliche und eingenommene Ansichten darüber hat; aber man muß ihn nicht merken lassen, daß man ihn wie einen theilweise Kranken behandelt, das reizt ihn wie jede Berechnung auf seinen Zustand. Das Alles ist namentlich wohl zu beherzigen in dem ehelichen Verhältnisse; wie ich es schon beispielweise angeführt habe, kann man durch kluge Behandlung den Jähzorn bessern. Reizt man den Jähzorn durch Anspielung oder Widerspruch, so wird er ohne Veranlassung und bei jeder Gelegenheit ausbrechen und unheilbar werden.

Streitsüchtigen Menschen, die nicht aus Ueberzeugung eine Meinung vertheidigen, sondern nur um zu streiten, gehe man aus dem Wege, wenn man kann. Muß man bei ihnen aushalten, so suche man dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, oder lasse sie allein sprechen. Muß man aber gegen sie auftreten, so geschehe es mit Ernst und Ruhe, nicht mit den spielenden Waffen der Ironie oder Satyre, sondern mit Kraft und Entschiedenheit, so daß sie der Sache keine spaßhafte Wendung geben können, ohne sich für überwunden zu erklären. Man muß sich mit solchen Leuten nicht einlassen, oder man muß es nur, um sie abzufertigen. Immer aber bleibe man dabei bemessen und lasse sich in keine weitläufige Ausführung ein, sondern wenn man das gesagt hat, was man glaubt, der Sache, für die man aufgetreten, oder sich selbst schuldig zu seyn, so breche man alles weitere Gespräch mit solchen Personen ab. Wenn aber der Gegner, oder die Verhältnisse, unter denen er mit uns angebunden, vom Wortstreit zum Waffenkampf drängen wollen, so gebietet religiöse Pflicht sowohl als gesunde Vernunft, diesem Aeußersten, wenn irgend thunlich, aus dem Wege zu gehen. Daß das nicht immer thunlich ist ohne die schmerzlichsten Opfer, daß Standesverhältnisse oder die Mitgliedschaft von Vereinen, deren Ehre der Einzelne in seiner Person vertreten zu müssen glaubt, noch immer die Obliegenheit verkünden, die vermeintlich verletzte Ehre durch das Glücksspiel der Waffen wiederherzustellen, macht unsrem Gesellschaftszustande keine Ehre, denn es ist ein Beweis dafür, daß der Gesammtbegriff von der wahren Idee der Ehre noch immer unsicher und schwankend ist. Weil nämlich diese von den Meisten so schief und in so beschränkter Art aufgefaßt wird, so muß bisweilen der ehrenfeste, edle Mann einem unsinnigen Vorurtheil sein Leben zum Opfer bringen, oder er muß von einem elenden Schuft, der nicht einen Schuß Pulver werth ist und ihn zum

Werkzeug eines eingebildeten Muthes machen will, und von blöden Thoren, die vielleicht gar nicht wissen was Ehre ist, sich für ehrlos erklären lassen. Diese Tyrannei eines blinden und erbärmlichen Vorurtheils zu ertragen, ohne in seinem Bewußtseyn der Welt gegenüber erschüttert zu werden, dazu gehört in der That ein hoher Grad von moralischem Muthe. Wenn der wahre Muth darin besteht, unverzagt sein endliches Daseyn für ein höheres und über das Endliche erhabenes Gut zu wagen, so ist der Leichtsinn, es für ein Geringes, für einen anerkannt irrigen Begriff auf's Spiel zu setzen, immer ein sehr zweifelhafter Beweis von Muth, der in der Regel nur erzeugt wird durch die Furcht, für feig gehalten zu werden. Die Schwierigkeit der freiwilligen Verzichtleistung auf das leidige Auskunftmittel der Selbsthülfe durch Zweikampf liegt eben in der Vermischung der Begriffe von wahrer und eingebildeter Ehre, in dem Wahne, dem Gebote der wahren Ehre Folge zu leisten, wenn sie gar nicht betheiligt ist, und dann in der unvermeidlichen Unzulänglichkeit der Injuriengesetzgebung, der Schwierigkeit der Beweisführung und der Abneigung einiger Stände, ihre persönliche Beziehungen einer gerichtlichen Untersuchung preisgeben zu wollen. Man erkennt das an und sucht zu helfen, auf dem einzigen Wege, auf dem es möglich ist, nämlich durch freiwillige Ehrengerichte, die in dem Schooße der Stände und Körperschaften gewählt sind; aber ihre Wirksamkeit besteht eben darin, daß sie das Duell nicht unbedingt verwerfen, sondern es nur gewissen Bedingungen unterwerfen, und wo diese nicht vorhanden sind, es untersagen. Das gemeine Gesetz in fast ganz Deutschland erklärt Tödtung im Duell für Mord, und das Duell ohne Tödtung als Versuch dazu. Eben deshalb wird in den wenigen deutschen Landschaften, wo Geschwornengerichte sind, das Schuldig fast niemals ausgesprochen, und wenn in den andern Ländern der gesetzliche

Spruch erfolgt, so wird der Landesherr fast immer eine der Begnadigung gleichkommende Strafermäßigung eintreten lassen, um den faktischen Widerspruch zu mildern, daß er bei einigen Ständen gestattet oder übersieht, was das Gesetz für todeswürdig oder dem nahekommend erklärt. Ich weiß, daß alle diese Mißstände schwer zu heben sind, daß noch lange nicht an eine vollständige Abschaffung des Duells zu denken, daß sie vielleicht gar nicht erfolgen kann, so lange unser Gesellschaftzustand so verwickelt und zertheilt ist, wie jetzt, denn selbst bei regem religiösem Gefühl kommt das göttliche Gebot in Zusammenstoß mit der vermeintlichen Religion der Ehre, die auch, weil sie mit dem Tode spielt, sich über das Gedränge menschlicher Ansichten erheben will. Ich weiß, daß wenn das Gesetz Ehrengerichte anerkennt, es den Grundsatz der unbedingten Verwerflichkeit des Duells, als doppelt strafbar wegen absichtlicher Verletzung oder Tödtung und wegen unerlaubter Selbstrache, aufgiebt. Man sollte aber in der Rechtsübung dem jedenfalls sehr nützlichen Einflusse der Ehrengerichte zur Verminderung der Duelle so weit zur Hülfe kommen, daß man bei erwiesenen Duellen, in denen vom Ehrengerichte Umgang genommen, oder die gar gegen dessen Verbot stattgefunden, unnachsichtlich die gesetzliche Strafe eintreten ließe. Indeß betrachte Jeder ein Duell als ein Unglück, aus dem unsägliches Uebel und untilgbare Reue entstehen kann, und suche es zu vermeiden mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln. Wenn es seyn muß, so weiß Jeder, wie er sich dabei zu benehmen hat.

Mißtrauen wird entweder erzeugt aus einer unglücklichen Temperamentsanlage, oder es ist ein Charakterfehler. Im ersteren Falle kann es geheilt werden durch Hebung seines Grundübels, der Hypochondrie, im letzteren ist es eine geistige Schwäche, die nur gehoben wird, wenn man sich dazu ermannt, einen freien Standpunkt zu gewinnen, von dem aus

man erkennt, daß man durch die gerühmte Vorsicht des Mißtrauens nicht so viel gewinnt, als man in anderen Beziehungen dadurch verliert. Man verliert nämlich alle zuvorkommende und wohlmeinende Dienstleistung und findet nur nothgedrungene Pflichterfüllung; man fordert fast zum Hintergehen auf und Niemand beklagt den hintergangenen Mißtrauischen; man weist Freundschaft und liebevolle Hingebung von sich, und da am Ende in manchen Fällen der Mißtrauische doch irgend Jemand vertrauen muß, so wählt er häufig den Unrechten, oder vielmehr er wählt nicht, er ergiebt sich dem Ersten besten, wenn es nicht anders seyn kann, da er Alle für gleich unzuverläßig hält; das Mißtrauen wird mit gleicher Münze bezahlt und hemmt demnach seine eigene Thätigkeit, es überwacht mit argwöhnischer Aengstlichkeit und wird in gleicher Weise überwacht; da der Mißtrauische Alles für Unverläßlich hält, was er nicht selbst gemacht oder was nicht unter seinen Augen geschehen ist, so lähmt er den Diensteifer seiner Diener, die, da Alles was sie thun verkannt wird, sich nicht aufgefordert fühlen, das beste zu leisten. Gründe genug, um den Mißtrauischen von der Zwecklosigkeit seines Verfahrens zu überzeugen, wenn er so viel geistige Freiheit gewinnen kann, um diesen Zusammenhang zu übersehen; aber der Mißtrauische kommt häufig dahin, seiner eigenen Vernunft nicht zu vertrauen, wenn sie seinem einseitigen Hange widerspricht. Das allgemeine Mißtrauen nimmt in der Form gewöhnlich ein mürrisches, im Ton argwöhnisches Wesen an. Mißtrauische, die durch Weltumgang sich zu beherrschen gelernt haben, sind mindestens verschlossen, zeigen im Blick durch eine zweifelvolle Beobachtung, daß sie das, was man ihnen mittheilt nicht für voll annehmen und behalten sich die Entscheidung vor. Es giebt auch Leute, die nur in gewissen Richtungen mißtrauisch sind, gewissen Ständen, Geschäftsverhältnissen, Nationen u. s. w. gegenüber, was gewöhnlich

durch trübe Erfahrungen, weil sie oft hintergangen wurden, herbeigeführt wird. Mit Letzteren kann man auskommen, wenn man Geduld genug hat, eine Zeit lang das Mißtrauen zu übersehen und sie durch ein gerades Benehmen davon zu überzeugen, daß sie mit einem rechtlichen Manne zu thun haben; man muß sich aber wohl hüten, diese Absicht auszusprechen, seine Redlichkeit zu betheuern, die aufrichtige Absicht voranzustellen, denn das Mißtrauen weicht nur der thatsächlichen Erkenntniß einer völlig unbefangenen Handlungsweise. Unheilbar mißtrauische Menschen, die bei jedem Schritte ängstlich vorfühlen, ob nicht Verrath und Betrug auf ihr Verderben lauern, sind eigentlich nicht zu behandeln. Ihre nächsten Angehörige müssen gegen sie verfahren wie mit Kranken, die man schont. Wer sonst mit ihnen zu thun hat, muß seinen Weg neben ihnen nehmen, unbekümmert um ihren Beifall, wahr und offen gegen sie seyn, wenn sie Auskunft verlangen, aber sie ihnen nie unaufgefordert aufdringen; nur so kann ein leidliches Verhältniß hergestellt werden. Wer es kann, geht gerne mißtrauischen und argwöhnischen Menschen aus dem Wege, denn sie sind Anderen so lästig, wie sich selbst. Daß Letzteres der Fall sey, gestehen sie nicht ein, sie wälzen alle Schuld auf Andere; allein sie schleppen eine schwere Last durch's Leben, das ihnen dadurch verkümmert und verbittert wird. Es giebt mißtrauische Menschen, die dabei ein edles und wohlwollendes Gemüth haben, allein die Annahme der Unwürdigkeit Anderer, oder gar Aller, worauf doch nothwendig das Mißtrauen beruht, kann nicht wohl auf die Dauer fortgeführt werden, ohne daß das Gemüth dadurch verstimmt und verbittert, für zartere Empfindungen unempfänglich wird und sich verhärtet; in der Regel findet man daher, daß mißtrauische Menschen eigennützig und selbstsüchtig sind, oder es werden. Das Mißtrauen steigert sich bisweilen zum Menschenhaß, der immer eine Gemüthskrankheit ist.

Es ist eine Sünde, die Menschen zu hassen, die man nach göttlichen und menschlichen Gesetzen auch in ihren Verirrungen lieben soll; es ist aber auch widersinnig, denn vernünftigerweise kann man nur die Schlechten hassen, und anzunehmen, daß alle Menschen, auch die, welche man nicht kennt, schlecht sind, ist eine vernunftwidrige Vermessenheit. Menschenhaß ist eine Seelenkrankheit. In so fern sie durch körperliche Verstimmung herbeigeführt wird, fällt sie aus dem Bereich unserer Betrachtung; ein Arzt kann sie dann heilen, wenn er des ursprünglichen Uebels Herr werden kann. Wenn aber Menschenhaß als reines Seelenleiden tief eingewurzelt ist, wird Heilung schwer und ohne Zweifel nur auf religiösem Wege zu erwirken; wenn der Mensch nicht zur wahren Demuth gelangen kann, wenn die Betrachtung, daß Gott, der allein die Menschen kennt, sie liebt und ihnen Wohlthaten spendet, ihm nicht die Augen öffnet, sein Herz aufschließt, was sollen denn menschliche Vorstellungen vermögen? In besonderen Fällen, wenn der Menschenhaß Folge eines einzelnen Unglücks, erlittenen Unrechts ist, kann ein großmüthiges Betragen bei sorgfältiger Vermeidung aller Absichtlichkeit einen heilsamen Eindruck hervorbringen; es gehört aber liebevolle Selbstaufopferung dazu, um einen solchen Heilversuch durchzuführen. Menschenhaß besteht nicht ohne Menschenverachtung, und diese ist undenkbar ohne Stolz, Hochmuth und Selbstüberhebung. Uebrigens führt Menschenverachtung nicht nothwendig zum Menschenhaß, aber sie ist eine Vorbereitung dazu; sie besteht sogar bei Menschen, die eifrig für das Wohl der Menschheit sorgen. Leute, die auf den Höhepunkten menschlicher Thätigkeit stehen, Fürsten, Minister in großen Staaten, Aerzte, Seelsorger, Armenpfleger, Polizei- und Criminalbeamte in großen Städten, kurz Solche, welche die Menschen massenweise und lange Jahre hindurch kennen lernen in ihren Erstrebungen von Gunst und Bevorzugung, im Kampfe mit

Unglück, mit selbstverschuldeter Noth, mit äußerlichem und innerlichem Elend, können leicht zur Menschenverachtung verleitet werden und dürfen auf der Hut seyn gegen den Eindruck der trüben Erfahrungen, die in ihrem Berufe sich nothwendig häufen müssen. Hiegegen schützt weise Ueberlegung, welche nicht bei den einzelnen Fällen stehen bleibt, sondern das Ganze in Betracht zieht, nicht blos den menschlichen Schwächen, sondern auch den Gebrechen der gesellschaftlichen Einrichtungen Rechnung trägt. Es gehört allerdings Schärfe des Geistes und Kraft des Gemüths dazu, um auf diesem Wege Trost zu finden; wer ihn nicht finden kann, wessen Herz sich krampfhaft zusammenzieht beim Anblick der Erniedrigung und Unwürdigkeit, von der er täglich Zeuge seyn muß, der möge auf die Edlen hinblicken, welche in ähnlicher Lage nicht ermüden und Wohlthäter der Menschheit bleiben.

Zu der Gruppe der Gemüthsarten, in denen das Mißtrauen vorherrscht, gehört der Geiz, die Leidenschaft des Besitzes von Geld und Geldeswerth, blos des Geldes wegen, ohne Rücksicht auf das, was mit Geld erworben werden kann, wie Genuß oder Macht. Man ist sehr versucht, den Geiz für eine Gemüthskrankheit zu halten, wenn man sieht, wie der Geizige sich quält und foltert, auf Genuß, Liebe, Freundschaft, ja auf die ganze Menschheit verzichtet wegen der nichtigen Begierde, Gold anzuhäufen, dessen Verwendung zu einem andern Zwecke, als um es zu vermehren, er für Sünde und Thorheit hält, während es zweifelhaft ist, ob er ein größerer Sünder oder ein größerer Thor ist, etwas zu sammeln, das an und für sich nur einen eingebildeten, und nur in der Verwendung einen wirklichen Werth hat. Der Geiz beherrscht bald und vertilgt in der Regel alle andere Leidenschaften in dem Menschen, der davon besessen ist; wie ein Vampyr saugt er das Blut aus seinen Adern, das Mark aus den Knochen, vertrocknet Herz und Gemüth und drängt alle Thätigkeit in

das Gehirn, wo eine fieberisch brennende Gier nach Geld ihn stachelt, Mittel und Wege des Erwerbs zu ersinnen. Der Geizige denkt, empfindet und erträumt nur Geld, die Wonne es zu vermehren, die Gefahr es zu verlieren, Alles Andere im Leben verliert den Reiz für ihn, Bruder, Freund, Vaterland opfert er ohne sich zu besinnen, wenn er um diesen Preis Geld erwerben kann. Geld wird für ihn etwas Heiliges und der Grundsatz stellt sich bei ihm fest, daß der Zweck die Mittel heilige. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß die Sucht der unschuldigen Liebhabereien, die Wuth des Sammlens von Münzen, Blumen, Handschriften, Käfer, seltener Ausgaben von Büchern ꝛc. sich des Sinnes der Menschen so bemächtigen kann, daß sie monomanisch für jeden andern Lebensgenuß den Geschmack verlieren, gerade wie der Geizige, aber ohne alle gehässige Nebeneigenschaften, welche die Geldgier mit sich führt. Wir sehen Menschen bisweilen als Geizige leben, sparen, kargen und darben, um Geld anzuhäufen, das sie dann einem besondern Zwecke bestimmen, oft einem wohlthätigen, guten; diese sind dann nicht eigentlich geizig, obwohl sie sich gerade so benehmen. Der Geiz wird nie befriedigt und ist eine verzehrende Leidenschaft; wenn man dennoch sieht, daß Geizige sehr alt werden, so liegt es darin, daß die beständige Geistesthätigkeit und die durch Sparsamkeit herbeigeführte Mäßigkeit erhaltend wirkt. Das Vertrauen des entschieden Geizigen kann man nie erwerben. Er vertraut einem andern Geizigen nicht, weil er sehr wohl dessen Begehrlichkeit nach fremden Gütern kennt, dem Verschwender nicht, weil dessen Leben ihm als eine ununterbrochene Sünde erscheint, der Freundschaft, der Liebe nicht, keiner edleren Neigung, weil er sich bewußt ist, daß er sie alle um Geld verrathen würde, und dasselbe von Anderen glaubt. Der Geizige bedient sich anderer Menschen so wenig als möglich, und wenn er es muß, so wundert er sich, wenn er nicht von ihnen betrogen worden

ist; er glaubt eigentlich immer daß er es wurde, in so fern nämlich, daß er überzeugt ist, daß wenn er selbst hätte verrichten können, was sie für ihn thaten, er weit größeren Vortheil davon gehabt hätte. Wenn man auf keine Art das Vertrauen eines Menschen erwerben kann, so kann man auch nicht mit ihm umgehen; der Geizige ist auch der ungeselligste von allen Menschen. Wenn man aber doch mit einem Geizigen zu thun haben muß, so darf man billig ihm das größte Mißtrauen entgegenstellen. Man glaube ja nicht, daß man sein Vertrauen erwirbt wenn man seiner Leidenschaft schmeichelt, wenn man ihm Ausgaben erspart, ihm Wohlthaten erweist; nimmt er sie an, so ist er nur dafür dankbar so lange sie dauern, er vergißt sie wenn sie aufhören, ja mancher Geizige wird sie von sich weisen, weil er glaubt, daß sie einen Verrath bemänteln sollen, denn er kann es nicht fassen, daß man in einer andern Absicht geben könne, als um einen noch größeren Vortheil zu erreichen. Auf solchem Fuße muß man mit ihnen verhandeln, und man wird dann wenigstens den Vortheil haben, weniger getäuscht zu werden. Sollte aber ein Geiziger eine großmüthige Anwandlung bekommen, so darf man auf seiner Hut seyn, denn sicherlich wird irgend eine heillose Absicht dahinter lauern. Wenn man von den Geizigen nicht Geld fordert, erwirbt man nicht eigentlich ihre Gunst, man stört sie nur nicht. Der Geiz ist bisweilen mit andern Leidenschaften gepaart. Der Geizige wird vielleicht Geld ausgeben, um Sinnlichkeit, Eitelkeit, Spielsucht zu befriedigen. Das ist dann eine Handhabe, an der man ihn fassen kann, aber nur für einzelne Fälle, denn da er nachher über solche Vergeudung die bitterste Reue empfindet, so wendet sein Unmuth sich auch vorzüglich gegen diejenigen, welche beigetragen haben, ihn dazu zu verleiten. Mit zunehmenden Jahren wird in der Regel der Geiz über alle andern Leidenschaften den Sieg davon tragen. Da der Mensch die größten

Widersprüche in sich vereinigen kann, so kommt es, wenn auch selten, vor, daß Leute in manchen Lebensbeziehungen rechtlich und edel handeln und in allen persönlichen Geldangelegenheiten dennoch von dem schmutzigsten Geiz beherrscht werden. Man kann mit ihnen auskommen in allen Dingen bis auf den Geldpunkt, bezüglich dessen ihnen nicht beizukommen ist; sie trauen den Menschen manche gute Eigenschaften zu, schützen sie, wenn die Anerkennung kein Geldopfer verlangt, aber im persönlichen Geldverkehr trauen sie Niemand. Sie huldigen sogar bisweilen der Pflicht des Wohlthuns, finden sich aber mit einem jährlichen Armenbeitrag ab und sind dann um so unzugänglicher für alle weitern Zumuthungen. Sparsamkeit, auch wenn sie streng geübt wird, ist ein consequentes System, das mit Beharrlichkeit durchgeführt wird, Geiz ist eine leidenschaftliche Neigung; Sparsamkeit beabsichtigt Erhaltung, Geiz Vermehrung des Vermögens.

Verschwendung, das Widerspiel von Geiz und Sparsamkeit, beruht auf Schwäche des Charakters und Planlosigkeit des Lebens, ist mehr eine Unterlassung als eine That. Der Verschwender zerstört seinen Vermögenstand und häufig auch den Anderer, und man kann nicht sagen, daß es unabsichtlich geschieht, wenn es auch nicht in seinem Plan liegt, Anderen zu schaden und er gerne seine Genußsucht befriedigte, ohne Jemand zu nahe zu treten. Er richtet so viel Unheil an, als der Geizige, aber ohne daß in ihm selbst so gehässige Leidenschaften aufgeregt werden. Freilich geht das nur bis zu einem gewissen Grade, denn wenn der Verschwender in's Gedränge kommt, so nimmt er seine Zuflucht zu Auskunftsmitteln, die häufig seinen Charakter verderben, er wird Spieler, Betrüger, Verbrecher. Der Verschwender ist im Umgange leicht zu behandeln, er hat die weiche Zulässigkeit des Leichtsinns, aber man kann ihm nicht trauen. Wenn man Jemand als einen ausgemachten Verschwender erkannt hat, so muß

man den Umgang mit ihm meiden, wenigstens so weit, daß man nicht der Genosse seiner Selbstplünderung und noch viel weniger der seiner Gläubiger wird. Daß der Verschwender häufig der liebenswürdigste und gutmüthigste Mensch ist, verhindert nicht, daß er gefährlich sey, denn durch fortgesetzten Leichtsinn des Betragens verschwimmt der Charakter, wird haltungslos und allmälig wird alle Gewährleistung des Lebens aufgegeben.

Stolz ist das Bewußtseyn einer edlen Gesinnung, der unzertrennliche Gefährte der vollen Menschenwürde. Nur wenn diese im Allgemeinen oder individuell verkannt oder verletzt wird, äußert sich Stolz in diesem Sinne abwehrend und das verschobene Gleichgewicht wiederherstellend, sonst bleibt er die stille Grundlage eines biedern und hochherzigen Betragens, ist innerlicher Natur, kommt nur momentan äußerlich zum Vorschein und tritt nach geübter Abwehr wieder in sich zurück. Wenn der Stolz sich ungenöthigt zu erkennen giebt in Ton, Haltung, Geberde oder Worten, so kann er zwar dabei noch innerlich berechtigt seyn, aber durch sein äußerliches Sichvernehmenlassen verliert er an Werth, büßt an Würde ein wie eine Tugend, deren man sich rühmt. Auf diesem Wege fortschreitend artet der Stolz aus in Eitelkeit, Hochmuth und Hoffart.

Eitelkeit ist ein Kitzel nach Anerkennung Anderer, kann bestehen ohne den wahren Stolz, ohne das Bewußtseyn innerer Verdienstlichkeit, bisweilen auch damit. Der Eitle will gefallen, oft um jeden Preis, will gelobt seyn wegen der Fähigkeiten, die er hat, und auch wegen derer, die er nicht hat, denn er glaubt sie zu haben, wenn sie ihm zugeschrieben werden. Das Bestreben, Anderen zu gefallen dadurch, daß man an seiner Person und in seinem Betragen Alles entfernt, was anstößig seyn kann und beide so einzurichten sucht, daß sie gerne und sogar wohlgefällig angenommen werden, ist eine gesellige Tugend und noch nicht Eitelkeit; diese beginnt erst

dann, wenn man die Zustimmung Anderer hören, oder in sichtbaren Zeichen vernehmen will. Das Lob übt einen Zauber, der am besten zu erkennen giebt, daß der Mensch dazu geschaffen ist, mit Seinesgleichen umzugehen, daß ihre Anerkennung ihm Bedürfniß ist, in großen und vielfach auch in kleinen Dingen. Diesem Zauber kann und soll sich Niemand ganz entziehen; es kommt nur auf die Art und Weise an, wie das Lob erwartet und wie es gespendet wird. Ein denkender und seiner Würde bewußter Mensch wird nur die Anerkennung der Eigenschaften und Verdienste wollen, die er wirklich besitzt; er wird das Lob sogar nicht ausdrücklich gesagt, sondern am liebsten ausgedrückt wollen in der Achtung und Berücksichtigung des Benehmens gegen ihn; es wird ihm unbequem, wenn es zu häufig oder umständlich dargebracht, lächerlich und dadurch verletzend, wenn es übertrieben wird; er erröthet, wenn man Eigenschaften an ihm rühmt, die er nicht hat. Ein Solcher ist eigentlich nicht eitel, es ist ihm nur nicht gleichgültig, was Andere von ihm halten. Der Eitle dagegen will ausdrücklich gelobt seyn, und je schwächer er in dieser Beziehung ist, je mehr verträgt er, oft bis zu dem Grade, daß er in dem grellsten Zerrbilde seiner Fürtrefflichkeit nur reine Wahrheit sieht. Die Gattungen der Eitelkeit sind unzählig, oder vielmehr so zahlreich als die Vorzüge, welche Menschen haben können, und eben so launenhaft ist die Art, wie sie befriedigt zu werden verlangt. Nicht nur hohle, leere und ungenügende Menschen sind eitel, würdige, hochbegabte und manchmal sogar großartige Menschen haben oft etwas von dieser Schwachheit an sich, ja sie sind meist eitel auf Eigenschaften, von denen man sich kaum einfallen läßt, daß sie darauf einen Werth legen können. Da wir nun Alle umgeben sind von Menschen, die mehr oder weniger eitel sind, da vielleicht Niemand ganz davon frei ist, so muß man im Umgange fast nothgedrungen der Eitelkeit Opfer bringen. Wer

jeden Eindruck persönlicher Verdienstlichkeit oder Anmuth Anderer von sich weist, sich nicht herbeilassen will zu der kleinsten mittelbaren oder unmittelbaren Anerkennung derer, von welchen er umgeben ist, es nicht über sich gewinnen kann, eine Artigkeit zu sagen oder etwas Verbindliches zu thun, stellt sich auf eine Eisscholle und verbreitet Kälte um sich. Er wird gefürchtet als streng richtender Beobachter, der sich durch solche Zurückhaltung einen Einfluß verschaffen will auf Kosten Andrer; in der That giebt es Menschen, die aus Berechnung spröde sind in dieser Weise, damit ein seltenes Lob von ihnen um so mehr Gewicht bekomme, damit sie für geschmackvolle Leute gelten, weil sie so selten an etwas Geschmack finden. Ich kann nur rathen, im gesellschaftlichen Leben den unschuldigen Neigungen der Eitelkeit ein kleines Opfer nicht zu versagen, der Toilette eines schönen Mädchens ein freundlich bewunderndes Lächeln zu gönnen, dem nicht zu stümperhaften Dilettantismus ein bischen Beifall nicht zu entziehen, dem Redner, der nicht zu grob die Geduld der Zuhörer mißbraucht, etwas Gehör zu geben, den etwanigen Unsinn ihm nicht zu schnell vorzuhalten, wenn er noch bei Zeiten ein Ende findet. Will man sich die Menschen geneigt machen, so kann man nicht in einer Catonischen Nüchternheit verharren, man muß ihrer Eitelkeit etwas schmeicheln. Man soll nicht schmeicheln, gebieten Religion und Sittenlehre. Allerdings, aber wie man entsetzlich grob wird, wenn man immer die Wahrheit sagt, so wird man ungefügig, wenn man der Eitelkeit jede Huldigung rundweg abschlägt. Es ist gar keine leichte Kunst, so zu schmeicheln, daß man vor sich selbst nicht zu arg erröthen muß, und doch Andern verbindlich, wohlthuend und anmuthig erscheint. Es ist nicht nöthig, dabei zu lügen, man giebt nur dem Guten, das sich möglicherweise an den meisten Personen und Verhältnissen herausfinden läßt, eine etwas lebhaftere Färbung. Dabei soll man stehen bleiben, ein geistvoller

Mensch hat schon hier ein großes Feld, um Anderen angenehm zu seyn. Es versteht sich von selbst, daß man solchen Gelegenheiten nicht nachjagen soll, sondern nur sie nicht ganz abweisen, wenn sie sich von selbst darbieten. Man muß richtig tadeln und loben können, damit beides einen Werth bekomme. Ein richtiger Takt muß uns leiten im Lob wie im Tadel. Man lobe nicht die Abwesenden auf Kosten der Gegenwärtigen, die noch dazu ehrenhalber in das Lob ihrer Nebenbuhler mit einstimmen müssen und durch eine nachträgliche Verbindlichkeit, die, wenn man den Fehler bemerkt, ihnen nebenher zugeschoben wird, nun nicht mehr zu gewinnen sind. Körperliche Vorzüge gegenwärtiger Personen lobe man in der Regel nicht mit ausdrücklicher Benennung; wer sie besitzt, hat ein feines Gefühl für die bewundernde Aufmerksamkeit, auch wenn sie stumm ist. Geistreiche Menschen lobe man mittelbar durch Zuhören, durch Berufung an ihre Meinung; ja kein: „Bravo!“ oder gar Beifallklatschen, als wenn sie Marktschreier wären. Aber es giebt, leider, wirklich geistreiche Menschen, die der laute Beifall entzückt und begeistert — diesem Unfuge huldige man nicht, weil man selbst dabei gering erscheint. Zu Lobhudeleien sollte Niemand sich erniedrigen, aber es giebt leider Leute, die es thun, und auch solche, die sich dadurch gewinnen lassen. Leute, die in anderen Beziehungen keinesweges dumm oder albern sich benehmen, sind manchmal von Eitelkeit so geblendet, und, wenn sie vornehm oder reich, am meisten, wenn sie beides sind, so vom Lob verwöhnt, daß sie in den erbärmlichsten und gröbsten Schmeichlern nur Leute erblicken, die sich nicht scheuen, die Wahrheit unverholen zu sagen; es ist ein bejammernswerthes Schauspiel, wie eitle Leute sich von Schmeichlern bei der Nase führen lassen und wie sehr diese sich in Gunst setzen können; es giebt den Schlüssel dazu, wie die unfähigsten Menschen oft auf die unverschämteste Weise Schutz und Beförderung finden. Es ist keine Aussicht

vorhanden, daß das je aufhören werde. Freie politische Institutionen und unbedingte Oeffentlichkeit bringen die Schmeichler nicht um ihren Lohn, letztere befördert sogar ihr Treiben; man schmeichelt in Republiken wie in anderen Staaten den jeweiligen Machthabern, den Parteien, dem Volke, und wenn man den Lohn dafür empfangen hat, so kümmert man sich wenig um eine Enthüllung, man schreibt sie dem Neide und der Verläumdung zu.

Hochmuth fordert Beachtung und Huldigung wirklicher oder eingebildeter Vorzüge und beruht auf einer Geringschätzung Anderer, denen der Hochmüthige eine Verpflichtung auferlegt, denn er nimmt die Huldigung an nicht als ein Zugeständniß, sondern als eine Schuldigkeit. Man findet diesen Fehler nicht nur bei albernen Menschen; es giebt hochmüthige Staatsmänner, Gelehrte und Künstler, die viel Geist und Tüchtigkeit haben, aber in ihrer Selbstüberhebung Andere im gleichen Grade verachten wie sie sich selbst überschätzen. Hochmuth der Geburt verachtet nicht eigentlich das Individuum, er will nur gewisse Gesellschaftsklassen der seinigen nachgestellt wissen, erkennt aber doch andere über sich als höherstehend an, und bei feineren Lebensformen äußert er sich selten so verletzend als der Hochmuth des Geistes, der selten Höherstehende, nur wenige Ebenbürtige annimmt und bei weitem die meisten als sich untergeordnet betrachtet. Hochmüthige Menschen kann man nicht tiefer verletzen als durch Nichtbeachtung; wenn das nicht angeht, so stelle man ihnen ein kaltes und gemessenes Benehmen entgegen, gebe ihnen was ihrem Range oder ihrer Stellung gebührt, aber nicht mehr, denn jedes Zugeständniß wird bei ihnen nur größere Forderungen erregen, bei aller Willfährigkeit wird man sie nie ganz befriedigen. Wenn der Reiche sich auf seinen Geldsäcken aufbläht, mit unverschämter Vertraulichkeit sich vornehmen und geachteten Leuten gleichstellen will und hochmüthig auf

diejenigen herabsieht, deren Vermögensziffer weniger Nullen aufweist, so ist man vollkommen berechtigt, solche Ansprüche abzuweisen und muß diejenigen bedauern, welche sich für genöthigt erachten, dem goldenen Kalbe Huldigung darzubringen. Wenn hochmüthige Leute dumm und verdienstlos sind, so kann man sie nicht besser lächerlich machen, als wenn man ihnen die vollständige Huldigung zu Theil werden läßt, auf die sie Anspruch machen; sie sorgen selbst dafür, in diesem Wechselspiel die komische Partie zu übernehmen.

Hoffart ist das Bestreben, durch äußerliche Schaustellung Ansprüche auf Beachtung zu begründen und die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; sie ist immer mit Eitelkeit, und je nach dem Charakter auch mit Hochmuth gepaart. Hoffärtige und dünkelhafte Menschen sind fast immer dumm und albern. Braucht man sie, so sind sie leicht zu kirren; man lobe ihre Pferde, Wagen und Geschirr, Schnitt und Farbe ihrer Kleider, ihren schönen Anstand, ihre imponirende Persönlichkeit, sie laufen hinter dem Weihrauch her. Braucht man sie nicht, so lasse man sie bestehen als Figuren des gesellschaftlichen Bildes, sie wollen eigentlich nichts Anderes seyn. Werden sie unbequem, so thue man als wären sie nicht vorhanden; sie ziehen ab, wo ihre Parade kein Glück macht, denn Aufsehen machen ist ihr Lebensodem.

Ehrgeiz ist bis zu einem gewissen Grade eine Tugend, und ist dann das Bewußtseyn des persönlichen Werths in Handlung gesetzt. In diesem Sinne ist der Ehrgeiz Beweggrund und Triebfeder zu den edelsten Thaten. Der Ehrgeizige will Anerkennung, aber nur für wirkliche Leistungen; er will nur was ihm gebührt und strebt nach immer größerer Vollkommenheit. Nun setzen die Menschen ihren Ehrgeiz in sehr vielen verschiedenen Bestrebungen je nach den persönlichen Anlagen, den Zeitverhältnissen und der Lebenslage, und so geschieht es, daß ein Ehrgeiziger nach einem Ziele strebt,

das ein anderer als seiner unwürdig verachtet. Mit ehrgeizigen Menschen, wenn sie sonst von guter Gemüthsart sind, ist gut auskommen, wenn man nur nicht das Ziel ihrer Lebensthätigkeit herabwürdigt. Das thue man ja nicht, denn es ist für Alle ersprießlich, wenn Jeder seinen Beruf, er sey welcher er wolle, in Ehren hält. Wenn der Handwerksmann seinen Ehrgeiz darin setzt, gute Schuhe oder Tische u. s. w. zu fertigen, so ist das sehr ehrenwerth, und diejenigen, welche durch vorzüglichere Gaben und Bildung befähigt sind, etwas Höheres zu thun, sollen die nicht mißachten, welche in rechter Weise einen bescheidenern Lebenszweck verfolgen. Hans Sachs und Jakob Böhm waren Handwerksleute; ihre Namen aber leben in der Geschichte der Literatur, während eine Masse von vornehmen Leuten, die im Leben verächtlich auf sie herabsahen, namenlos geblieben sind.

Herrschsüchtige Menschen wollen überall an der Spitze stehen, im Staate, im Felde, wie in der Küche, denn die Herrschsucht kann walten in großen wie in kleinen Bereichen. Herrschsucht ist eine Aeußerung der Eigensucht, welche nicht dulden kann, daß Jemand vorangestellt wird. Die Herrschsucht wird nur großartig oder kleinlich je nach dem Kreise, in welchem sie sich äußert, immer aber nimmt sie weniger Rücksicht auf das Wohl Anderer, als darauf, daß sie sich unterordnen und dem Willen des Herrschsüchtigen sich fügen. Der Herrschsüchtige kann gute Absichten haben, aber er wird sie erst dann zur Ausführung bringen, wenn er Meister geworden ist in dem Verhältnisse in welchem er die Herrschaft anstrebt; er will nur Solche beglücken, die sich ihm unterwerfen. Ein herrschsüchtiger Eroberer läßt Tausende verbluten um ein Land unter seine Botmäßigkeit zu bringen, das ohne ihn viel glücklicher gewesen wäre. Zwei herrschsüchtige Feldherren, neben einander gestellt, vergessen das öffentliche Wohl, lähmen gegenseitig ihre Plane, damit Einer nicht den Ruhm

des Erfolgs habe und der Andere ihm nachstehen müsse. Auch in den gewöhnlichsten Lebensverhältnissen wird ein Herrschsüchtiger sich einer Sache entziehen, für die er bisher mit dem regsten Eifer gearbeitet, wenn er sich überzeugt, daß man sich seiner Leitung nicht hingeben will, ja er wird sogar oft gegen das ankämpfen, was er bisher gefördert, sein eigenes Werk zerstören, wenn er nicht darin allein Meister bleiben kann. Der Herrschsüchtige betrachtet und behandelt Jeden als Feind, der seinem Plane im Wege steht, und je nach seinem Charakter wird er ungestüm und offen, oder verschlagen und auf verdeckten Wegen verfahren. Er verachtet, die sich unterwerfen, er befeindet, die sich widersetzen. Er ist mißtrauisch, und wenn er einen kräftigen Charakter hat, so wird er nur mit dem Leben seine Entwürfe aufgeben. Wenn unüberwindliche Hindernisse sich ihm entgegenstellen und er sein Ziel nicht erreichen kann, so liegt es ganz nahe, daß er menschenscheu der Welt den Rücken kehre, denn andere Menschen betrachtet er nur als Werkzeuge zur Erlangung seines Zwecks, kann er sie dahin nicht beugen, so haben sie keinen Werth für ihn. Der Herrschsüchtige, seiner Entwürfe stets voll, beutet die Geselligkeit nur in ihrem Interesse aus, nicht um ihre Freuden zu genießen. Ist er freundlich, einnehmend, zuvorkommend, so ist er das im Sinne eines Werbers oder eines Wahlbeflissenen; huldigt man seiner Fahne, oder giebt man ihm seine Stimme, so gelten ihm die Gewonnenen so viel als Clienten seines Gefolges, oder Zahlen, welche die ihm nöthige Summe voll gemacht haben. Wer unter dem Befehl eines Herrschsüchtigen steht, und dahin will er Alle bringen, die mit ihm leben müssen, muß ihm nachgeben, oder in beständiger Fehde mit ihm befangen bleiben; im ersteren Falle wird er kaum seines Wohlwollens, im letzteren seiner Feindschaft, beim beharren im Widerstande seines Hasses gewiß seyn. Nun giebt es aber auch im Kleinleben der Gesellschaft Herrschsüchtige

geringeren Maaßstabes, die nur in einer Richtung, oder in einem Fache regieren wollen und wenn sie darin nicht gestört werden, leicht zu behandeln, und sogar aus Dankbarkeit für den eingeräumten Vorsitz liebenswürdig sind.

Es giebt Menschen, die ohne bestimmte Ansprüche zu machen, im geselligen Verkehr empfindlich sind, die, wenn nicht besondere Achtungsbeweise ihnen dargebracht werden, sich zurückgesetzt wähnen, die immer Alles auf sich beziehen, auf der Lauer sind, ob ein Lächeln oder eine Neckerei nicht ihnen gegolten habe. Diese Reizbarkeit entsteht aus einer Mischung von Stolz und Blödigkeit. Das Bewußtseyn, bei einer entstehenden Verlegenheit sich nicht gewandt und schnell herauszziehen zu können, macht solche Leute furchtsam und argwöhnisch, und oft führen sie damit das herbei, was sie vermeiden wollen. Diese Art von Empfindlichkeit verliert sich durch erworbene Uebung im Umgange; mit dieser Gattung ist es leicht sich abzufinden, wenn man solchen Menschen mit Artigkeit und Achtung entgegenkommt. Mit Menschen, die empfindlich sind aus Stolz, Eitelkeit oder Laune, ist so schwer umzugehen, als ohne Anstoß einen Eiertanz durchführen, es ist ein wahrer Zufall, wenn man glücklich durchkommt.

Ränkesucht entsteht bisweilen aus der Lust, andere Menschen zum Spielball unsers Willens zu machen; bisweilen aus Bosheit, um ihren Wünschen und Bestrebungen ein Hinderniß quer vorzuschieben und sich daran zu ergötzen, wie man es in seinem Willen hat, ihre Pläne zu vereiteln. Wer einmal sich an Ränkespiel gewöhnt hat, dem gewährt es einen Genuß, den er sich schwer versagen kann; er findet eine Wonne darin, Verwickelungen herbeizuführen, deren Fäden in seiner Hand zusammenlaufen, die Menschen nach seinem Gefallen zu lenken, oft ohne einen anderen Vortheil zu haben oder zu begehren, als eben den Genuß daran, wie an einem Schauspiele. Ränkesucht in dieser Weise ist oft

ein Zeitvertreib von müßigen Hofleuten und alten Jungfern. Bei thätigen und vielbeschäftigten Leuten entsteht sie auch aus einem Drang, sich wichtig zu machen, überall die Hand dabei zu haben; sie schieben eine Angelegenheit, die sie gar nicht angeht, aus dem geraden Geleise, damit sie auf einem Nebenwege ihnen nicht aus den Augen komme, unter ihrem Einflusse bleibe. Allein sie bleiben nicht immer Meister des Gespinnstes, das sie gewoben, verstricken sich selbst darin und sehen sich manchmal unabsichtlich und unvermuthet in einem Falle, wo sie um jeden Preis sich retten und decken müssen; sie können es vielleicht nur, indem sie Andere bloß stellen, opfern, ein Verbrechen begehen, sie thun es, um aus dem Irrsal herauszukommen, und müssen vielleicht mehrere begehen, damit das erste unentdeckt bleibe. Wer den geraden Weg der Redlichkeit verlassen hat, begiebt sich in die Gewalt finsterer Mächte und kennt nicht den Preis, um den er aus dem Labyrinth entlassen wird, in das er Andere verstricken wollte und selbst festgehalten wird. Ränkesucht ist nie unschuldiger Natur; der Zufall, eine plötzlich auftauchende Gelegenheit treibt sie vom Pfade des verhältnißmäßig gleichgültigen Spiels in schuldvolle Verwickelungen, denn hier wird manchmal der Spruch zu einer schrecklichen Wahrheit: „Wenn Dich der Teufel bei einem Haare gefaßt hat, so bist Du sein auf ewig.“ Die Menschen bilden sich ein, daß sie die Ereignisse lenken und mischen können nach Gefallen, den Antheil daran nehmen, den sie wollen, und nicht mehr; auf einmal aber grinzt sie das Verhängniß an, wo sie es am wenigsten vermuthen; um Frist zu gewinnen, opfern sie Andere, und bleiben ihm später um so sicherer verfallen, denn, wie man sagt, der Teufel verliert beim Warten nichts. Wenn man daher Menschen als ränkesüchtig erkannt hat, so halte man sie immer für gefährlich; sie sind es, weil sie unter gegebenen Verhältnissen es werden können, es manchmal wer-

den müssen. Man schenke ihnen kein Vertrauen und halte sie möglichst fern von allen unseren Angelegenheiten; jedoch zeige man ihnen kein offenes Mißtrauen, ohne ihnen aber irgend eine unnöthige Mittheilung zu machen, und wenn man ihnen eine machen muß, so überlege man genau jedes Wort, in das man sie kleidet. Bei aller Vorsicht kann man dennoch vielleicht nicht den Schlingen der Ränkesüchtigen entgehen; auf jeden Fall aber lasse man sich in keine Verbindung mit ihnen ein, denn mit dem Verrath ist kein verläßlicher Bund zu schließen. Man soll, wenn es möglich ist, zur Vertheidigung gegen Ränkesüchtige sich nicht ihrer Mittel bedienen; das ist im Allgemeinen richtig, und man soll daran festhalten. Dessenunerachtet können Fälle vorkommen, in denen man, um sein Daseyn und das Wohl der Seinen zu schützen, List gegen List stellen muß. Man thue das nur im Nothfalle und nur zur Vertheidigung, und verlasse die krummen und verdeckten Wege, sobald man auf diesen die Plane der Ränkesüchtigen unschädlich gemacht hat; kann man, wenn man sie auf solche Weise kennen gelernt hat, sie vereiteln, ohne Schleichwege einzuschlagen, ohne Gegenminen anzulegen, so ist es immer besser.

Um zudringliche Menschen aller Art von sich abzuhalten, muß man die Kunst verstehen, die Leute abzuweisen. Sie muß mit Unterscheidung geübt werden, je nach der Gattung der Zudringlichen, von denen man geplagt wird. Vornehme oder reiche Leute, die in vornehmer Weise leben können, haben Kammerdiener, die ihre Herren verläugnen, oder die nicht ganz Abweisbaren an einen Secretair verweisen. Ein Secretair soll nicht nur seinem Patron in der Arbeit beistehen, sondern besonders auch unnütze Geschäfte und Personen von ihm abhalten. Bei Allen dem giebt es Personen, denen der Zutritt nicht versagt werden kann und die ihr Vorrecht mißbrauchen, um nicht nur ihre eigene Zeit, sondern

auch die Anderer elend zu vergeuden. Gegen solche Leute muß man sich bis an den Hals zuknöpfen, auf höfliche Weise langweilig seyn, ihnen die Kosten der Unterhaltung zuschieben; man muß seine Leute so gut geschult haben, daß sie unter solchen Umständen aus eigenem Antrieb dem von einem Zudringlichen oder Ueberlästigen im Schach gehaltenen Herrn zu Hülfe kommen; daß der Secretair Papiere bringt mit dem mündlichen Anfügen, daß es dringend nothwendig sey, daß die Sache sogleich besorgt werde; daß der Kammerdiener Geschäftsleute anmeldet, die auf Bescheid warten, wobei man den Besuch zu einer anderen Thüre herausläßt, damit er das leere Vorzimmer nicht bemerke, denn müßiggängerische Zeittödter werden in der Regel sehr unwirrsch, wenn sie merken, daß sie durch ein solches Vorgeben abgeschoben wurden; letzteres ist sogar ein Mittel, um sie ein für alle Mal los zu werden. Aber die meisten Leute, denen ihre Zeit werth und nothwendig ist, haben weder Secretair noch Kammerdiener, und müssen sich selbst helfen. Ich rathe, Zudringliche, die man als solche erkennt, und denen gegenüber man nicht aus unvermeidlichen Rücksichten entwaffnet ist, kühn abzuführen; ihnen entgegenzugehen, damit sie nicht so weit vordringen, stehend nach ihrem Begehr zu fragen, ihnen zu erkennen geben und wenn es nicht anders seyn kann, gerade heraus sagen, daß man schwer beschäftigt sey; wenn man es wirklich ist, so wird die Zeit immer mehr werth seyn als die Meinung eines Müßiggängers. Geschäftsleute, die uns überraschen in einem Augenblicke, wo die Zeit knapp zugemessen ist, merken das gleich, kennen die Lage aus eigener Erfahrung und halten uns selten über Gebühr auf.

Prahler und Lügner können nur unterhaltend seyn durch grelle Uebertreibung; Wenige lügen mit dem Humor Münchhausens, und auch diese wiederholen sich. Besser ist, sie bald abzuweisen. Man gebe ihnen zu verstehen, daß man wohl

weiß, daß sie gelogen haben, indem man mit ernster Miene und allem Anspruche auf Glaubwürdigkeit z. B. eine noch frechere Jagdgeschichte Preis giebt, als ihr Kriegsabenteuer war. Nun giebt es zwar Leute, die im Interesse ihrer Lüge der unsrigen nicht widersprechen und sogar ein gläubiges Gesicht dazu machen, aber sie merken doch, daß Jemand da ist, der ihre falsche Münze kennt und sie nicht nimmt. Andere wollen nicht lügen, thun es auch wissentlich nicht, aber die einfachste Begebenheit, die durch ihren Mund passirt, schwillt zu einem Ereignisse an; ihre Phantasie arbeitet immer in schreienden Farben und zeichnet Randverzierungen um eine Wohnungsanzeige, so daß die gewöhnlichste Tagesneuigkeit bei ihnen in einer illustrirten Ausgabe erscheint. Die Welt liebt solchen pikanten Aufguß, der den Gaumen reizt, und weiß dem wenig Dank, der daraus die einfältige Thatsache herausfischt. Wenn also nicht auf diese Art etwas Wichtiges entstellt wird, so lasse man solche harmlose Coloristen gewähren und begnüge sich damit, in der Stille ihre Darstellung auf das natürliche Maaß zurückzuführen.

Menschen, die um leckere Mahlzeiten, oder ohne Verdienst und Anstrengung Anstellung und Unterhalt zu bekommen, Reiche und Vornehme kriechend umschwärmen, also Schmarotzer und Stellenjäger, wird man, wenn sie lange das Handwerk getrieben, durch verächtliches und demüthigendes Betragen nicht vertreiben; sie empfinden das nicht, oder glauben, daß es dem Gönner einen Genuß gewährt, wenn er sie hudeln darf. Nur wenn sie nichts bekommen, wird man sie los, wie das Ungeziefer, wenn es keine Nahrung findet.

Bei weitem nicht alle Verbrecher werden bestraft, weder vom Gesetz, noch von der Gesellschaft. Es giebt Menschen, welche Schurken sind, Andere verrathen und betrügen, wucherisch übervortheilen und hintergehen, ohne daß sie dessen überführt werden können; sie haben die Form der Gesetze

für sich, deren Geist und Absicht sie verletzen. Sie leben und handeln wie in einer trüben Wolke, aus der einzelne Blitzstrahlen nur verdächtigen Stoff verrathen, ohne ihn zu enthüllen, und behaupten dabei ihre bürgerliche, oft sogar eine ausgezeichnete Stellung in der Gesellschaft. Man vermeide sie, wenn man kann. Da man indeß häufig weder seinen Geschäftsverkehr noch seinen Umgang wählen kann, so kommt es oft vor, daß man auf die eine oder die andere Weise mit Schurken zu thun haben muß. Sie zu entlarven ist edel und ritterlich, aber gefährlich, und man muß dabei mit vieler Umsicht zu Werke gehen; unzeitiger Enthusiasmus und voreiliges Triumphiren können das gute Werk mit dem Urheber verderben und die Schlechten sicher stellen. Man lasse sich nie in eine Verbindung mit Schurken ein, auch nicht in der Absicht, um hinter ihre Ränke zu kommen. Auch in der besten Sache spielt der heimliche Kundschafter eine unglückliche, wenigstens undankbare Rolle. Man halte das Schlechte immer für schlecht, auch wenn es unter gewissen Zeitverhältnissen mit weniger Ungunst betrachtet werden sollte; ein vollkommen redlicher Mann betrügt nicht den Staat bei Angabe einer Vermögenssteuer oder zollbarer Waaren, auch dann nicht, wenn er diese Forderungen für höchst ungerecht hält. Man kann oft in den Fall kommen, die gewöhnlichen Achtungsbezeugungen Menschen nicht versagen zu können, deren Grundsätze und Handlungsweise man als verwerflich kennt, ohne es jedoch beweisen zu können; es ist hart, das thun zu müssen, aber man muß bedenken, daß in einem solchen Falle ein auffallendes Benehmen einer Anklage gleich käme, und daß der Unschuldige jeder Verläumdung preisgegeben wäre, wenn ein unerwiesenes Dafürhalten zu einer verächtlichen Begegnung berechtigte. Wo aber die Engherzigkeit gesellschaftlicher Rücksichten dem überwiesenen Schurken, weil er reich oder vornehm ist, die Huldigung nicht versagt, welche

nur dem redlichen Manne gebührt, da ist dieser wohl berechtigt nicht mit einzustimmen; freilich muß er bedenken, daß er dann auch gegen die kleinmüthigen Verehrer auftritt. Schurken sind natürliche Feinde des redlichen Mannes, besonders dann, wenn er ihren Verführungsversuchen Gehör versagt hat; er ist ihnen dann gefährlich geworden und muß auf seiner Hut seyn.

Jedermann weiß, daß man lasterhafte Menschen fliehen soll; aber man kann das nicht immer. Die gesellschaftlichen Rücksichten dulden oft Lasterhafte, die man als solche kennt, wenn sie nur den formellen Anstand nicht verletzen; ja sie sind manchmal Lieblinge der Gesellschaft, sind talentvoll, witzig, unterhaltend, oder einflußreich, und man will dann Nichts wissen, als was sich breit und grell in den Weg stellt. So kommt es, daß der schlaue Verführer sich der Unschuld nähern und sie mit seinem Netz umspinnen, daß der gewandte Sünder mit der Tugend verkehren kann. Hiebei kann man nur zu der Vorsicht rathen, sich mit Menschen, die man nicht genau kennt, nicht weiter einzulassen, als die oberflächliche gesellschaftliche Artigkeit erfordert, und eine solche Bekanntschaft nicht als Berechtigung zu einer vertraulichen Annäherung gelten zu lassen. Es ist schwierig und oft gehässig, Sittenrichter zu seyn, es ist auch meist unnütz, wenn es bei allgemeinen Reden und Urtheilen bleibt; allein es ist unverantwortlich, Unerfahrene und Leichtgläubige ohne Warnung von Lasterhaften berücken zu lassen. Lasterhafte Menschen haben eine Neigung, Andere in den Pfuhl zu ziehen, in dem sie sich befinden. Solchen Versuchen stelle man gleich vom Anfang entschiedene Weigerung entgegen: man trinke nicht den Wein, den ein Trunkenbold uns einschenkt, man lächle nicht über schlüpfrige Anspielungen des Lüstlings, man versage dem Spieler Genugthuung, wenn man mit ihm hat spielen müssen; man lasse sich lieber geziert und grießgrämlich nennen. Die

Verdrießlichkeit der ersten Mißstimmung ist geringfügig im Vergleich mit den Verwickelungen, zu welchen eine erste unüberlegte Willfährigkeit führen kann, und in den meisten Fällen auch führt.

Gefährlich, wenn auch aus ganz anderen Gründen, sind im Umgange Leute, die unter dem Einflusse von Parteileidenschaften handeln; sie haben oft edle und gute Absichten, aber die ausschließliche Eingenommenheit für ihre besondere Pläne trübt das Urtheil und reißt sie über alle Bedenklichkeit in den angewandten Mitteln hinweg. Wenn gesinnungsvolle Männer sich betheiligen an redlichen und offenen Bestrebungen, um das allgemeine Wohl zu fördern, so soll das an und für sich keineswegs als gefährlich und tadelnswerth bezeichnet werden, vorausgesetzt, daß man den gesetzlichen Weg nicht verläßt. Aber von Theilnahme an geheimen Bündnissen muß man abmahnen. Das erreichbare Gute braucht in unseren Tagen nicht das Licht zu scheuen. Zusammenwirken in politischen und socialen Bestrebungen kann auf offenem Wege nur das Gute für Alle wollen; man ist berechtigt, anzunehmen, daß geheime Verbindungen auf verborgenen Wegen das beste für sich wollen. Ein Hauptgrund, um nicht an geheimen Verbindungen Theil zu nehmen, ist, daß die Aufgenommenen keineswegs darum Eingeweihte sind, daß das eigentliche Geheimniß nur Wenigen bekannt wird, und demnach die Meisten Werkzeuge sind eines Willens, für den sie arbeiten, ohne ihn zu kennen. Das Geheimnißvolle aber lockt viele Menschen, sie werden Mitglieder eines geheimen Bundes aus Neugierde, bleiben es aus Furcht vor den entsetzlichen Drohungen, womit man sie einschüchtert, lassen sich zu den verwegensten Unternehmungen brauchen, und wenn sie Jahre lang dafür im Gefängnisse büßen, so ist der Zweck, für den sie Alles auf's Spiel gesetzt haben, ihnen noch immer ein Geheimniß. Der Freimaurer-Orden ist unschuldig, weil er das, was er geheim hält, sehr gerne öffentlich sagen könnte.

Wir haben bereits im Allgemeinen gesprochen von der Duldsamkeit, welche man üben soll in Beziehung auf die Verschiedenheit der religiösen Ansichten, welche in unserer Zeit wiedergekehrt ist; denn sie war in früheren Epochen in eben solcher Weise vorhanden, die Gegensätze sind und bleiben immer dieselben, und wenn die Formen, in welchen behauptet und geleugnet wird, in diesem Bereiche mit den Zeiten wechseln, so bleibt der Kern der Fragen immer derselbe. Hier wollen wir nur daran erinnern, daß man nicht Andersmeinende voreilig aburtheilen soll nach der bequemen Classification des Tages, wonach man gleich zur Hand ist mit Beziehungen als: „Frömmler, Papist, Abergläubisch, Gottloser &c. Der Strenggläubige, der fest hält an den Grundlehren der Kirche, welche er über alle Vernunftdeutung erhaben annimmt, kann dabei ein scharfsichtiger Geist seyn, und wenn er auch edel, wohlwollend und von wahrer Liebe beseelt wird, so ist er fromm, aber kein Frömmler; das ist nur der, welcher alle diese Eigenschaften zur Schau stellt, ohne ihnen gemäß zu denken und zu handeln. Der sogenannte Pietist, der in einer christlichen Lebens-Ordnung die Lehre ausprägen will, ist höchst achtungswerth, wenn er harmlos diesen Zweck verfolgt, ohne Andere zu verketzern und mißachtend auf sie herabzusehen. Ein solcher Hochmuth ist allerdings tadelnswerth, aber nicht mehr als der Hochmuth der Vernunftgläubigen, welche sich für die allein Erleuchteten halten, und die Schriftgläubigen als Kinder der Finsterniß und beschränkte Naturen bezeichnen. In welcher Art nun auch religiöse Gegenstände zur Sprache kommen, so laße man sich nie dazu verleiten, sie leichtfertig oder spöttelnd zu behandeln, auch nicht dem blindesten Eifer gegenüber. Man lasse sich nicht dadurch beirren, daß die Eiferer Duldsamkeit als Schwäche und die rechte Mitte als schlaffe Gleichgültigkeit verschreien; sie wol-

len Zustimmung oder den grellsten Widerspruch, denn in Nichtbeachtung verlöscht die Fackel ihrer Zanksucht.

Mit Geistersehern hebe man keinen Streit an. Sie haben ja mit eigenen Augen die Geister gesehen; diese können übrigens nur von fein organisirten Menschen wahrgenommen werden, zu welchen sie gehören, gröber organisirte Naturen, zu welchen allemal die Zweifler gehören, können darüber nicht urtheilen, so wenig als der Blinde über die Farben. Wenn man sich damit nicht abfertigen lassen will, so scheint mir in solchen Fällen eine wohlangebrachte Ironie vollkommen erlaubt, wenn sie nämlich geistreich ist, denn ich bekenne aufrichtig, daß ich an Geist glaube, aber nicht an Geister.

Erste Abtheilung.

Nachdem in den vorhergehenden Abschnitten möglichst vollständig gesprochen ist von den allgemeinen Beziehungen im Umgange mit Menschen, geben wir nun Andeutungen über einige besondere Verhältnisse im Umgang, nach Geschlecht, Alter, bürgerliche Stellung und Stand. Es kann hier nur bei Andeutungen bleiben, denn in erschöpfender Einzelbeschreibung würde jeder Abschnitt zu einer Abhandlung heranwachsen. Die Ueberschriften bezeichnen nur den Hauptinhalt jeden Abschnitts.

Die Frauen.

Die Frauen sind die Pflegerinnen der Menschheit, die durch sie fortgepflanzt wird; sie sind es nicht nur materiell sondern auch geistig durch die veredelnde Liebe, und wo sie nicht eingreifen und wirken können, da fehlt die Harmonie des Lebens. Die sittliche Würde der Familie, und demnach die Grundlage der geistigen Entwicklung aller seiner Glieder, beruht auf den Frauen, denn ihre Ehre ist die der Familie. Wenn sie von diesem Standpunkte aus wirken und vorschrei-

ten mit der sich entwickelnden Bildung ihres Volkes und ihres Standes, werden sie stets der ihnen zugeschiedenen Bestimmung treu bleiben, wesentlich beitragen zur Erhaltung des Gleichgewichts im Bildungsgange der Menschheit, dessen Schwerpunkt in der Familie ruht, den ehrenvollsten Antheil am Leben nehmen und die Wohlthäterinnen des Menschengeschlechts seyn und bleiben. Die Jungfrauen können nie fehlen, wenn sie so leben und wirken, daß sie ehrenwerthe Gattinnen und Hausfrauen werden können. Hieraus ergeben sich einfach und klar die Pflichten der Frauen und die, welche man gegen sie zu beobachten hat. Man soll sie schützen, ehren und lieben; Schutz können sie immer fordern, Ehre und Liebe sollen sie erwerben und sich erhalten. Den Frauen ist es leicht, diese Aufgabe zu verstehen und ihre Bedeutung zu fassen, aber es ist schwer, sie gewissenhaft durchzuführen; es gehört dazu Charakterfestigkeit, denn ihre Vollziehung fordert volle Hingebung der Person und des Willens so wie fast unausgesetzte Entsagung. Sie ist noch schwieriger geworden für die Frauen, welche in der Sphäre der vorzugsweise sich gebildet nennenden Stände leben. Die Bildung der Frauen je nach den ihnen angebornen Fähigkeiten muß nothwendigerweise im Allgemeinen der Bedingung unterworfen bleiben, daß sie ihrer natürlichen Bestimmung nicht entfremdet werden; das gilt im Grunde für alle Menschen, für die Frauen aber besonders, weil es für sie weit schwieriger ist, in einem Ausnahmsverhältnisse ehrenvoll zu bestehen. Eine Frau muß in der That viel Geist haben, um sich in die Sphäre der eigentlichen Wissenschaften und Künste zu erheben und dabei dem Hause und der Familie treu zu bleiben; kann sie beides vereinigen, so ist kein Grund vorhanden, warum sie es nicht thun sollte, aber die seltenen Ausnahmen fordern sehr dazu auf, an der Regel festzuhalten. Nun stellt aber das Gesellschafsleben seltsame, und man kann wohl sagen grausame Forderungen an die

Frauen, junge und alte, ledige und verheirathete, welche darauf Anspruch machen wollen, als Damen betrachtet zu werden. Wiewohl nichts bezaubernder ist als die natürliche Anmuth des Weibes, so soll sie doch noch pikanter werden durch Kunstleistungen, die selbst bei vorhandenem Talent viel Uebung fordern. Die Frauen sollen nicht nur den Kopf schmücken mit Blumen und Putz, er soll auch noch innerlich ausgestattet seyn mit einem bunten Gemisch von allerlei Kenntnissen; aber was sie wissen und können soll doch nur als Zierrath betrachtet, der männlichen Einsicht unterordnet werden, und dabei sollen sie hübsch harmlos und anspruchslos bleiben. Die Damen sollen durch Liebreiz gefallen und anziehen, Huldigungen annehmen und Schmeicheleien anhören, ohne eitel zu werden, sie sollen die Männer mit Liebe durchglühen und keusch bleiben, sich verrathen lassen und treu bleiben, und wenn die unerbittliche Zeit ihr Recht an ihnen vollzogen hat, sollen sie als Hausfrauen alle Tugenden wiederspiegeln und ihre Töchter glänzen lassen, oder als alte Jungfern liebenswürdig seyn, wenn man sie vernachläßigt, und in sanfter Demuth verharren, wenn sie darüber geneckt werden, daß man sie hat sitzen lassen, denn nachher war es immer ihre Schuld. Kein Wunder, daß solche Widersprüche grelle Mißtöne hervorbringen. Es ist kein geringes Zeugniß für den gesunden Sinn der deutschen Frauen, daß sie dieser Verkehrtheiten ohnerachtet im Ganzen und Großen die Würde ihres Geschlechts behaupten; wer aber die großen, und auch manche kleinere Städte kennt, der weiß, mit wie vielen schmerzlichen Opfern und bitteren Täuschungen es oft geschieht, wie oft es nicht gelingt, wie viel Familienelend und Zerrüttung für ganze Geschlechter aus der Damenwelt hervorgeht wie die Laune der Mode und der Männer sie gestaltet, und wie verderblich dies Beispiel herabwirkt. Allerdings kann auf dem Dorfe und in den einfachsten Lebensverhältnissen Eitel-

keit aufkommen und in Gefallsucht ausarten, Eifersucht kann zum Ränkespiel führen, aber es sollte eben der Vorzug der höheren Bildung seyn, daß sie höhere Zwecke aufstellt und zu ihrer Erstrebung befähigt statt den Hang zu kleinlichen Leidenschaften anzuregen und zu nähren. So wie nun einmal die Sache liegt, so ist der Umgang mit Frauen nicht ohne Schwierigkeit; man darf den Männern Vorsicht empfehlen, vieleicht noch mehr den Frauen.

Was bei dem Weibe vorzüglich den Mann anzieht, ist die reine Weiblichkeit, wie das Weib vornämlich von der Männlichkeit eingenommen wird. Die bloße Formenschönheit an und für sich gewinnt allerdings das Auge, fesselt aber in der Regel nur das Gemüth, wenn sie, wirklich oder angenommen, das Gepräge der Männlichkeit oder Weiblichkeit ausspricht. Je reiner und unverfälschter der Wahrnehmungssinn in beiden Geschlechtern ist, je mehr wird diese Anziehungskraft sich bewähren und der wahre Beweggrund einer Neigung seyn, auch in vielen Fällen, wo man keine Gelegenheit hat, ihn erforschen zu können. Wahre und innige Liebe entsteht oft zwischen Personen, von denen man anzunehmen berechtigt scheint, daß eine Annäherung zwischen ihnen gar nicht statt finden könne. Die Liebe hat Mysterien, welche sogar die vollendete Thatsache weder den Betheiligten noch dem Beobachter enthüllt.

Edlen und gefühlvollen Weibern wird der Mann am besten gefallen, der sich sicher, fest, ihnen gegenüber in sanfter aber nicht weichlicher Art benimmt, den Männern gegenüber jedoch mehr Entschiedenheit zeigt. Gelehrsamkeit verberge er, und will man doch von ihm eine gelehrte Auskunft, so sey sie populair und kurz; es ist eine wahre Kunst in solchen Dingen so kurz zu seyn, daß man den Frauen nicht langweilig wird. Mit seltenen Ausnahmen ist Pedantismus den Frauen so widerlich, wie Moschusgeruch den Römerinnen.

Wenn Frauen einer gelehrten Erörterung anwohnen müssen, so geschieht es mit der Entsagung von Krankenpflegerinnen, sie lächeln sich gegenseitig Muth zu. Witz, Laune, Humor, Ironie gefallen den Frauen, wenn sie ihre Bilder dem frischen, blühenden Leben entnehmen. Schärfe, selbst etwas Bosheit, schadet nicht, sogar gegen das weibliche Geschlecht, aber die Ehrfurcht muß doch durchblicken, man muß den Heiligen verehren, den man geißelt. Edle Frauen verlangen Kraft und Muth vom Manne, aber nicht in Worten, sondern in der That; wenn sie unnöthigerweise sich in Worten kund geben, so zweifeln die Frauen an der That. Die Ritterlichkeit im Manne fühlen die Frauen mit instinktartigem Scharfblick heraus. Frauen verzeihen nur dann ein linkisches Benehmen, wenn sie glauben können, daß der Eindruck, den sie hervorbringen, an der Verwirrung Schuld ist. Die Schüchternheit des Mannes mißfällt den jungen Damen, ältere sind mitleidiger und thun eher etwas um sie zu heben; Zuversichtlichkeit, die nicht in Keckheit ausartet, sagt den Frauen am meisten zu. Frauen von gesundem Sinn und unverdorbenem Gefühl haben einen guten Blick, um in dem Benehmen des Mannes das zu unterscheiden, was ihm natürlich ist, und das herauszufinden, was er etwa annimmt, um interessant zu erscheinen, besonders aber können sie falsches Feuer von ächtem unterscheiden. Man nimmt allgemein an, daß Eitelkeit und Neugier mehr von Eva als von Adam stammen, und daß selbst die edelsten Weiber von diesen Erbsünden einen Antheil bekommen haben. Ich glaube, daß die Männer auch von Eva abstammen, aber da die Frauen die Kleinseite des Lebens übernehmen müssen, auf das Detail angewiesen sind und den Auftrag haben, den Männern gefallen zu sollen, so wird Eitelkeit und Neugier unumgänglich fast bei ihnen geweckt, und die Männer sorgen unablässig dafür, sie zu nähren. Die Frauen müssen so sehr

mit ihrer Person bezahlen, daß sie ihr nothwendig den Werth beilegen müssen, den die Männer von ihnen fordern. Das reizbare Nervensystem der Weiber bringt eine Erregungsgier hervor, eine kirrende Neugier nach Verborgenem und Verschlungenem, nach der Erschütterung des Entsetzlichen, und aus demselben Grunde kann auch ein gutes Weib sich einer geheimen Freude kaum erwehren, wenn sie erfährt, daß ihre Reize etwas Unglück anrichten, und sie sucht es zu erfahren. Es ist also richtig, daß man bei den meisten Frauen Glück machen wird, wenn man es versteht, ihre Eitelkeit zu befriedigen und ihre Neugier zu beschäftigen. Für einen Mann von Geist ist es nicht schwer, das Betragen zu finden, womit er würdigen Frauen angenehm werden kann, auch dann, wenn er ihren Schwächen eine Huldigung darbringt. Aber die Art anzugeben, wie man koketten, gefallsüchtigen und intriganten Weibern zu Gefallen leben kann, ist so schwierig, als den Temperaturwechsel vorherzusagen, denn wer kann die Gewitter berechnen, die bisweilen mit dem Winde kommen und auch gegen den Wind heranziehen? Eben so wenig kann man die Launen solcher Weiber berechnen oder auch nur ahnen. Es giebt kein anderes Mittel, als jeden Tag bei ihnen das Wetter zu beobachten und dabei sich darauf gefaßt zu machen, daß vor Abend der Wind noch mehrere Mal umschlägt. Die Gefallsüchtige will das Geständniß der Bewunderung, die sie einflößt; die Kokette will den öffentlichen Triumph ihrer Reize; die Intrigante will das Geheimniß ihrer Nebenbuhlerin erfahren. Meist ist eine Kokette zugleich gefallsüchtig und intrigant. Ein edles, gotterfülltes Weib duldet die schnödeste Unbill mit himmlischer Entsagung, schwelgt in dem Gefühl, ein schweres Kreuz ohne Murren zu tragen. Mit satanischer Lust schwelgt ein böses Weib in der Wonne, sich zu rächen, die bloße Hoffnung, es zu können, durchschauert sie mit wollüstigem Behagen, sie will an dem

Beleidiger ihr ganzes Geschlecht rächen. Jeder Mann hüte sich vor dem Unglücke, die Last einer sanften Dulderin zu vermehren und der Rache einer Wuthentbrannten anheimzufallen. Ein Mann, der von Liebe befallen wird zu einer Kokette, wird gewöhnlich nur gerettet durch einen anderen Mann, dessen Eroberung seiner Geliebten ein Ehrenpunkt wird.

Hier ist ein weites Feld zu erforschen, allein der Zweck dieses Buchs und die Berücksichtigung derer, für welche es bestimmt ist, untersagt mir, einen Wegweiser im Irrgarten der Liebe zu schreiben. Ueber dessen Eingang möchte ich in Nachahmung Dante's setzen: „Gebt alle Hoffnung auf, die Ihr hier eintreten wollt, so herauszukommen, wie Ihr eingegangen seyd." Bei dieser Warnung muß ich es bewenden lassen, ohne jedoch zu hoffen, daß sie beachtet werde. Ich fühle die Lücke, welche entsteht, aber mein Trost ist, daß sie nur durch ein Buch ausgefüllt werden kann. Wenn ich in dieser besonderen Abtheilung kurz bin, so kommt es daher, weil man über die guten Frauen nicht viel, über die schlechten leicht zu viel sagen kann.

Die Frauenzimmer nennen gewöhnlich alle Frauen gelehrt, welche etwas haben drucken lassen. Von diesen sage ich nichts, weil sie gewöhnlich selbst Alles von sich sagen, öffentlich denken und empfinden. Sollte nicht vorzugsweise von ihnen gelten was, wenn ich nicht irre, Jean Paul im Allgemeinen von Schriftstellern sagt: „die großen sind meist schlechter als ihre Werke, die kleinen immer besser?" Die härteste Bedingung im Umgange mit Schriftstellern ist die, ihre Werke lesen zu sollen. Bei Schriftstellerinnen kann man sich eher helfen, wenn man nur die Titel ihrer Werke kennt, den Geist ihres lebendigen Worts bewundert und zu verstehen giebt, daß solche übersprudelnde Fülle, solche natürliche Anmuth, von dem Feuer des Blicks und dem Liebreiz des

Mundes beseelt, demjenigen auf dem Papier zu falb erscheinen müssen, der sie in ihrer Ursprünglichkeit genossen hat. Es versteht sich von selbst, daß Schriftstellerinnen von überragendem Geiste hievon eine Ausnahme machen, und demnach wird Jede wohl wissen, daß ich sie nicht meinen kann.

Man hat gesagt, daß mit Verliebten vernünftigerweise gar nicht umzugehen sey. Allerdings, Menschen, welche jede Gefühlserregung im Wirbel herumtreibt, müssen, von Liebe befangen, so besinnungslos werden, daß sie nur sich sehen und hören, nur von sich reden und nur von ihrem Glück reden hören wollen. Solche Eingenommenheit ist für Unbetheiligte nur kurze Zeit unterhaltend, wird bald störend und verdrießlich, und man kann nichts besseres thun, als sie sich selbst zu überlassen, was sie bisweilen zur Besinnung bringt, denn manchmal haben sie nur in Gegenwart von Anderen sich etwas zu sagen, auf das sie sich nicht besinnen, wenn sie sich's sagen können. Oft ist der Zwang ein Reiz, nach dem Liebende verlangen, wenn die Herzensergießungen sich in Wiederholungen erschöpft haben. Männern von Geist und Gemüth muß die erwiederte Liebe Zuversicht einflößen, denn sie haben ja eine Bestätigung ihres männlichen Werthes gewonnen, sie werden nicht in haltungslose Geistesabwesenheit versinken, sondern vielmehr eine entschiedenere Stellung in der Gesellschaft nehmen, vor der sie nun ein theures Gut zu vertreten haben. Männer von ächtem Gehalt werden von der Liebe nicht eingewiegt, sondern zu neuer Thatkraft entflammt, und die Geliebte wird diesem Schwunge folgen, wenn sie aufrichtig liebt. Wenn in einem Liebesbunde Täuschung sich offenbart über ein Grundverhältniß, wie Charakter oder sittlichen Werth, so wird die Ehe nicht vereinigen, sondern nur zusammenketten. Ein Mann, der Gunst in der Liebe erfahren hat, darf, wenn er darauf verzichten will oder muß, nie das in ihn gesetzte Vertrauen mißbrauchen, selbst Undank und

Verrath entschuldigen ihn nicht, wenn er es thut, denn die Gewährung der Gunst legt unbedingte Verschwiegenheit auf, deren Verpflichtung durch keine nachherige Handlung gehoben werden kann. Wenn die Liebe darum aufhört, weil die Neigung erloschen ist, so kann sehr wohl Freundschaft bestehen. Entrüstete Liebe verkehrt sich bei leidenschaftlicher Gemüthsstimmung bisweilen in Haß, wenn treulose Frechheit ihr Heiligthum entweiht. Es giebt übrigens selbstsüchtige Menschen, welche die von ihnen verschmähte Geliebte hassen, wenn sie einen Andern liebt; sie verlangen Treue bis über die Liebe hinaus. Die Liebe selbst, wie sie sich in den Individuen offenbart, bildet den Maaßstab für den Umgang der Liebenden unter sich. Man soll sich aber nicht der Leidenschaft willenlos hingeben, die Flamme der Liebe nicht zu einer verzehrenden Gluht anfachen, deren dämonische Gewalt statt neues Leben Zerstörung bringt, sondern wie in allen menschlichen Verhältnissen, so muß auch hier klares Bewußtseyn Licht und Ordnung schaffen. Liebe, welche Nichts anerkennt, als ihre eigene Gewalt, gegen alle Verhältnisse anstürmen, jedes Hinderniß besiegen oder unter seinen Trümmern sich begraben will, ist eine Raserei, die vielleicht Stoff bieten kann zu einem Roman, aber nicht zum Leben. Platonische Liebe, die jeder irdischen Vollziehung entsagt, ist ein Seelenbund zwischen Personen von verschiedenem Geschlecht; diese Entsagung unterscheidet sie von der Freundschaft, die keine solche Forderung stellen kann. Sie bildet immer ein Ausnahmsverhältniß, wenn sie aber zwischen geistvollen Menschen waltet, so hebt und läutert sie die Seele. Ganz davon verschieden ist eine lange Verlobung, welche einer ermüdenden Reise gleicht, deren Genuß darin besteht, sie glücklich überstanden zu haben.

Ehe und Familie.

Die Ehe ist eine ausschließliche Vereinigung zwischen Mann und Frau zur Begründung einer Familie. Das ist der Zweck der Ehe, möge man sie als eine vertragsmäßige oder sacramentelle Vereinigung betrachten. Daher gelobt der Mann als Familienhaupt der Frau Schutz und Liebe, sie ihm Liebe und Gehorsam. Die Fortdauer der Liebe als inniger Seelenneigung können Eheleute sich eigentlich nicht versprechen, sondern nur, daß sie keinem Anderen, als dem Ehegenossen Liebe zuwenden und ihm Rechte auf sich einräumen werden. Die Pflichten, welche zur Erfüllung des Zwecks der Ehe unerläßlich sind, bilden demnach die Grundlage für den Umgang der Eheleute unter sich. Freude empfinden an der Beglückung Anderer, Zufriedenheit suchen in dem Bewußtseyn einer strengen Pflichterfüllung, das ist die Gesinnung, mit der man in die Ehe treten, die man darin aufrecht erhalten muß, um ihre Last tragen und ihre Wohlthaten empfinden zu können. Ohne diese Gesinnung sind alle Eigenschaften des Geistes und des Körpers, wie sehr sie immer Vergnügen, Genuß, Interesse und Bewunderung erregen können, von keinem, oder doch nur von untergeordnetem Werthe in der Ehe. Wie glücklich auch die Wahl getroffen seyn mag, die Eheleute müssen im Umgange unter sich immer dahin streben, eine solche Gesinnung lebendig zu erhalten, denn die Ehe ist eine Lebensschule, in welcher die Aufgaben gemeinschaftlich gelöst werden sollen. Eheleute müssen sich achten innerlich und äußerlich. Sie sollen unbedingtes Vertrauen zu einander hegen und dafür sorgen, daß sie es können; aber die Vertraulichkeit, in der sie leben, darf nicht die Scham tilgen, noch die Scheu vor beschämenden Geständnissen, denn die Ehe soll die Genossenschaft eines guten und nicht eines schlechten Lebens seyn. Sie müssen

Schwächen an einander dulden und damit Nachsicht haben, aber keine Fehler, die zur Gewohnheit werden und in Laster auszuarten drohen. Bei Wahrnehmung solcher Fehler möge man damit beginnen, die Veranlassung, welche sie hervorruft, aufzuheben, wenn man kann, eine unerläßlich gewordene Rüge mit möglichster Schonung vorbringen, versuchen, ob eine stumme nicht so viel ausrichtet, daß eine laute unnöthig wird, ob nicht die Beschämung bei dem Bewußtseyn, daß der Fehler entdeckt ist, hinreichend wirkt, um einer Wiederholung vorzubeugen, einem Selbstgeständnisse mit Verzeihung entgegenkommen, jedenfalls aber eine Rüge nicht anbringen in einem Augenblicke leidenschaftlicher Aufregung. Eheleute müssen nicht gedankenlos neben einander dahinleben, Einer muß den Andern zu erforschen streben, sich selbst prüfen, um zu erkennen, was man ertragen kann und darf und was an sich oder an Andern verändert werden muß. Die Zartheit des Benehmens in Scherz und Ernst gebe man im Ehestande ja nicht auf, lasse sie nicht gleichgültig verletzen, denn sie hütet und zügelt oft die heftigsten Leidenschaften. Eheleute sollen ihre Freuden mit einander theilen, damit sie sich gegenseitig die Leiden tragen helfen, die eine Gemeinschaft bedingt die andere. Der Mann vertritt die Familie nach Außen, er hat bürgerlich und gesellschaftlich die Verantwortlichkeit und muß also auch die Befugniß haben. Der Frau steht es zu, im Hause zu walten, jedoch innerhalb der Grenzen, über welche beide Ehegatten billig gemeinschaftlich übereinkommen, wobei jedoch zuletzt dem Manne die Entscheidung zustehen muß, weil er am Ende für die Folgen eines Mißgriffs verantwortlich ist. Die rechte Vertheilung der Gewalten und die rechte Befähigung, sie ausüben zu können, ist in der Ehe so wesentlich, wie im Staate. Die Verkehrung des Verhältnisses wird immer im ehelichen Leben etwas verschieben. Eine kluge Frau hat viele Mittel, um einen Mann zu beherrschen, ohne daß er es merkt. Die

meisten davon sind erlaubt, so lange die Liebe waltet, und wenn diese kühler wird, so wirkt noch die Gewohnheit mächtig fort; die Frau sorge dafür, diese so sanft zu gestalten, daß sie nicht als Joch fühlbar wird. Wenn eine Ehefrau die sogenannte Pantoffelherrschaft verkündigt, so muß der Mann in ihrer Meinung verlieren, wenn er sich fügt; sie begnüge sich mit der nicht eingestandenen Folgsamkeit, um ihre Herrschaft nicht bloszustellen. Die Eheleute mögen ja dafür sorgen, daß ihr Zusammenleben ihnen nicht gegenseitig Langeweile erzeuge, diese ist in der Ehe die Mutter allerlei Art von Unheil; sie wird durch Zerstreuungen in der Welt nur zeitweise gehoben, wenn diese verklungen sind, gähnt Einen die Langeweile zu Hause um so trostloser an. Wer seine Freuden außer dem Hause sucht, findet zu Hause nur Sorgen, was sehr natürlich ist, da er dort keine Saat der Freude gelegt hat; wenn man dagegen sein Haus so bestellt, daß die Familie darin im Nothfalle ein Asyl gegen die Welt bieten kann, so hat man alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß Haus und Welt sich ergänzen und man in beiden gut bestehen kann. Die Ehe erzieht die Eheleute, wenn diese vernünftig genug sind, um ihre Mahnungen zu beachten, und das sollten sie billig, denn man lernt die Ehe erst nach der Hochzeit kennen, wie man nur auf dem Meere eine Vorstellung bekommt von einer Seereise. Wenn die Eheleute noch jung sind, so fügt sich Alles besser, das Gefühl herrscht vor und die Natur schlichtet was die Vernunft nicht hätte bewältigen können; man gewöhnt sich am Ende daran, über einige Punkte sich nicht vereinigen zu können und geht ihrer Erörterung aus dem Wege. Gleiches Temperament, gleiche Neigungen und übereinstimmender Geschmack sind nicht gerade nothwendig bei Eheleuten, es kann in dieser Beziehung Verschiedenheit obwalten ohne Störung, wenn nur die Gefühlweisen sich nicht feindselig abstoßen. Eheleute von verschiedenartigen religiösen

Bekenntnissen können glücklich mit einander leben, wenn Jeder seiner religiösen Ueberzeugung im Stillen folgt; gestaltet aber diese sich dahin, daß sie als allein seelig machende jede andere von der Seeligkeit ausgeschlossen glaubt, will sie, was bei Eheleuten die sich lieben eine natürliche Folge davon ist, die andere zu sich hinüberziehen, dann wird die Ehe eine Qual, die man nur wie eine auferlegte Buße ertragen kann. Noch schlimmer wird in diesem Falle das Verhältniß, wenn Kinder von verschiedenem Geschlechte da sind, welche dann, den meisten bestehenden gesetzlichen Vorschriften nach, verschiedenen Bekenntnißformen folgen sollen. Je tiefer solche Ueberzeugungen bei ernsten und gesinnungsvollen Menschen wurzeln, je entschiedener wird das Schisma, und nur Gott kann helfen. In unseren Zeiten giebt es gemischte Ehen, welche geschlossen wurden zu einer Zeit, wo die christlichen Bekenntnisse einander nicht so schroff abweisend gegenüber standen. Wer nun erlebt und gesehen hat, wie die unterdessen herangewachsene religiöse Unverträglichkeit eine friedsame, in ihrer bisherigen Duldung sich sicher wähnende Familie aus einander reißt, wie diese Duldung als grobe Sünde verpönt wird, die Eltern geängstet werden wegen der bedrohten Seeligkeit der Kinder, die sie beide so innig lieben wie sich selbst, der muß wünschen, daß man entweder gemischte Ehen oder den Eifer verbieten könnte, der sie in eine Pein des Fegefeuers verwandelt. Drum mögen Leute, die gemischte Ehen eingehen, sich vorher ernstlich prüfen, nicht nur wegen ihrer obwaltenden Gesinnung, sondern auch, ob sie Kraft genug besitzen, um den Versuchungen zu widerstehen, von denen sie bei der jetzigen Lage der Dinge aller Wahrscheinlichkeit nach unfehlbar heimgesucht werden. Mißhelligkeiten sollen die Eheleute unter sich schlichten und daher so lange als möglich Allen verbergen; wenn Kinder und Dienstboten sie erfahren, wenn gar in deren Gegenwart eine Unbill zugefügt, liebloses Anfahren erfolgt ist, dann will

man nicht nur sich versöhnen, sondern auch vor Anderen gerechtfertigt erscheinen; wenn man gar an Fremde Berufung einlegt, einen Freund, oder, was noch schlimmer ist, Schwiegermütter oder Großväter als Schiedsrichter bestellt, so wird eine recht vollständige Versöhnung schwierig, es bleibt gar zu leicht der Keim eines Grolles übrig, der nur beschwichtigt, nicht getilgt ist, es kommt manchmal so wie bei einem gerichtlichen Vergleich, in den die Advocaten die Saat künftiger Processe einstreuen. In geheimen Ehesachen rathe ich ab vom schriftlichen Verfahren, lieber eine stürmische Gardinenpredigt, die Versöhnung liegt näher — aber nur Mündlichkeit, nicht Oeffentlichkeit, so sehr beide sonst in der Rechtspflege wünschenswerth sind. Eifersüchtelei ist ein unwürdiges und gefährliches Spiel. Man lebt sicherer, oder doch bis der Ausbruch kommt, sorgloser auf einem Vulkan, als in einer von Eifersucht unterwühlten Ehe. Wenn der Eifersüchtige auf selbstgeschaffenen Verdacht hin verfährt, als wäre ein Verbrechen begangen, so stellt er die Unschuld auf eine harte Probe und regt die Versuchung an, zu thun, was nicht gethan, doch wie die That verfolgt wird. Es ist Pflicht, in dem ehelichen Umgange Alles zu verhüten und fern zu halten, was Verführung schaffen, Geist und Sinne berücken kann, die Mysterien nicht zu entschleiern; aber sonst walte edles Vertrauen, es wird mit schwererem Herzen getäuscht als argwöhnisches Aufpassen. Der argwöhnische Ehemann macht sich und seine Frau vor Fremden lächerlich und lockt den Verführer, der schadenfroh die Hand bietet, ihn zu hintergehen. Hintergangen kann aber auch der Klügste werden, denn man hütet die wankende Treue kaum mit besserem Erfolge, als man Pflaumfedern auf offenen Tischen aufbewahrt. Die eheliche Treue brechen ist vom religiösen und sittlichen Standpunkte aus so strafbar beim Manne wie beim Weibe; aber wenn die Frau es thut, so muß die ganze Familie die Folgen davon tragen,

das ist unvermeidlich in jeder Gesellschaftsordnung, welche die Erhaltung der Familie gewährleisten soll. Was geschehen kann oder soll, wenn dieser Fall eingetreten ist, liegt wohl über die Grenze der Andeutungen hinaus, die wir hier geben können. Man rette dann, was noch gerettet werden kann, das Verlorene ist es meist unwiederbringlich.

Wenn Kinder ihre Eltern lieben und achten sollen, so müssen sie ihnen mehr zu danken haben als das Daseyn und die leibliche Nahrung durch die es gefristet wird. Die Gegenwart wird gerichtet von der Nachkommenschaft, die Eltern werden es dereinst von ihren Kindern. Diese natürliche Aufforderung muß ja sogar egoistische Naturen veranlassen, die Erziehung ihrer Kinder als eine der höchsten Pflichten im Familienleben zu betrachten. Diese sollte nie Fremden übertragen werden, wenn es in der Macht der Eltern liegt, sie selbst zu besorgen oder doch zu leiten; wenn sie es können und es nicht thun, so haben sie kein Verdienst bei einer guten, und alle Verantwortlichkeit einer schlechten Erziehung. Man kann selten einem Kinde ersetzen, was die Eltern ihm gewähren können, wenn sie fähig sind, es zu erziehen, und das sind alle gute und liebevolle Menschen mit einem festen Charakter, wenn sie auch nicht hinlänglichen Unterricht geben können; aber auch für diesen sollen die Eltern sich interessiren wenn er von Fremden ertheilt wird, um Lehrern und Schülern Theilnahme und Eifer einzuflößen. Ueber das Verfahren bei Erziehung der Kinder mögen die Eltern sich sorgsam verständigen, denn man kann leichter zwei Herren dienen, als Kinder zwei sich widerstrebenden Willensrichtungen folgen können. Mögen die Eltern nur immer eingedenk seyn, daß alle Irrthümer in der Erziehung, welche hätten vermieden werden können, auf sie zurückfallen, und daß ein mißrathenes Kind eine grausame und nicht zu überhörende Anklage gegen sie erhebt. Die Eltern müssen sich selbst die Rücksichten auferle-

gen, die sie von den Kindern verlangen, und, wenn diese zugegen sind, nie reden und thun als wenn sie unter sich wären; wenn sie ihre Kinder lieben, wird das kein Zwang seyn, und wäre es einer, so bringt er goldene Früchte. Damit der Gehorsam, den man von den Kindern fordern muß, ihnen nicht als willkürlicher Zwang erscheine, muß man durch Liebe ihr Vertrauen gewinnen. Neugierde nach Unbekanntem und Verlangen nach Abwechslung liegt in der Natur des Menschen, und Kindern wird ein Vergnügen oft darum größer erscheinen, weil es außer dem Hause stattfindet; man gewähre es, wenn es seyn kann, und wäre es nur, damit ihre Einbildungskraft das Unbekannte nicht übermäßig ausschmücke; damit sie aber ein Herz zum Hause behalten, so müssen sie dort nicht blos Zwang und Lehre finden, sondern auch Freude; die Kinderstube sey nicht das schlechteste Zimmer, Reinlichkeit, Ordnung und Behaglichkeit herrsche darin; man dulde keine vernachläßigte und zerrissene Hauskleidung an den Kindern, man gönne ihnen den Antheil an der Geselligkeit und den Vergnügungen des Hauses, den sie davon nehmen können. Erwachsene Kinder müssen ihre Eltern als die nächsten und die besten Freunde anerkennen können, von denen sie nicht nur Rath, Warnung und Tadel, sondern auch Nachsicht, Mitleid und Aufmunterung zu erwarten haben. Von den Jahren an, in denen das Selbstdenken erwacht, gestatte man den Kindern auch eine selbstständige Entwickelung, man leite diese zum Guten aber erstic̈ke sie nicht, man warne vor Uebergriffen, aber man wähne nicht, durch eigenmächtiges und unmotivirtes Verbot den eigenen Griff verhindern zu können. In religiöser Beziehung kann man wohl nicht anderes thun, als die Lehre rein und unverfälscht mittheilen, den Glauben nicht untergraben durch Vernunftdeutung, ihn nicht erzwingen durch Machtgebot, die Größe Gottes im Geiste und in der Natur nachweisen, die Liebe zu Gott lebendig erhalten im Gottesdienste, Gottesfurcht we-

cken aber keine Gottesangst. In unseren Zeiten muß der Jüngling früh ins Leben treten, um als Mann etwas errei- chen zu können; man zeige ihm, daß, wie die Natur, so auch der Mensch nur durch Regel und Ordnung gedeihen kann, man bezeichne ihm die Gefahren einer vermessenen Entsagung aller Autorität, die Verwirrung, welche Unbotmäßigkeit dem Ganzen und dem Einzelnen bereitet, aber man bevormunde ihn nicht in einer Weise, die sein Selbstvertrauen erstickt oder es empört. Man kann allerdings nicht mit unterschlagenen Armen zusehen, wenn ein begabter oder tollkühner Jüngling sich Ikarusflügel anschnallt, die ihn immerhin hoch genug tragen können, um einen Sturz verderblich zu machen, denn auch der von einer eingebildeten Höhe kann gefährlich be- täuben. In der Regel ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und wenn es unbeschadet aller Zukunft geschehen kann, so gestatte man einen verwegenen Versuch. Auch das etwaige Gelingen enthüllt die Gefahr, die vielleicht nur durch einen Zufall vermieden wurde, die selbstbereitete Niederlage aber öffnet das Ohr für guten Rath. Ich sollte denken, daß in solcher Weise ein rechtes Verhältniß im Umgange zwischen Eltern und Kindern begründet werden kann; das aber ist klar, daß man es nicht erwarten darf, wenn man nichts dafür gethan hat. Wenn dessenunerachtet Kinder gegen ihre Eltern undankbar und lieblos sich betragen, so begehen sie eine große Sünde, deren Gewicht sie früher oder später tief empfinden werden. Auch wenn die Eltern ihre Pflicht nicht erfüllt haben, ja selbst wenn sie lasterhaft und schlecht sind, dürfen ihre Kinder keinen Stein auf sie werfen; das empört alle Menschen von besserem Gefühl. Eltern können und sollen von ihren Kindern ein ehrerbie- tiges Benehmen fordern, dafür aber sollen diese auch lieb- reich behandelt, nicht in böser Laune hart angefahren, nicht mit bescheidenen Einwendungen kurz abgewiesen, nicht wenn

sie zur unbequemen Stunde Belehrung verlangen, rauh zum Stillschweigen, sondern auf bessere Zeit verwiesen werden. Es ist ein unbegreiflicher Widerspruch, von Kindern ein anständiges Benehmen zu erwarten, wenn man es nicht gegen sie beobachtet, sie wegwerfend behandelt und ihr Ehrgefühl kränkt.

Die Töchter sind von Natur und Familiensitte an die Mutter gewiesen, welche zunächst berufen ist, ihre Erziehung zu leiten. Jedes Mädchen sollte sich darauf vorbereiten, diese Mutterpflicht erfüllen zu können. Es ist vorzugsweise wichtig, daß die Töchter ihre Mutter nicht nur lieben und ehren, sondern auch als ihre beste Freundin und Rathgeberin betrachten können, daß ihre Erziehung nicht so ausschließlich fremden Personen anvertraut sey, daß ihnen dadurch die Mutter entfremdet werde; das Gefühlsleben einer Familie leidet darunter, denn dieses wird vornehmlich von der weiblichen Seite gepflegt. Die Autorität einer Mutter kann überhaupt am besten dem ganzen Familienleben die rechte Haltung geben, in der Stellung der Töchter zur Außenwelt, in ihrem Umgang und dem Benehmen der Freunde des Hauses gegen sie Ton und Maaß bestimmen; diese Autorität sollen die Töchter besonders ehren und erhalten, und das werden sie immer am sichersten und natürlichsten, wenn ihre Mutter zugleich ihre Erzieherin ist. Welch bessere Gewährleistung der Tugend und der Sitte kann eine Frau ihrem Manne und der Welt geben, als wenn sie eine vollkommne, würdige Erzieherin ihrer Kinder, und besonders ihrer Töchter ist?

Es liegt uns ob, Anderen nach Kräften Hülfe und Beistand zu leisten. Nach unserer eigenen unmittelbaren Familie sind offenbar Blutsverwandte uns zunächst von der Natur zugewiesen. Die Grundlage unserer ganzen Gesellschaftsordnung ist die Familie, und an diese reihen sich Anverwandte in näherem und entfernterem Grade. In sofern man also

Dienste leisten, Hülfe und Wohlthaten spenden kann, so dürfen Anverwandte wohl erwarten, daß wir sie vor Anderen berücksichtigen; hiemit soll aber keineswegs der Vetterschaft in solcher Weise das Wort gesprochen werden, daß sie berechtigt wäre, von einem Verwandten Hülfe zu verlangen unter allen Umständen und mit Ausschluß aller anderer Menschen, die vielleicht seinem Herzen näher stehen und gegen die er Verpflichtungen haben kann, die auf einem heiligeren Rechte beruhen, als die Verwandtschaft begründet. Verwandte können durch ein unwürdiges Benehmen alles Recht auf Beistand einbüßen, dürfen nicht Empfehlung erwarten auf Kosten Solcher, die größere Verdienste haben, und eben so wenig, daß sie im Müßiggang ernährt werden von einem reichen Angehörigen, der dann gewiß berechtigt ist, ihnen eine Unterstützung zu entziehen, die sie mißbrauchen und auf welche Würdigere ein höheres Recht haben. Der Nepotismus, der Schutz, den einflußreiche Menschen ihren Verwandten gewähren, ohne Rücksicht auf ihre Fähigkeiten und zum Schaden Anderer, die durch Verdienste ein näheres Recht auf Anstellung und Begünstigung haben, ist ein schreiendes Unrecht, das nie vertheidigt werden kann; hier muß die Stimme der Natur schweigen, wenn im geringsten ein Recht dadurch gekränkt wird. Wo es aber ohne Verletzung Anderer geschehen kann, ist es billig, Anverwandten Beistand und Schutz zu gewähren. Ich sehe nicht ein, daß man verpflichtet wird, mit Verwandten umzugehen, die uns gegründete Veranlassung geben, ihr Benehmen zu tadeln, deren Umgang überhaupt unangenehm ist. Ich glaube auch nicht, daß Familienrücksicht die Verpflichtung auferlegt, schmeichelnde Erbschleicher zu begünstigen, unwürdigen und lachenden Erben das Seinige zu hinterlassen, wenn man zu Gunsten besserer und würdigerer Menschen darüber verfügen kann. Das Verwandtschaftsverhältniß ist ein Empfehlungsschreiben der Natur, dem der Em-

pfohlene durch sein persönliches Benehmen Geltung erwerben soll.

Freunde.

Vollkommen uneigennützige, aufopfernde Freundschaft, die unerschütterlich in Noth und Gefahr wie in Glück und Freude ausharrt, ist nothwendigerweise selten, weil sie nur stattfinden kann zwischen Menschen von sehr gediegenem Gepräge. Sie ist seltener als hingebende und treue Liebe, weil das leibliche Element dabei nicht thätig seyn kann, weil sie nur ein Seelenbund ist. Solche Freunde, die sich gefunden, erkannt haben, deren Wahlverwandtschaft erprobt ist, dürfen sich als Lieblinge des Himmels betrachten und ihr Glück preisen. Da hier Alles übereinstimmt, Alles sich von selbst ordnet und fügt, so ist ganz unnöthig davon zu reden, wie solche Menschen, Männer oder Frauen, unter sich und in Bezug auf sich mit der Welt umgehen, denn wir können hier keine Abhandlung schreiben über die Freundschaft, durch welche die edelsten Wünsche und die hochherzigsten Entwürfe für die Menschheit unter dem Beistande göttlichen Segens verwirklicht werden können. Die gebrechliche Natur des Menschen an und für sich, die besondere Gestaltung unserer Zeit, in welcher so manche Verhältnisse gebrochen sind, daß eine gewisse Selbstheit fast als Nothwehr erscheint, gestatten nicht oft eine so reine Seelenstimmung, daß in zwei Wesen ein wohltönender Accord zusammenklingt. Gewiß giebt es oft einzelne Naturen, in denen die Elemente einer solchen Harmonie vorhanden sind, die aber verwaist bleiben, deren Ruf unerwiedert verhallt; gewiß auch wird eine reinere Zeitatmosphäre sich bilden, in welcher der Bruderruf der Menschen deutlicher vernommen wird. So wie die Lage der Dinge ist, müssen

wir uns begnügen mit einer Nachahmung dessen, was nur durch besondere Gnade sich in voller Reinheit offenbaren kann.

Freundschaften werden geschlossen unter gemüthvollen Menschen, welche das Bedürfniß empfinden, sich anderen anzuschließen, die sich nicht befriedigt fühlen in dem eigenen abgeschlossenen Daseyn, sondern dessen erst vollkommen bewußt werden im Austausch mit Anderen. Freundschaften werden am leichtesten geschlossen in der Jugend, weil man dann am empfänglichsten ist für Eindrücke, die von außen kommen, weil Grundsätze und Gewohnheiten noch nicht ausschließend und abwehrend geworden sind, und man demnach gefügiger ist. Indessen ist kein Lebensalter davon ausgeschlossen, in dem die Empfänglichkeit für das Leben erhalten ist. In der Jugend wird man unwillkürlich angezogen, und hat oft den Freund gefunden, ehe die Absicht enstand, ihn suchen zu wollen. Beruhen nun solche Freundschaften, die in den Schulen, in den Vorbereitungsjahren zum Leben geschlossen werden, weniger auf Wahl und Ueberlegung, so fördert sich dagegen das Ineinanderleben schneller, man empfängt zugleich und verarbeitet gemeinsam die Eindrücke, welche die dem Verständnisse sich allmälig erschließende Welt hervorbringt, man macht in Verein die ersten Feldzüge oder besteht zusammen Gefahren, die man schafft, wenn sie sich nicht von selbst darbieten. In reiferen Jahren bringen unwillkürliche Eindrücke nicht so leicht einen Entschluß hervor, man hat sich schon oft getäuscht, man ist vorsichtig, man überlegt, man wählt einen Freund nur, wenn man ihn im Umgange geprüft hat.

Wer für Freundschaft empfänglich ist, der muß fühlen, wie wohlthuend das Bewußtseyn ist, einen redlichen Freund gefunden zu haben, wie man dadurch gehoben und gesichert wird, bei jedem Leiden des Trostes gewiß ist, jede Freude noch einmal erlebt wenn man sie dem Freunde mittheilt, wie man im Zweifel sich beruhigt bei der Gewißheit eines

wohlwollenden Rathes, wie man zur Thätigkeit gespornt wird, um den Beifall des Freundes zu verdienen, wie man, um das Alles dem Freunde auch zu leisten, sich über sich selbst Rechenschaft abfordert, sein eigenes Wesen ordnet und läutert. Den Umgang mit dem Freunde muß man so gestalten, daß er uns erhalten werden kann. Das Recht der Freundschaft ist ein gegenseitiges, wir sollen dem Freunde seyn was wir wünschen, daß er uns bleibe. Man lasse es nicht bei einer redlichen und wohlwollenden Gesinnung bewenden, sondern man gebe diese dem Freunde zu erkennen in einem liebreichen Benehmen. Volles Vertrauen muß zwischen Freunden bestehen und im engeren Umgange auch Vertraulichkeit, die zwar alle unnütze und lästige Förmlichkeit entfernen, aber nicht sich aller Formen entkleiden, zartes und rücksichtvolles Benehmen bestehen lassen soll. Wenn man Fremde schonend und höflich behandeln soll, so muß das eigene Gefühl noch größere Behutsamkeit gegen einen Freund anrathen, wenn auch in einer ganz anderen Weise, doch nicht formlos. Hat man einem Freunde etwas Unangenehmes mitzutheilen, will man ihm etwas vorhalten, ihn auf einen Fehler aufmerksam machen, so platze man nicht damit heraus, als wenn Einem die Geduld plötzlich gerissen wäre, wie ein eifersüchtiger Liebhaber es unter vier Augen thut, wenn er lange in Gegenwart von Anderen sich Zwang auferlegt hat. Es giebt Menschen, die nicht anders als in einer Art von Selbstaufregung die Wahrheit sagen können, sie gleichsam zornig sich selbst entreißen und sie Anderen vor die Füße werfen. Charakter und Gefühlweise des Freundes bestimmen die zweckmäßigste Mittheilungsart. Manche Menschen sind so eigenthümlich organisirt, daß man durch Ironie, durch Neckerei, die an Spott grenzt, ihre Aufmerksamkeit anregen muß, wie es Taube giebt, die unter einem Trommelwirbel das leiseste Wort vernehmen; Andere werden ungeduldig, wenn sie merken, daß

man Umwege einschlägt, um zu einem noch verhüllten Ziel zu gelangen — kurz Jeder muß auf seine eigene Weise genommen werden, wenn man in seine Persönlichkeit eindringen will, und die, welche die geeignetste ist, muß ja der Freund am besten kennen. Immer aber muß in solchen Mittheilungen an einen Freund alles Selbstische ausgeschieden seyn, Herzlichkeit und Theilnahme vorwalten, und gäben sie sich nur zu erkennen in der Betonung oder im Blicke. Will man von einem Freunde Rath und Belehrung, so muß man seine Meinung auch ehren, sie zwar widerlegen, wenn sie nicht haltbar ist, jedoch nicht in der Weise mancher Leute, die den im voraus gefaßten Entschluß befestigen wollen in der Bekämpfung des erbetenen Rathes. Man bürde dem Freunde nicht unnöthigerweise unsern Kummer und nie die üble Laune auf; läßt man ihn diese entgelten, so verliert man den Anspruch, ihn jenen theilen zu lassen. Der Freund kann nur die Mittheilung unserer eigenen Geheimnisse verlangen, anvertraute Geheimnisse soll man so wenig einem Freunde, wie irgend einem anderen Menschen mittheilen und er darf uns darüber keinen Vorwurf machen. Man langweile nicht seinen Freund, raube ihm nicht seine Zeit, wende ihm nicht immer die Kehrseite unseres Lebens zu, man sey vielmehr bemüht, ihn zu erheitern und zu erfreuen. Schmeicheln sollen Freunde sich freilich nicht, das wäre nur ein Bund zum gegenseitigen Betrug; aber bei aller Aufrichtigkeit kann man anmuthig und gefällig seyn, und das ist man einem Freunde mehr schuldig, als einem Fremden, nicht in gesuchter und formeller Art, sondern durch das herzliche Bestreben, das Beisammenseyn mit einem Freunde angenehm zu machen. Man soll seinen Freund nicht verläugnen, soll ihn vertheidigen und vertreten, so weit es nach Recht und Billigkeit geschehen kann, wo und von wem immer er angegriffen wird; Kleinmuth in solchen Fällen ist unedel. Eine geheime Freundschaft, deren man sich

vor der Welt schämt, klagt beide Freunde an. Wenn ein Freund den Tadel der Welt verdient hat, so kann man wenigstens eine nachsichtige Verurtheilung für ihn anrufen; wenn man ihn nicht vertheidigen kann noch darf, so soll man wenigstens schweigen. Wenn man mit einem Freunde gebrochen hat, so berechtigt Nichts dazu, seine Geheimnisse zu verrathen; was während der Freundschaft mitgetheilt wurde, muß heilig und unantastbar bleiben. Wenn man einen Freund liebt, so stelle man ihn nicht absichtlich auf die Probe; solch' vermessenes Vorgreifen in die Fügungen des Schicksals ist in der Freundschaft so gefährlich wie in der Liebe. Man muß Verläumdungen gegen einen Freund kein Gehör geben; wenn sie aber sich mit dem Schein der Wahrheit umhüllen, darf man sie nicht auf sich beruhen lassen, sondern muß ihren Ursprung zu erforschen suchen und wenn man sie nicht selbst widerlegen kann, sie dem Freunde mittheilen, wenn nur er uns die Mittel der Widerlegung verschaffen kann. Dagegen hüte man sich wohl, dem Freunde solch unnützes Geschwätz mitzutheilen, das mehr oder weniger jedem Menschen nachgesagt werden kann, denn in dem Munde des Freundes bekäme es ein unverdientes Gewicht und kann ihn unnöthigerweise beunruhigen. Die Treue in der Freundschaft hat ihre Grenzen; man kann nicht verlangen, daß ein Freund sich mit uns ins Verderben stürzen soll, und wenn man ihn liebt, so soll man ihn davon abhalten, wenn er es thun will. Wer die Menschen kennt, kann übrigens nach dem Charakter eines Freundes sehr wohl den Grad von Treue beurtheilen, den man von ihm erwarten kann. Wer kann von einem zaghaften Menschen, der aber sonst vortreffliche und liebenswerthe Eigenschaften hat, muthiges Auftreten in gefahrvollen Lagen erwarten? Kann ein pflichttreuer Familienvater das Vermögen der Seinigen auf's Spiel setzen, um einen Freund zu retten? Die Freundschaft hebt nicht alle andere Verhältnisse

auf, und von einem Freunde zu verlangen, daß sein Daseyn in dem unsrigen aufgehe, ist der höchste Grad von Selbstsucht. Um aber den Täuschungen zu entgehen, verzichte man nicht auf Freundschaft, sondern man genieße ihre Segnungen, wie sie sich darbieten ohne Grübeln. Bekannte, mit denen man in näherem Umgange steht, können uns sehr freundschaftlich gesinnt seyn, aber sind darum nicht eigentliche Freunde, weil der Sprachgebrauch sie so nennt. Man hüte sich, von diesen zu erwarten, was nur ein inniger Freund leisten kann, denn dann bereitet man sich selbst Täuschungen, die nicht ihnen, sondern uns selbst zur Last fallen.

Um ein treuer, oder nur ein einigermaßen zuverlässiger Freund seyn zu können, muß man Charakter haben und seiner selbst gewiß seyn; daraus folgt, daß Menschen von wankelmüthigem Sinne, die von heftigen Leidenschaften beherrscht oder lasterhaften Gewohnheiten ergeben sind, einer wahren Freundschaft nicht fähig seyn können. Eben so wenig sind es selbstsüchtige Menschen; diese suchen nur Freunde als Gehülfen, um ihre Zwecke zu erreichen, lassen sich aufopfernde Freunde wohlgefallen, wenn sie die gleiche Erwiederung nicht verlangen, sie haben das Bedürfniß, von Anderen unterstützt und geholfen, aber nicht geliebt zu werden, denn Liebe fordert Erwiederung. Man verwechsele nicht solche Annäherung und Gesellung mit Freundschaft.

Umgang mit Menschen nach den Altersstufen. — Zwischen Herren und Dienern — Nachbarn und Mitbürgern — Lehrern und Schülern — mit Geringeren an Stand und Bildung — mit Wohlthätern und Gläubigern. Gastfreundschaft.

In der Regel werden Menschen von ungefähr gleichem Alter am besten zusammenpassen oder doch nur dann von vorne herein sich verständigen, wenn kein zu großer Unterschied im Alter statt findet. Indessen können gleiche Neigungen, gleiche Absichten, gleiche Liebhabereien, gleicher Beruf den Unterschied der Jahre tilgen und Junge und Alte mit einander vereinigen, wenn auch nur für besondere Zwecke. Man hüte sich vor der Einseitigkeit, sich ausschließlich Altersgenossen zuzuwenden, denn im geselligen Leben sollen die verschiedenen Altersstufen sich ergänzen. Jedes Alter muß von der Forderung abstehen, seine Ansicht vorwiegend gelten zu machen, sie als Regel für das Ganze aufstellen zu wollen. Es ist ersprießlich im Staatsleben und eine Würze der Geselligkeit, wenn die nach den Altersstufen verschiedenartige Auffassung des Lebens sich kund geben und man sich verständigen kann. Die Erfahrung kann belehren, wenn man sie zu beurtheilen und zu verwenden versteht. Wer lange lebt, kann viele Erfahrungen machen, wenn er aber nur so das Leben hat über sich ergehen lassen, ohne es in sich zu verarbeiten, wenn das Erlebte eine confuse Masse bildet ohne Ordnung, Licht und Luft, wenn er aus der Summe von Erfahrungen nicht die Quadratwurzel zu ziehen weiß, so werden sie Irrlichter, die in Sümpfe und Moräste führen und der frisch pulsirende Naturinstinct der Unerfahrenheit findet manchmal besser den rechten Weg, wie an gefährlichen Stellen der Reiter oft am besten thut, wenn

er einem guten Pferde die Zügel läßt. Wenn daher das Alter gegen die Jugend eine höhere Erfahrung in Anspruch nimmt, so knüpft sich daran die Bedingung, daß sie richtig benutzt worden ist. Wenn das der Fall ist, so kann man sich mit einer gut gearteten Jugend ganz wohl verständigen, ja man wird sie gelehrig, theilnehmend, dankbar und ergeben finden, wenn man den Ton anschlägt, der in ihrem Gemüth wiederhallen kann. Von der Jugend dictatorisch Annahme zu fordern, ohne Nachweis, nur weil eine Meinung von älteren Leuten ausgesprochen ist, widerspricht dem Bildungsgange der Zeit, der dahin strebt, in allen Ständen das Selbstdenken zu wecken und von willkürlichem Zwang zu befreien. Nun giebt es allerdings Wahrheiten, die man an sich erfahren haben muß, um sie vollkommen zu verstehen; die Jugend wird auch diese annehmen von denen, die ihr Vertrauen gewonnen haben. Es liegt in der Natur der Dinge und jede Gesellschaftsordnung muß verlangen, daß die Jugend dem Alter Vertrauen und Folgsamkeit erweise; will man aber, daß das mit Ueberzeugung geschehe, so muß man durch Herzlichkeit das Herz der Jugend gewinnen. Nichts erhält das Alter so frisch und lebendig, als der Umgang mit der Jugend; wenn man sie verschmäht, sich von ihr absondert, so verschließt man sich der Zeitentwickelung. Der ältere Mann muß aber von jungen Leuten nicht verlangen, daß sie *seine* Jugend copiren, muß sie ihnen nicht als Musterbild vorhalten, nicht immer im Buche des Lebens zurückschlagen, sondern es mit der Jugend fortsetzen. Thut er das, so wird man, wenn die Gelegenheit sich darbietet, ihn um Belehrung über die Vergangenheit ersuchen, und ist er klug und wohlwollend genug, um sie kurz, bündig und in lebendiger Schilderung zu ertheilen, so wird die Jugend ihm Liebe, Ergebenheit und Ehrfurcht erweisen. Daß das geschehen soll mit der Würde, ohne welche das Alter nicht Achtung einflößen kann, versteht sich von selbst. Der

ältere Mann soll die Vermessenheit des jugendlichen Uebermuths, wenn das Bewußtseyn einer unbändigen Kraft sie rücksichtlos in tollen Sätzen übersprudeln läßt, nicht gleichgültig hingehen lassen, sondern in die gebührenden Schranken zurückweisen; aber man erkläre nicht jeden Widerspruch, auch nicht die jugendlich-warme Vertheidigung einer Lieblingsmeinung für vermessen, behandle nicht den vielleicht wild auflodernden, aber in seinem Grunde edlen Enthusiasmus der Jugend als Ungebühr, man bedenke, wie hart es ist, enttäuscht zu werden und wie man selbst nur allmälig daran gewöhnt worden ist, auf Ansichten und Pläne Verzicht leisten zu müssen, die nicht nur im Kopfe, sondern auch im Herzen wurzelten. Es ist die unvermeidliche Aufgabe des Alters, das Feuer der Jugend zu mäßigen, es auf einen Temperaturgrad zu bringen, auf dem es belebt, aber nicht verzehrend tobt; man thue das aber um Gottes willen nicht so, daß der Funke erlöscht, der Eifer erlahmt, man entmuthige die Jugend nicht durch das bleischwere Gewicht der bitteren Erfahrungen, die jeder ältere Mann mehr oder weniger gemacht haben muß. Die Jugend ist sorglos und vertrauensvoll, ersehnt ein Verhältniß, dem sie sich mit voller Seele anschließen kann; man bereite ihr ein solches, und sie wird es ergreifen. Wenn ich dem Alter Nachsicht mit der Jugend und Eingehen in ihre Vorstellungsweise anrathe, so meine ich keinesweges damit eine weiche Verzärtelung: man zeige der Jugend Entschiedenheit und Ernst, wo es nothwendig ist, aber nicht kalte und verdrießliche Abfertigung, denn diese weckt Unmuth und reizt zur Unbotmäßigkeit bei Jungen und bei Alten. Wenn man die Jugend kräftig erhält, ihr ehrenwerthe und tüchtige Gesinnungen einprägt, ihr stets mit einem guten Beispiel vorangeht, so wird sie auch die Achtung nicht verletzen, welche dem Alter an und für sich ohne Rücksicht auf ihre Verdienstlichkeit gebührt, wie gut geartete Männer sie immer dem weiblichen Geschlechte

erweist. Jungen Leuten muß man rathen zu innerer Demuth, denn das Feld der Erkenntniß ist unermeßlich und der Mensch irrt und täuscht sich bis zum Grabe, wie viel mehr bei den ersten Schritten. Sie mögen bescheiden seyn in der Art und Weise ihrer Behauptungen und wenn sie noch so sehr von ihrer Wahrheit überzeugt sind. Sie gewinnen immer durch bescheidenes Auftreten und verlieren immer durch kecke Anmaßlichkeit, auch dann, wenn sie vollkommen Recht haben. Hochfahrendes Wesen reizt zum Widerspruch und es wird älteren und durch Erfahrung einsichtsvolleren Menschen leicht, junge Leute in Verlegenheit zu bringen und zu beschämen.

In der ersten Reihe unserer Wohlthäter stehen unbedenklich Lehrer und Erzieher, durch deren Fleiß, Hingebung und Beispiel Gemüth und Geist gebildet, Tugend in uns geweckt und entwickelt worden ist. Daß Schüler ihren Lehrern Liebe und Achtung schuldig sind, liegt so natürlich im Gefühl und ist eine so heilige Pflicht, daß man sie nicht mit vielen Worten einzuschärfen braucht. Am besten wird sie eingeschärft durch die Wahl der Lehrer und Erzieher und durch die Stellung, welche man ihnen einräumt. Man ziehe bei der Wahl eines Lehrers sowohl seine Tüchtigkeit im Lehrfache als seine persönliche Würdigkeit in Betracht. Man gebe den Lehrern eine Stellung, die sie vor Dürftigkeit und der Erniedrigung schützt, vor einem hoffärtigen Patron kriechen, durch ungerechte Bevorzugung einzelner Schüler die Gunst der Eltern erbetteln zu müssen, um das Leben zu erhalten. Eltern mögen zu Hofmeistern und Erzieherinnen ihrer Kinder Leute wählen, die ihrem Hause Ehre bringen, denn sie sollen ja eben durch Erziehung und Unterricht den Grund legen zur künftigen Ehre des Hauses; darum aber sollen sie sie auch als Freunde ihres Hauses behandeln und nicht als Diener, welche die Kinder beaufsichtigen, damit sie den Eltern nicht zur Last sind, wie der Kammerdiener die Garderobe des Herrn beaufsichtigt.

Wenn das Alles nicht geschieht, wenn Lehrer und Erzieher von den Eltern nicht beachtet oder mit verletzender Herablassung behandelt werden, wie kann man dann erwarten, daß sie bei den Schülern die volle Achtung finden, die ihnen gebührt? Junge Leute haben ein gutes Auge für das, was um sie herum vorgeht, sind oft scharfe Beobachter Alles dessen, was ihr Interesse berührt, denn der selbstische Instinkt regt sich früh; sie sind auch gute Nachahmer und wählen unwillkürlich oder absichtlich die Tonart, in welcher vor ihnen aufgespielt wird.

Wohlthaten spende man nach Kräften und nicht über Gebühr. Nicht ob man viel oder wenig giebt bestimmt den Werth der Wohlthätigkeit, sondern die Gesinnung, mit der man giebt, und die Art und Weise, wie man es thut und wie man diejenigen behandelt, welche Wohlthaten von uns empfangen. Man rechne nicht auf Dank, aber man freue sich der Dankbarkeit, man entziehe sich ihr nicht, denn es ist ein Bedürfniß für gute Menschen, den Dank für empfangene Wohlthaten zu erkennen zu geben. Man höre diejenigen freundlich an, welche um eine Dienstleistung oder Wohlthat bitten, man halte sie nicht mit Versprechungen hin, sondern entscheide sich gleich für das, was man thun kann und will, und wenn man die Bitte abschlagen muß, so geschehe es schonend, auch sey man in dem einen wie in dem anderen Falle verschwiegen, denn das Vertrauen, welches Nothleidende uns erweisen, muß man ehren. Es ist Pflicht, die Armuth zu unterstützen, aber keine geringere Pflicht, durch gedankenlose Almosenspendung die öffentliche Bettelei nicht zu ermuntern. Wenn man für erwiesene Wohlthaten laute Lobpreisung, erniedrigende Abhängigkeit, schmeichelnde Unterwürfigkeit verlangt, so vernichtet man selbst den innern Werth des Guten, was man gethan, und es bleibt nur noch materiell vorhanden, ja es ist in der That kaum des Dankes werth. Diejenigen,

welche unter so harten Bedingungen Wohlthaten empfangen müssen, sind freilich darum nicht von der Dankbarkeit entbunden, aber sie wird ihnen erschwert und ihr Unglück ihnen um so fühlbarer gemacht, da sie um so schnöden Preis eine Linderung erkaufen müssen. Der Wohlthäter bedenke auch, daß er auf solche Weise das Ehrgefühl des Bedürftigen abstumpft und aus einem verschämten Armen einen frechen Bettler macht. Diejenigen, denen man Gutes gethan hat, sey es durch Unterstützung mit Geld oder auf andere Weise, muß man im Umgange zart und schonend behandeln, sie nicht die Ueberlegenheit fühlen lassen, die man dadurch über sie erlangt, die Freiheit ihrer Gesinnungsäußerung nicht beeinträchtigen, nicht verlangen, daß sie uns ihre Ueberzeugung zum Opfer bringen. Aus diesem ist leicht zu ermitteln, wie man sich gegen Wohlthäter benehmen soll, denn es ist klar, daß man ihnen nicht nur zum stillen Dank verpflichtet bleibt, sondern ihre Wohlthaten erwidern muß, wenn man kann, und ihnen Alles leisten soll, was sie mit Recht erwarten und ansprechen können.

Wenn Gläubiger uns Geld geliehen haben ohne Zins, also ohne eigenen Vortheil, vielleicht mit eigener Aufopferung, so sind sie als Wohlthäter zu betrachten, und die richtige Rückzahlung des Geliehenen hebt die Pflicht der Dankbarkeit nicht auf; es ist das Geringste, was sie von uns erwarten können. Wer sich in gleicher Weise für uns verbürgt, hat denselben Anspruch an uns. Beide zeigen uns ein edles Vertrauen und wenn wir es täuschen, so sind wir nicht nur undankbar gewesen, sondern wir erschüttern ihren Glauben an Rechtlichkeit überhaupt und schaden denen, welchen sie ohne solch bittere Erfahrung sich gefällig erwiesen hätten. Leute, die gegen Zins Geld ausleihen, stehen in einem Geschäftsverhältniß mit ihren Schuldnern, das sie an und für sich zu diesen in keine andere Stellung bringt, als der Verkehr herüber und hinüber im Geschäftsleben es überhaupt mit sich führt. Erst im Nicht-

zahlungsfalle ändert sich das. Geldstolz ist gehässig, und nicht weniger ist es der Mißbrauch, den ein Gläubiger treiben kann mit der Ueberlegenheit, welche Geld ihm über seinen Schuldner giebt. Wenn der Gläubiger sich zu sichern sucht, für verzögerte Zahlung billige Entschädigung fordert, so darf man das nicht Mißbrauch nennen; dieser findet nur statt, wenn er die Verlegenheit des Schuldners benutzt, um ihm Ungebührliches zuzumuthen, das ihn moralisch erniedrigt, oder um ihm übermäßige und wucherische Vortheile abzunöthigen. Jeder vermeide doch so viel als möglich Schulden zu machen, denn sie veranlassen nicht nur materielle Verlegenheiten, sondern stören auch gar leicht das geistige Gleichgewicht und machen den freien Mann zum Sklaven der niedrigsten Verhältnisse und der erbärmlichsten Menschen.

Eine vollkommene Gleichheit aller Menschen im materiellen und geistigen Genuß des Lebens ist zuverlässig ein Ideal, das auf Erden nicht verwirklicht werden kann; weder nach dem bestehenden noch nach irgend einem denkbaren und Dauer versprechenden Zustande staatlicher und gesellschaftlicher Lebensordnung. Die Natur selbst schafft die Ungleichheit, sie bringt die Menschen hervor mit so verschiedenartigen geistigen und körperlichen Eigenschaften und Fähigkeiten, daß kein durch Menschen angeordneter Zwang, keine Macht eines gesellschaftlichen oder staatlichen Systems jemals im Stande seyn wird, diese naturwüchsige Ungleichheit aufzuheben und ihre Thätigkeit zu hemmen. Das will aber der Communismus und einige ihm verwandte Systeme, die, wenn sie auch nicht gleich so weit gehen wie er, doch mit ihm endigen müssen. Der Communismus ist nichts anderes als Besitzlosigkeit Aller, er hat nur den Zweck des materiellen Genusses, kann nur durch rohe Gewalt und Zerstörung nicht nur der jetztbestehenden, sondern jeder anderen organischen Ordnung sich verwirklichen — denn eine bloße Verneinung des Besitzes kann nie

Organisation werden, — und er kann sich nur durch eine Schreckensherrschaft der Menge erhalten. Da aber der Communismus die Erzeugung der individuellen Begabung nicht verhindern kann, so wird er selbst durch jene Zwangsmittel nur so lange sich erhalten können, als er die begabten Individuen aus einander und nur seiner Idee dienstbar zu halten vermag. Der Communismus will durch Production einen Communalreichthum schaffen, diese Production nach dem Bedürfniß bemessen und jede überbietende Mitbewerbung niederhalten. Das wird er aber höchstens in seinem Nationalbereich ausführen, die Mitbewerbung eines anderen Nationalbereichs am dritten Absatzorte aber nicht verhindern können, und daher wird er durch Hebung der Production dagegen aufzukommen suchen müssen. Wiewohl nun dem Communismus die Aristokratie des Geistes wo möglich noch verhaßter ist, als die der Geburt und des Reichthums, so kann er demnach doch das Talent nicht entbehren, er muß seine Entwickelung zulassen und sogar fördern. Die begabteren Individuen aber werden sich finden, Alles annähernd Gleichartige an sich ziehen und das Joch des Communismus brechen, mit welch blutigen Gesetzen er sich immer schützen mag. Das ist der unfehlbare geschichtliche Rundgang, wenn jemals der Communismus die Macht bekommen sollte, einen Versuch machen zu können, der nur Zerstörung, aber nie Heil bringen könnte. Den Communismus oder solche socialistische Träume predigen, welche durch Auflockerung des staatlichen Zusammenhangs dahin führen müssen, ist daher ein entsetzlicher Irrthum, und Theilnahme an dem Bestreben, ihn ins Leben führen zu wollen, ist ein Verbrechen, nicht nur an der bestehenden Gesellschaftsordnung, sondern an der Menschheit, deren Wohlfahrt man mißbrauchen will zu einer Verwirklichung blöder Theorien, deren Unhaltbarkeit man ohne diese einsehen kann, wenn man die Augen öffnen will. Es wird

also voraussichtlich immer ein Unterschied bestehen in der menschlichen Gesellschaft. Welche Aenderung die Gesellschaftsordnung auch im Laufe der Jahrhunderte erfahren mag, stets wird sie Höhere und Geringere anerkennen müssen. Das Recht des Eigenthums und der Familie wird in Ehren bleiben, und wenn es auch in einem historischen Zwischenspiel mißkannt werden sollte. Man wird eine gewisse Bevorzugung der Geburt nie tilgen können, so wenig man die farbigen Menschenracen ausrotten kann. Kann man einen adeligen Titel nicht erben, so wird man immer Vermögen erben können, und selbst, wenn man sich eine Modifikation des Erbrechtes möglich denkt, so wird man einen Theil erben können und Schenkungen unter Lebenden werden bestehen. Die Kinder von vermöglichen oder hochgebildeten und dadurch einflußreichen Eltern werden immer eine sorgsamere Erziehung, einen vollständigeren Unterricht, eine schnellere und weiter greifende Entwickelung bekommen, schon dadurch, daß sie von Menschen von höherer Bildung umgeben sind, und demzufolge werden sie einen günstigeren Ausgangspunkt für ihre Thätigkeit haben; das wird eine nationale Zwangserziehung nicht verhindern können, selbst wenn sie, wie der Communismus es will, Niemanden einen höheren Unterricht ertheilen will, als der Letzte im Volke ihn auch erhalten kann. Es giebt also Höhere und Niedere in der menschlichen Gesellschaft und dieser Unterschied wird nie aufhören. Das Alles ist sonnenklar und man sollte es für überflüssig halten, darüber einen Beweis führen zu müssen. Da man aber jetzt so vielfach sich bemüht, die Gemüther zu verwirren und das Verständniß zu trüben, so darf man wohl jede Gelegenheit benützen, um daran zu erinnern, daß man durch falsche Lehre wohl die Menschen ins Verderben stürzen, aber nicht die Natur ändern kann.

Mit Geringeren an Stand und Bildung soll man sich

immer wohlwollend freundlich benehmen. Wie schon früher bemerkt wurde, haben unsere Institutionen die naturwidrige Richtung genommen, daß, mit geringen Ausnahmen, die an Stand und Bildung höher Stehenden dem Volksleben entfremdet worden sind. Man muß es aber kennen, um mit dem Volke richtig umgehen zu können, um es zu verstehen und von ihm verstanden zu werden. Man lernt fremde und sogar todte Sprachen und Literaturen kennen, man sucht mit unendlicher Mühe sich das Leben, die Sprache, Eigenthümlichkeit, Häuslichkeit längst vergangener Völker zu vergegenwärtigen, und wie sehr vernachläßigt man die Kenntniß des eigenen Volks! Die Meisten der Gebildeten kennen nicht die Volkssprache, oder doch nicht hinlänglich, um sie so zu sprechen, daß sie in dieser Beziehung auf gleichem Fuße mit dem Volke verkehren können. Man hält Gouvernanten und Bonnes, damit die deutschen Kinder eine gute französische Aussprache bekommen; in den gelehrten Schulen studirt man sorgfältig den Jonischen und Dorischen Dialekt der griechischen Sprache. Wie Viele aber von denen, die das Alles wissen, kennen die Mundarten der eigenen Muttersprache? Das sey nicht nöthig — ist mir oft geantwortet worden — man habe mit den gemeinen Leuten nichts zu thun und vorkommenden Falls bediene man sich solcher Mittelmänner, welche den Jargon und die Eigenheiten des Volks ganz kennen. Dollmetscher um mit dem eigenen Volke zu verkehren! Wie kann man sich denn wundern, wenn das Volk den Gebildeten nicht recht traut, die es nicht der Mühe werth halten, sich mit seiner Ausdrucksweise vertraut zu machen? Deutschland hat ein erhabenes Beispiel von der rechten Art und Weise mit dem Volke umzugehen, an dem allverehrten Erzherzog Johann von Oestreich. Nachdem dieser wahrhaft erlauchte und erleuchtete Herr an der Spitze seines Volkes in blutigen Schlachten gekämpft, hat er es nicht verschmäht, mit ihm zu

leben, sich ganz in seine Gefühlweise hineinzuversetzen, und findet den schönsten Lohn dafür in der unbegrenzten Liebe, die ihm überall entgegenkommt, und in dem Bewußtseyn des Guten, das er stiftet, und das er hauptsächlich nur darum so dem Volke erweisen kann, weil er es vollkommen kennt und durch wahre Leutseligkeit sein unbegrenztes Vertrauen erworben hat. In der That, es ist ein unabweisliches Bedürfniß unserer Zeit, daß die Gebildeten aus ihrer Abgeschiedenheit heraustreten, sich aller Bedenklichkeiten entschlagen und sich dem Volke zuwenden, damit es sie als seine Freunde kennen lerne.

Im Umgange mit Geringeren im Allgemeinen soll man einfach und sicher sich benehmen, nicht mit formeller Höflichkeit, noch spröder Herablassung, sondern zutraulich, offen und bestimmt. Man hüte sich vor der freundlichen Zudringlichkeit, welche die Leute überhäuft mit Fragen nach ihrem Befinden und dem Wohlergehen der Ihrigen, ohne sich um die Antwort zu bekümmern oder der Erkundigung Folge geben zu wollen. Wenn man Hülfe spendet, Geringeren mit Rath und That beisteht, so lege man ihnen nicht unnöthige Vormundschaft auf, betrachte sie nicht als Hörige, weil sie Wohlthaten empfangen, sondern ehre ihre Selbstständigkeit. Man schlage rund ab was nicht seyn kann, man verspreche nur was man zuverlässig halten kann. Von Untergebenen kann man strenge Vollziehung ihrer Obliegenheiten verlangen, wenn man dieser kein Hinderniß in den Weg stellt durch Vernachlässigung oder Aufschub einer Arbeit, von welcher ihre Thätigkeit abhängt. Man ehre die Lebensordnung der Untergebenen, störe sie nicht aus Laune, sondern nur dann, wenn der gemeinsame Dienst es unumgänglich macht; ohne Erfüllung dieser Bedingungen ist die Strenge eines Vorgesetzten mehr oder weniger ungerecht, der Gehorsam erzwungen und nicht aus Ueberzeugung dargebracht. Eine Rüge ertheile man

nur, wenn nach genauer Untersuchung der Grad der Verschuldung ermittelt und der Fehlende mit seinen Einreden gehört ist; eine auf solche Art ertheilte Rüge macht einen viel größeren Eindruck als hastige und zornige Vorwürfe, die, wenn unbegründet, den Vorgesetzten bloßstellen, und im Falle der Verschuldung die Strafe vermehren. Ein Vorgesetzter soll um so mehr sich eines solchen Benehmens befleißigen, weil er bedenken muß, daß er eben auch nur ein Mensch ist, von Leidenschaften beschlichen werden kann und dann um so eher Nachsicht und Verzeihung findet. Charakterlose Nachsichtigkeit, schlaffe Milde eines Vorgesetzten, der seinen Untergebenen Alles hingehen läßt, sich mit jeder Ausrede begnügt, wird nicht als Güte betrachtet, sondern als Schwäche, was sie auch wirklich ist; auf solche Weise wird man von den Untergebenen mit Recht mißachtet und verantwortlich für die Folgen der schlechten Gewohnheit, zu der man sie verleitet hat. Die Vertraulichkeit mit Untergebenen, die uns an Bildung gleich stehen, darf nie in das Dienstverhältniß übertragen werden. Wenn Vertraulichkeit mit Geringeren an Stand und Bildung besteht, so fallen alle mißliche Folgen, die daraus entstehen können, dem in beiden Beziehungen höher Stehenden zur Last, denn er allein kann beurtheilen, in wiefern ein solches Verhältniß zu bestehen vermag, er allein ist im Stande die Ungleichheit aufzuheben, er muß wissen, wie viel er geben und wie viel er ertragen will. Es versteht sich von selbst, daß hier nur die wahre, innere Bildung gemeint ist; Kenntniß als bloßer Gedächtnißstoff, Schliff in den äußeren Lebensformen ist noch nicht Bildung, die gar wohl ohne sie bestehen kann. Dies Alles paßt größtentheils, wenn auch mit einigen Abänderungen, auf das Benehmen gegen Dienstboten. Der patriarchalische Haushalt, der auch dem Gesinde eine Stellung zur Familie gab, ist aus unseren Sitten verschwunden. Mit sehr seltenen Ausnahmen, in den Städten

zumal, ist das Gesinde der Familie vollkommen fremd und sein Dienst wird nur mit Geld abgefunden. Die Dienstboten sind fast durchgehends nur Miethlinge und dieses Verhältniß erzeugt wohl größtentheils die Klagen, welche Herrschaft und Gesinde unaufhörlich gegen einander erheben. Das Hausgesinde muß, um seinen Dienst vollständig verrichten zu können, die ganze Person einsetzen, soll nicht blos zu gewissen Stunden und für besondere Verrichtungen, sondern meist jederzeit für Alles zur Verfügung seyn. Die Herrschaft muß das fordern, allerdings, aber der Einsatz ist sehr groß, wenn nur dafür Geld und Ernährung so lange gegeben wird, als die Kräfte ausreichen um sein ganzes Daseyn Anderen zur Verfügung zu stellen, wenn dafür nicht auch Liebe, Eingliederung in die Hausgenossenschaft mit Aussicht auf Verpflegung im Alter gewährt wird. Ich weiß wohl, daß Letzteres sehr schwer ist in unseren Zeiten, wo der Familienbestand selbst so wenig gesichert ist, es kann auch nicht hieher gehören, zu untersuchen, was auch noch unter den jetzigen Verhältnissen durch Fürsorge geschehen könnte; es ist um so schwieriger, weil die Erziehung der Dienstboten und der Geist des Familienwesens zusammenwirken müssen, um ein ersprießliches Ergebniß hervorzubringen. So wie es nun ist, können freilich die Meisten es mit dem besten Willen nicht ändern. Man bedenke aber, daß die meisten Dienstboten sich in einer harten und höchst mißlichen Lage befinden, man nehme es mit den Pflichten gegen sie nicht leicht, man ermüde nicht, selbst wenn man mit Undank belohnt wird und für die Fehler Anderer büßen muß, denn es ist eine Gewissenssache. Um gut bedient werden zu können, muß man vor Allem dem Dienste des Hauses eine feste Einrichtung geben; das kann man in jedem Haushalte, wenn man es richtig überlegt, und je weniger man in den Tag hineinlebt, je mehr gewinnt man dem Tage ab. An dieser Ordnung halte man fest und

störe sie um so weniger absichtlich, als es nicht fehlen kann, daß unvorherzusehende Ereignisse sich von selbst einstellen werden. Man ertheile Befehle ruhig und deutlich und überzeuge sich durch Fragen, ob man recht verstanden worden ist; das nimmt nicht so viel Zeit weg, als wenn das irrig besorgte auf's Neue besorgt werden muß. Tägliche, pünktliche Abrechnung ist das beste Mittel, um Veruntreuungen vorzubeugen und den Dienstboten kein verletzendes Mißtrauen zu zeigen. Beständiges Murren und Zanken nimmt dem gegründeten Vorwurf die Bedeutung. Man lasse nie Geld liegen und versuche sonst auch nicht die Treue der Dienstboten. Man sey nicht geschwätzig mit den Dienstboten, frage sie nie aus über die Familien, in welchen sie gedient haben, und gestatte ihnen nie unaufgefordert solche Mittheilungen zu machen; man lasse sich lieber von ihnen unter der Hand unzugänglich und hochmüthig nennen, denn Neugierde ist die schlechteste Gattung von Leutseligkeit und wiewohl sie in der Regel den Dienstboten sehr willkommen ist, so verliert man doch dabei in ihrer Achtung. Man behandle würdige Dienstboten zutraulich, dadurch fühlen sie sich geehrt, aber durch Vertraulichkeit hebt man sie aus ihrer Stellung und wird genöthigt, ihnen den Abstand zwischen Herren und Dienern nachher doppelt fühlbar zu machen. Man sehe darauf, daß die Dienstboten ihre religiöse Pflichten erfüllen, denn sie brauchen den Trost der Religion, um sich den Lebensmuth zu erhalten. Man mische sich nicht unberufen in ihre Angelegenheiten, aber versage ihnen auch nicht guten Rath, wenn sie darum ersuchen. Dienstboten sollen nicht nur die Pflichten erfüllen, welche ihr besonderer Dienstvertrag ihnen auferlegt, sondern im Allgemeinen den Vortheil und die Wohlfahrt ihrer Herrschaft im Auge haben, der sie auch Achtung und Gehorsam schuldig sind. Wenn die Herrschaft sie liebreich behandelt, sollen sie das durch Liebe und Anhänglichkeit

erwiedern. Treue und Redlichkeit, Wahrheit in allen Dingen sind sie jeder Herrschaft schuldig, auch derjenigen, von welcher sie nicht liebreich behandelt werden. Dienstboten haben viel Gelegenheit, sich in Geduld zu üben, die eine Cardinaltugend ihres Standes ist und ihnen auch auferlegt, ihre Verrichtungen in der Weise vorzunehmen, welche die Herrschaft vorschreibt und nicht nach ihrem eigenen Kopfe. Wenn Dienstboten einen einigermaßen guten Dienst haben, so muß man ihnen sehr rathen, darin auszuharren, denn in jedem Dienstverhältnisse werden sie sich nach dem Willen Anderer richten müssen und eine Lehrzeit bestehen, bis sie die Besonderheiten des Hauses kennen gelernt haben.

Seinen Mitbürgern soll man sich nicht entziehen im Zusammenwirken zum öffentlichen Wohl. Niemand steht so hoch, daß er sich dieser Pflicht entziehen darf, ohne ein Unrecht zu begehen, wenn er nicht etwa auf eine andere und nützlichere Weise dem Staate dient. In Angelegenheiten der Gemeinde und des öffentlichen Wohls überhaupt ist jede Theilnahme ehrenvoll, Lauheit und vornehmes Sichfernhalten verdienen immer Tadel. Wie groß der Abstand nach Stand und Rang auch sonst seyn mag, in dem vereinten Wirken für das allgemeine Wohl sollen alle Bürger sich als Gleiche betrachten. Wenn es nicht gelingt, in diesem Sinne einen Gemeingeist zu wecken und rege zu halten, so sind wir schlecht gerüstet für die Wechselfälle, welche die Entwickelung der Zeit früher oder später noch herbeiführen kann; wir sind sogar nicht gerüstet für die, welche bereits vorhanden sind. So soll man auch das Verhältniß mit den Nachbarn nicht übersehen noch vernachlässigen. In großen Städten bleibt man den Nachbarn, sogar den eigenen Hausgenossen fern und oft Jahre lang unbekannt. Daß Nachbarn an und für sich berufen sind, sich vorkommenden Falles gegenseitig Beistand und Hülfe zu leisten, liegt in der Natur der Sache, und irgend eine allgemeine

Noth bringt dieses Bedürfniß schnell an den Tag. In großen Städten erscheint es nach der jetzt bestehenden, sich absondernden, und nur auf besondere Veranlassung sich annähernden Sitte, lächerlich, sogar zudringlich, wenn man die Nachbarschaft als Veranlassung nimmt, um sich wenigstens im Allgemeinen kennen zu lernen. In kleinen Städten und auf dem Lande findet man es weniger auffallend. Man sollte immer die Nachbarschaft berücksichtigen. Man mache so weit mit den Nachbarn Bekanntschaft, daß sie erfahren, daß man bereit ist, ihnen, wenn sie es wünschen und es nöthig haben, dienstfertig zu seyn. Weiter gehe die Anknüpfung ohne besondere Veranlassung nicht. Man dringe den Nachbarn weder Rath noch That auf, man mische sich nicht in ihre Angelegenheiten, man störe sie nicht und weise Alles Aehnliche von ihrer Seite ab.

Die Gastfreundschaft ist in den von Reisenden vielfach durchkreuzten Ländern größtentheils von den Gasthäusern ersetzt worden, in denen man für Geld haben kann, was außerdem das Haus dem Freunde oder dem ihm von Freunden zugewiesenen Gaste als Ehrensache erweist. Die Gastfreundschaft ist eine alte und ehrwürdige Sitte, die man da, wo sie besteht, in Ehren halten soll, dadurch, daß man sich nach der Sitte des Hauses richtet, in welches man aufgenommen ist, auf keine Weise lästig wird, nicht über Gebühr verweilt und vorkommenden Falles dem Gastfreunde Gleiches mit Gleichem entgilt. Empfehlungsschreiben ersetzen auch die Gastfreundschaft und oft auf eine viel bessere Weise, als wenn man bei einem Gastfreunde wohnt, was in großen Städten meist beiden Theilen lästig ist. Leute, die nicht auf Reisen Erfahrungen gesammelt haben, täuschen sich meist sehr über die Wirkungen, die sie von Empfehlungsschreiben erwarten. Vor Allem muß man bedenken, daß diese vorzugsweise von dem Empfohlenen selbst abhängen, daß sie nothwendigerweise größ-

tentheils bestimmt werden müssen durch seine Persönlichkeit, Stellung, Stand, durch den Zweck, den er an einem fremden Orte erstrebt, so wie durch die Verhältnisse dessen, an den er empfohlen ist. Der Empfehlungsbrief gewährt ihm eine persönliche Bekanntschaft, deren Werth und Bedeutung von den angeführten Bedingungen abhängig werden muß. Die großen Bankhäuser in den großen Städten können Allen, die an sie empfohlen werden, unmöglich Zutritt in ihren Familienkreis geben, nur einer Auswahl davon ihre wöchentlichen Salons öffnen und nur ausnahmsweise für ihre Geschäfte und Angelegenheiten Sorge tragen. Wenn man nur ein gewöhnliches Empfehlungsschreiben an ein Bankhaus hat, für keine bedeutende Summe beglaubigt ist, kein Geschäft dem Hause anzubieten hat, so kann derjenige, der nicht durch Rang, Talente, Berühmtheit in irgend einer Art ausgezeichnet ist, vernünftigerweise nicht viel mehr erwarten, als vorkommenden Falles einen guten Rath, vielleicht eine Einladung, und es muß dann darauf ankommen, was er durch seine Persönlichkeit bewirken kann. In kleineren Städten, in Ländern, die nicht von zu vielen Reisenden heimgesucht werden, stellt sich natürlich die Wahrscheinlichkeit für den Empfohlenen günstiger. Neulinge auf Reisen erwarten auch in der Regel viel mehr von den Gesandtschaften ihrer Nation in fremden Ländern, als diese ihnen gewähren können oder wollen. Schutz und Beistand können Staatsangehörige von dem Gesandten ihrer Regierung in einem fremden Lande ansprechen, wie von einer vaterländischen Behörde, mit dem Zusatze, daß die Gesandtschaft verpflichtet ist, ihnen in ihren besonderen Geschäften mit Rath und That beizustehen, in so weit diese vermittelt oder begünstigt werden können durch die Behörden der fremden Regierung, bei welcher die Gesandtschaft beglaubigt ist. In anderer Weise ist kein Gesandter verpflichtet zur Besorgung der Geschäfte oder Angelegenheiten seiner Landsleute in der

Fremde. In geselliger Beziehung hat der Gesandte keine andere Verpflichtung als die der gesellschaftlichen Convenienz im Allgemeinen, und wenn man nicht ganz besonders persönlich an den Gesandten empfohlen ist, so kann man in der Regel nur auf die gesellige Berücksichtigung rechnen, die man im Vaterlande zu erwarten hat von Personen, die in Rang und Stellung einem Gesandten gleichstehen. Leute von besonderem Verdienst und von Auszeichnung in irgend einem Fache sind Ausnahmen und können in diesem Falle, wie überhaupt, erwarten, als solche behandelt zu werden. Ich habe diese Bemerkungen nicht für überflüssig gehalten, da über die angeführten Punkte von vielen Menschen irrige Ansichten gehegt werden. Ich füge noch hinzu, daß man mit Empfehlungsschreiben nicht leichtsinnig verfahren, sondern nur solche ertheilen sollte, die dem Empfohlenen wirklich von Nutzen seyn können, denn Zeitverlust und Täuschung in der Fremde sind unangenehmer als die Verweigerung einer erbetenen Empfehlung.

Zweite Abtheilung.

Umgang mit Fürsten, großen Herren und an Höfen.

Fürsten stehen auf gefährlichen Höhen, auf denen es schwierig ist, den gerechten Forderungen, und fast unmöglich, den gehegten Erwartungen zu entsprechen. Ihre Stellung macht es ihnen schwer, die Menschen richtig kennen zu lernen, und von den Menschen richtig erkannt zu werden, und darum ist die gegenseitige Beurtheilung so oft ungerecht. Es ist überhaupt das Loos öffentlicher Charaktere, daß sie nicht sowohl nach ihren Handlungen als nach Voraussetzungen beurtheilt werden; die Öffentlichkeit schließt nicht ab mit dem was zu Tage liegt, sondern behält sich das Protokoll offen, das mittlerweile Jedermann nach Belieben ausfüllen kann, bis die Geschichte einen Beschluß faßt. Die Menschen bemühen sich auf jede Weise die Fürsten zu verderben, und nehmen gerne an, daß ihnen das gelungen sey; sie gleichen die Uebertreibung des lauten Lobes aus mit der des stillen Tadels, und verlangen von Fürsten und Regierungen zu gleicher Zeit Regen und Sonnenschein. Wenn alle diese Umstände, in der Vergangenheit besonders, und hie und da auch in der Gegenwart, Einfluß geübt haben auf die Persönlichkeit mancher Fürsten, so ist das eine ganz erklärliche Erscheinung, die gar

nicht anders kommen konnte; sie sollten allein in sich die Kraft finden, um einem Heer von Versuchungen zu widerstehen, deren ein heiliger Antonius sich hätte rühmen können; man wetteiferte um die Ehre ihnen zu helfen in bösen Anschlägen und kämpfte mit vereinten Kräften gegen Alle, die ihnen im Guten beistehen wollten; man umstellte sie mit Verräthern, die über Verrath schrieen wenn guter Rath sich Gehör verschaffte, und dann ließ man sie verantwortlich seyn für das was in ihrem Namen geschehen war; so wurden sie bisweilen wirklich schlecht und galten oft mehr dafür als sie es waren. Von diesem Allem ist Gottlob jetzt kaum in Deutschland eine Spur mehr vorhanden; Knigge's Schilderung des Fürstenlebens im vorigen Jahrhundert, die von der Mehrzahl seiner Zeitgenossen nicht als übertrieben betrachtet wurde, ist eine grelle Caricatur in der Gegenwart, und kaum einzelne Züge darin wiederzufinden. Es giebt in Deutschland weder große noch kleine Tyrannen; die Fürsten können begünstigen, aber nicht mehr durch Günstlingschaften regieren lassen; die wahre Sachlage kann ihnen nicht mehr vorenthalten werden, und es besteht keine Scheidewand zwischen ihnen und dem Volke. Die Vermittelung zwischen beiden liegt in der Staatsverwaltung, welche je nach der Verfassung der Staaten weitere oder engere Befugnisse hat. Auch in den nicht constitutionellen Ländern ist diese Verwaltung nach Grundsätzen organisirt, und es kommt nicht oft oder doch nur ausnahmsweise vor, daß regierende Fürsten persönlich und willkürlich in die getroffene Ordnung eingreifen; wo also die monarchische Gewalt nicht durch Repräsentativ-Verfassungen gebunden ist, besteht eine Selbstbeschränkung in der Organisation der Staatsverwaltung und diese wird durch den Gang der Ereignisse überall daran gemahnt, daß in unseren Zeiten die wahre Sachlage nicht wohl verhehlt werden kann. Eine öffentliche Meinung hat sich so weit gebildet, daß man sie bis zu einem gewissen Grade berücksichtigen muß, ihr da,

wo sie im Recht ist, nicht auf eine auffallende Weise, oder doch nur als seltene Ausnahme, Trotz bieten kann. Persönliche Gunst kann nicht wohl ganz Unwürdige und Unfähige zu einigermaßen wichtigen Staatsämtern verwenden; unter den Staatsbeamten fast aller deutschen Staaten herrscht im Ganzen genommen zu viel Einsicht und Tüchtigkeit, als daß skandalöse Bevorzugungen in größerer Zahl durchgeführt werden könnten, und das persönliche Interesse der Fürsten ist in unsern Zeiten zu sehr dabei gefährdet. Man wird jetzt kaum regierende Fürsten finden, die sich ernsten Geschäften entziehen, selten Prinzen, die im eitlen Müßiggange nur dem Vergnügen leben. Allerdings kann Gunst und persönliche Vorliebe noch Viel bestimmen, Ränkespiel noch manchen Anschlag ausführen; aber der Raum, in dem durch solche Mittel etwas erreicht werden kann, ist viel kleiner, und die Tragweite solcher Erfolge viel geringer geworden. Demzufolge übt die persönliche Umgebung der Fürsten und das eigentliche Hofverhältniß nicht mehr einen solchen Einfluß wie es früher der Fall war, und es liegt im wohlverstandenen Interesse der Fürsten selbst, die Staatsregierung davon unabhängig zu erhalten. Die Persönlichkeit der Fürsten ist bei alle dem noch immer von großer Bedeutung selbst in den constitutionellen Staaten, wie wir ein schlagendes Beispiel davon in Frankreich sehen; wo diese aber selbstbestimmend hervortritt, wird sie um so entschiedener das Hofverhältniß beherrschen und ihm die Richtung geben, keine von ihm annehmen. Die Fürsten sind zugänglicher geworden; fast in keinem deutschen Staate wird den Unterthanen, wenn sie ein persönliches Anliegen haben, der Zutritt zum Fürsten versagt, und sie können sich fast immer auf irgend eine Weise Gehör verschaffen. In früheren Zeiten bildete der Hof eine Welt für sich mit einer selbstgeschaffenen Atmosphäre, mit eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen, mit einer eigenen Sprache; er betrachtete Alles

Uebrige im Staate als das Fußgestell, auf dem er ruhte, um den Fürsten, wie einen Erdengott, mit Glanz und Herrlichkeit zu umgeben, und, was das Wichtigste war, um von seinem Standpunkte aus, und vorwiegend in seinem Interesse, den Staat und, so oft es anging, auch den Fürsten zu regieren. Solche Höfe giebt es nicht mehr in Deutschland; Fürsten, Höfe und Völker sind eines Anderen belehrt worden. In einem Staate in Deutschland, in welchem die Centralorgane der Regierung die Benennung von Hof- und Staatsämtern führen und sich allerdings um den Hof gruppiren, herrscht dennoch ein launenhafter und ungeregelter Einfluß auf die Verwaltung nicht im Uebermaaß vor, sondern muß im Ganzen genommen sich dem folgerechten und das Gemeinwohl in ernste Ueberlegung ziehenden System einer aristokratischen Organisation fügen. Jetzt ist fast überall der Hof nur der Hausstand des Fürsten und von der Staatsverwaltung getrennt, auf welche er nur gelegentlich und nur gleichsam verstohlenerweise einen Einfluß üben kann, der nur vorübergehend und selten nachhaltig wirkt. Der Hof im weiteren Sinne ist der Gesellschaftskreis des Fürsten und seiner Umgebung. Er zieht allerdings eine Grenze um sich, die nur unter gewissen Bedingungen überschritten werden kann; er sondert sich ab in geselliger Beziehung, aber er kann den Fürsten nicht absondern vom Staate. Die Hofwürdenträger sind als solche Hausbeamte des Fürsten und haben außerhalb des Hofes selten, fast nie, eine andere Bedeutung als die äußere des Rangs; wenn sie es haben, so ist es fast immer durch eine andere Stellung als die am Hofe, durch ein Staatsamt, oder als Mitglieder einer ständischen Körperschaft. Da es in der Natur begründet ist, daß jeder Mensch von seiner nächsten Umgebung unwillkürlich in manchen Beziehungen bestimmt wird, da selten Jemand sich so eigenthümlich entwickelt, daß nicht Stimmung, Richtung und Gewohnheiten der Menschen, in

deren Kreise er sich fast ausschließlich bewegt, bei ihm Eingang finden sollten, so wird der Hof immerhin einen solchen Einfluß haben auf einen Fürsten, selbst dann, wenn dieser den Hof entschieden beherrscht und ihm den Geist einflößt, in dem er sich zeigen muß. Es ist ebenso natürlich, daß der Hof Alles aufbieten wird, um Einfluß auf den Fürsten zu bekommen, und jener hat mehr Mittel, ihn zu erreichen, als dieser hat, ihn von sich abzuhalten. Der Fürst ist das Studium der Höflinge; für ihn sind sie da, durch ihn allein besteht ihr Hofdaseyn, auf ihn sind sie angewiesen in allen Dingen. Die Persönlichkeit des Fürsten ist der Compaß der Höflinge, durch den allein sie den rechten Weg finden können zum goldenen Vließ des Glücks, in so fern es nun durch Gunst und Gnade oder Gelegenheit, sich Verdienste zu erwerben, erreicht werden kann. Wiewohl die Einzelherrschaft der meisten Fürsten entweder vertragmäßig oder aus kluger Verzichtleistung beschränkt worden ist, so gebieten sie immer noch über ein lockendes Füllhorn von Ehren- und Gnadenbezeugungen, können Sinecuren schaffen, und selbst wo im öffentlichen Staatsdienste die strengsten Grundsätze befolgt werden, ist die persönliche Begünstigung des Fürsten ein hinreichender Wink, der oft genügt, damit die Minister ein Talent entdecken, wo sie es sonst nicht gefunden hätten, und dem Fürsten die Mühe ersparen, sie darauf aufmerksam zu machen. Um an solchen Spenden einen Antheil zu bekommen wird die Persönlichkeit des Fürsten ausgebeutet, seine Eigenschaften, Vorzüge und Fehler, Schwächen und Neigungen, sein Geschmack in großen und kleinen Dingen; Alles, was von ihm ausgeht und ihn betrifft, kann dazu dienen etwas zu erreichen, und wäre es nur das persönliche Wohlwollen, nur die Ehre, bemerkt, gesehen, oder gar angeredet worden zu seyn, lauter an sich unschuldige und geringe Sachen, die aber an den Höfen nicht immer sich so von selbst machen und die ersten Glieder einer Kette bilden, die oft erst

nach den sonderbarsten Verschlingungen zum Ziele führt. Von Wichtigkeit sind auch die Personen, welche der Fürst mit seinem besondern Vertrauen beehrt, und nicht immer stehen sie dem Rang nach in den ersten Reihen, man muß sie oft in den entfernteren Gruppen herausfinden, bisweilen kann man sogar nur über eine Geheim-Treppe zu denjenigen gelangen, welche in einer besondern Angelegenheit den bestimmenden Anstoß geben können. Wenn also auch die Verhältnisse sich sehr geändert haben, so ist ein Hof doch noch immer ein Schauplatz, auf dem nur Wenige unbefangen dastehen, die Meisten eine Rolle zu spielen suchen, und Jeder fast immer auf Kosten eines Andern sich geltend machen muß, denn fast immer findet sich Jemand, der das was ein Anderer erreicht hat, als ihm vorweg genommen betrachtet. Man wird selten an einem Hofe Leute finden, die dort ganz zwecklos verkehren; um sich dort in angenehmer Weise zu erhalten, um nicht ganz übersehen zu werden, kann man nicht ganz unbetheiligt bleiben; man wird sogar als theilnahmloser Beobachter in den Augen mancher Hofleute unbequem oder ladet den Verdacht auf sich, hinter solcher Harmlosigkeit geheime Absichten zu verbergen. Was in solcher Weise an einem Hofe begonnen und erreicht werden kann, hängt bis zu einem gewissen Grade allerdings von der Person des Fürsten ab; aber wie kraftvoll und beharrlich er auch allen Ränken den Lohn vorenthalten mag, er wird doch nicht alle Versuche verhindern, nicht die Hoffnung ganz ersticken können, daß es gelingen möge, ihn zu überlisten, und es wird bisweilen gelingen, ohne daß er eine Ahnung davon hat; denn ein Fürst kann in seinem Bereiche eher allmächtig als allwissend werden, ja es wird an seinem Hofe immer Manches geben, was er zuletzt oder gar nicht erfährt.

Die Stellung der Fürsten ist eine durchaus entschiedene, über die kein Zweifel obwalten kann, sie ist über alle andere erhaben, und Jedermann ist ihnen Ehrfurcht schuldig, muß in

ihnen seine Oberen erblicken; einem regierenden Fürsten gegenüber können nur Seinesgleichen von dieser Regel ausgenommen seyn. Der Umgang mit den Fürsten gestaltet sich verschiedenartig, je nach dem Standpunkte derjenigen, welche in dem Falle sind, mit ihnen in Berührung zu kommen, nach dem Orte, wo sie stattfindet und nach der Veranlassung, welche sie herbeigeführt hat. Ich habe bereits Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß ein edler Fürst stets die Menschenwürde ehrt, und nie geschmeichelt sondern nur unangenehm berührt wird, wenn Jemand sie ihm gegenüber verläugnet, denn dadurch beweist dieser nicht seine Ehrfurcht, sondern nur seine Erniedrigung. Ist die Begegnung eine zufällige, so können nur außerordentliche Umstände eine Ausnahme gestatten von der Regel, daß man die Anrede eines Fürsten abzuwarten hat, welcher Jedermann, wie hoch auch sein Rang ist, im Allgemeinen unterworfen bleibt. Man beantwortet die Anrede eines Fürsten bestimmt und deutlich ohne unnöthige Umschweife. Ohne besondere Aufforderung geht man nicht weiter, belegt nicht die ausgesprochene Meinung mit ausführlichen Gründen, wenn man nicht dazu eigens ermuntert wird. Eine zufällige Begegnung und Anrede des Fürsten benutzen, um eine persönliche Bitte anzubringen, ein Gnadengesuch zu überreichen, ist in der Regel unklug; es ist für ihn eine widerwärtige Empfindung, bei jeder Berührung mit Menschen einen Bittsteller aufzuscheuchen, der im Hinterhalte liegt; nur der Noth der eigentlichen Bettler sieht man jeden Mißgriff nach. Wenn Jemand im ordentlichen Wege eine Bitte beim Fürsten anzubringen zugelassen wird, so thue er es nicht furchtsam, nicht leidenschaftlich, sondern bescheiden, deutlich, und so kurz als möglich, verweise für die ausführliche Begründung auf das schriftliche Gesuch, das er immer dabei bereit haben muß und wovon nur seltene Ausnahmen statt finden; er hüte sich wohl, Klagen und Beschuldigungen anzubringen, für welche er nicht

die augenscheinlichsten Beweise darbieten kann, denn eine unerwiesene Anklage klagt den Kläger an. Ein Diener des Staates oder des Fürsten, der vor ihn beschieden wird, beantwortet einfach das, worüber er gefragt wird. Er, wie Jeder Andere, ist dem Fürsten volle Wahrheit schuldig. Es wird als sehr gefährlich betrachtet, in allen Fällen dem Fürsten unumwunden die Wahrheit zu sagen; entweder weil er die Wahrheit nicht als solche erkennen kann, wenn er sie einsieht, persönlich davon betroffen wird, oder, wenn das nicht der Fall ist, über eine vielleicht schmerzliche Enttäuschung ungehalten werden, den Wahrsprechenden bloßstellen, es von seinem Höhenpunkte aus übersehen kann, daß er ihn dem Unwillen mächtiger Oberer preisgiebt, von solchen nachträglich bestimmt werden kann, die Wahrheit für Verläumdung zu halten, oder, wenn das Gesagte als wirklich wahr befunden wird, denjenigen als gefährlich betrachten kann, der so scharf sieht, unterscheidet und urtheilt, denn es giebt Fälle, wo es zur Empfehlung gereicht, sich aufrichtig täuschen zu können, und man kann bisweilen den nicht brauchen, der das Unglück hat, keinen Fictionen huldigen zu können, wie z. B. zu seiner Zeit Galilei verfolgt wurde, weil er herausgefunden hatte, daß die Erde sich bewege; auch kann der Fall eintreten, daß ganz allgemeinen Wahrheiten unter obwaltenden Umständen eine besondere Absicht untergeschoben wird, wie z. B. ein üppiger Freidenker manchmal geneigt ist, das Lob eines enthaltsamen und Gotterfüllten Gemüths als eine Belehrung für sich hinzunehmen; auch hört Mancher nur mit geheimen Unwillen Vortheilhaftes von seinen Widersachern, zürnt über das Wohlergehen derer, denen er seine Gunst entzogen, vernimmt ungerne die Bestätigung unwillkommener Nachrichten, und es kann wohl kommen, daß der, der sie überbringen muß, unter dieser Mißstimmung leidet. Solchen Gefahren ist allerdings bisweilen derjenige ausgesetzt, der, seiner Pflicht

gemäß, sich nicht scheut, der Aufforderung, die Wahrheit zu sagen, treu nachzukommen. Man darf nicht dazu rathen, sich aus Furcht vor den Folgen dieser Pflicht zu entziehen, wohl aber zu der Vorsicht, nur ganz entschiedene und nie zweifelhafte Wahrheiten vorzubringen, nie solche, die man nur auf Treue und Glauben Anderer angenommen, sondern nur die, welche man aus eigener Wahrnehmung kennt, wodurch ihre Zahl jedenfalls ansehnlich vermindert wird; auch muß man die Klugheit beobachten, solche Wahrheiten nicht unnöthigerweise anzubringen, die vom Standpunkte des Zuhörers aus nicht oder nur schwer als solche anerkannt werden können, die nicht von Belang sind für den Zweck, den man vernünftigerweise voraussetzen kann, die Eigenthümlichkeiten berühren, welche rein persönlicher Natur sind. Mit solchem Vorbehalt muß man, wenn dazu aufgefordert, unbedenklich dem Fürsten wie Jedem Anderen die Wahrheit sagen. Ich muß aber sehr davon abmahnen, vor einem Fürsten in's Schwätzen zu gerathen, Witz machen zu wollen, auch wenn er es nachsichtig und beifällig anhört; das geschieht entweder auf Kosten Anderer, oder, wenn man nicht durch eine besonders vertrauliche Stellung dazu berechtigt ist, auf eigene Kosten. Zur Beantwortung der Frage eines Fürsten: „was giebt es Neues?" dränge sich Niemand, und wenn es seyn muß, so beantworte man sie mit äußerster Vorsicht, denn Fürsten haben in der Regel ein gutes Gedächtniß und vergessen weder die Neuigkeiten, noch den, der sie mitgetheilt hat. In diesem Falle, wie in allen andern im Umgange mit Fürsten, verliere man nie aus den Augen die Stellung des Fürsten, auch wenn er sie zu vergessen scheint — er vergißt sie aber nie — denn sonst ist man selbst Schuld daran, wenn das Sprichwort wahr wird, daß mit großen Herren nicht gut Kirschen essen sey. Für nicht hoffähige Personen ist im Ganzen genommen das Benehmen im Verkehr mit Fürsten — denn eigentlicher

Umgang ist es selten — nicht schwer, denn meist ist eine besondere Veranlassung dazu, die Aufgabe wird ihnen vom Fürsten selbst gestellt, sie brauchen nur dieser nachzukommen; die Fälle, in denen volle Gegenseitigkeit im Austausch der Ideen statt finden kann und erwartet wird, gehören immer zu denn Ausnahmen, für welche die Regel allein in dem besonderen Verhältnisse selbst liegt. Ein unabhängiger Mann sollte im Verkehr mit Fürsten auf eine bescheidene, aber gesinnungsvolle Weise seine günstige Stellung benützen, denn für ihn sind die meisten von den mit der Aussage von Wahrheit möglicherweise verknüpften Gefahren nicht vorhanden; man kann Freimuth mit Ehrfurcht, die Würde des freien Mannes mit dem vor dem Fürsten geziemenden Anstande sehr wohl verknüpfen. Wenn ein Fürst Personen, die nach Rang und Stellung im Allgemeinen nicht hoffähig sind, in seine Gesellschaft ladet, so geschieht es in der Regel, um ihnen eine Auszeichnung zu erweisen oder weil sie ihm durch Talente einen Genuß gewähren können, wie vorzügliche Männer der Wissenschaft, Schriftsteller oder Künstler, und auch diese dürfen die Einladung als eine Ehre betrachten, wenn ihnen die Behandlung zu Theil wird, auf welche sie billigerweise Anspruch machen können. Bei solchen Gelegenheiten muß das Benehmen gleich sehr entfernt seyn von unbescheidener Selbsterhebung wie von scheuer Verlegenheit. Der Ton, der dabei einzuhalten ist, bestimmt sich übrigens sehr nach der Umgebung, in welcher bei solchen Anläßen der Fürst angetroffen wird. In einem kleinen auserlesenen Kreise ist die Ehre der Einladung als größer zu betrachten, weil es dann wahrscheinlich wird, daß der Fürst die Absicht hat, sich mit seinen Gästen vertraulich zu unterhalten, sie also seiner Person näher stellt. Bei einiger Aufmerksamkeit wird man unschwer entnehmen können, wie darauf einzutreten ist. Das Benehmen wird dadurch erleichtert, daß man in solchen Fällen gewöhnlich vor-

zugsweise mit dem Fürsten selbst zu thun hat, um den sich Alles gruppirt und von dem alle Anregung ausgeht. In größeren Hofkreisen besteht die Schwierigkeit für den ausnahmsweise eingeladenen Gast viel weniger darin, sich mit dem Fürsten als mit den Hofleuten zu benehmen, die oft sehr geneigt sind, ihn zu verläugnen oder durch kalte Herablassung fühlen zu lassen, daß er nur durch die Gnade des Fürsten, aber nicht durch die ihrige, in ihrem Kreise erscheinen darf. Eine drückende Lage kann man nur durch Takt und Geistesgegenwart heben, und auch das ist manchmal schwer, denn man kann sich auch gegen einen guten Einfall verschwören.

In erster Reihe der durch Geburt Berechtigten im Staate stehen die Prinzen der regierenden Häuser und die erblichen Standesherren der ehemaligen reichsunmittelbaren mediatisirten fürstlichen und gräflichen Geschlechter. Diese bilden die Klasse der großen Herren, können durch die ihnen zustehenden politischen Rechte großen Einfluß üben, und Letztere zumal eine vollkommene Unabhängigkeit genießen. Wenn sie ihre Stellung recht zu nehmen wissen, so kann diese in den politischen Gestaltungen der Zukunft von Bedeutung werden, und es scheint, daß das Bewußtseyn davon immer deutlicher wird. Diese Magnaten haben allerdings ihre natürliche Stellung am Hofe ihres Lehenherrn, aber sie sind nur Höflinge, wenn sie es wollen, und je mehr sie sich dem wohlverstandenen Interesse des Landes zuwenden, je mehr sie ihr eigenes darauf begründen, je freimüthiger und besonnener sie beide vertreten, um so mehr werden sie große Herren seyn am Hofe und im Lande, je mehr werden sie die wahren Stützen des Hofes im Lande seyn können. Ihr Feld ist ein weit größeres, als das des Hofes, und damit sie auf diesem ihre Bestimmung erfüllen können, muß gründliche politische Bildung in ihren Geschlechtern einheimisch werden; wenn sie auf solche Weise darnach streben, zu den Ersten ihrer Nation sich zählen zu können, wie sie

der Geburt nach es sind, so werden sie dadurch eben auch die Ersten am Hofe seyn, aber um das nachhaltig zu bleiben, muß ihr Schwerpunkt außerhalb des Hofes liegen. Eine solche Stellung der großen Herren wird zu allen Zeiten Achtung gebietend seyn und diese wird ihnen auch nicht versagt werden selbst von denen, die vielleicht zeitweise über einzelne Fragen mit ihnen in Widerspruch gerathen. Sie wiederum werden Niemand seines Standes wegen mißachten, werden Tüchtigkeit und Verdienste in allen Klassen der Gesellschaft suchen und ehren, werden nicht hinter der Zeit zurückbleiben, in der sie sich Geltung verschaffen sollen, denn die Mitberechtigung in Feststellung des Staatswohles, die sie durch Geburt besitzen, wird durch umsichtige und einsichtsvolle Verwendung am zuverlässigsten ihren Nachkommen bewahrt. Mit solchen großen Herren — und solche giebt's auch jetzt — ist gut umgehen. Sie sind leutselig, weil sie eine wahre Volksthümlichkeit anstreben müssen, damit ihre Stellung Gewicht und Anerkennung bekomme; sie werden den freien Mann achten, der innerhalb der Grenzen gesetzlicher Ordnung für das Gemeinwohl thätig ist, weil auch sie durch Freiheit in der Ordnung bestehen; sie betheiligen sich an allem Guten und Nützlichen und werden darum keiner Klasse der Gesellschaft entfremdet. Man geht mit solchen großen Herren um wie mit allen vernünftigen Menschen, die eine würdige Lebensaufgabe vollziehen, und die Ehre, welche der richtigen Auffassung einer solchen Stellung gebührt, wird ungefordert gerne dargebracht werden. Wenn sie aber ihre Stellung nicht so verstehen, wenn sie unthätig genießen, was durch Zufall ihnen zugefallen, wenn sie sich damit begnügen, sich mit dem Hofe abzuschließen, so wird man mit ihnen umgehen, wie man mit ihren Vorfahren umgegangen ist, die auch geglaubt haben, daß das heilige Römische Reich kein Ende nehmen könne, und, wie Jene,

werden sie, so lange sie reich sind, Schmeichler und Augendiener finden, die sie verrathen und verderben.

Man setzt voraus, daß an Höfen die feinste Sitte und geziemendste Schicklichkeit herrscht; daß Jeder, der dort heimisch ist, es verstehe, sich zuversichtlich geltend zu machen, ohne anstößig zu seyn, herauszufühlen, was unter wechselnden Umständen in jedem Augenblicke das Geeignetste ist, um selbst in gutem Lichte zu erscheinen und Andere sich geneigt zu machen oder wenigstens zum Ausdrucke des Wohlwollens zu verpflichten; daß am Hofe Alles gewählt und auserlesen ist in der anspruchlosesten Form, das Gezwungene natürlich, das Gebotene als freiwillig dargebracht erscheine; daß durch Uebereinkunft (Convenienz) alles Eckige und Rauhe abgeschliffen werde, ohne Verabredung Alles sich füge und bequeme, daß man das Unerwartete ohne Verlegenheit unterzubringen und in allen Beziehungen den Erwartungen zu entsprechen wisse. Das Alles wird man im Allgemeinen am Hofe in höherem oder geringerem Grade antreffen, mit mehr oder weniger Geist und Anmuth dargestellt finden. Das oberste Gesetz am Hofe muß seyn, sich dem Herrn angenehm zu erweisen, und Alles, was diesem Zwecke in den Weg treten kann, muß als unpassend betrachtet werden. Man verläugnet daher nur in sofern die natürlichen Empfindungen, daß man ihren Ausdruck meistert; aber dies führt durch Uebung zur Verstellungskunst. Um am Hofe sich richtig benehmen zu können, muß man keinen Augenblick die Herrschaft über sich selbst verlieren, Andere und sich kalt und besonnen beobachten, nicht vorgreifen und nicht zu spät eintreten, sich nie so in Gedanken oder in Zwiegespräch vertiefen, daß man aus den Augen verliert, was um Einen herum vorgeht; man muß immer wissen, welche Karten in der Hand, welche ausgespielt sind, und es verstehen, eine ausgespielte Karte nicht immer zu stechen, wenn man es auch könnte. Das Geringste in der

Kunst des Hoflebens ist die Kenntniß der Etikette und der übereinkünftlichen Gebräuche, die jetzt selten verwickelt sind und die Jeder bald lernen kann, selbst da wo die Etikette, wie bei großen Anlässen am Wiener Hofe, spanische Umständlichkeit und absonderliche Vorbehalte beibehalten hat. Das Schwierige besteht in der unausgesetzten Wachsamkeit, in der man nicht ermüden darf, in richtiger Beobachtung der leitenden Persönlichkeiten und in dem Wahrnehmungsvermögen, das, unbeirrt von den vorgespiegelten Erscheinungen, den verborgenen Hebel herausfindet. Die Hauptsache aber ist, diese Absichtlichkeit hinter der unbefangensten Harmlosigkeit zu verbergen und auch diese so zu gestalten, daß sie nicht in Naivetät ausartet, die nur an einem sechszehnjährigen Fräulein nicht Verdacht erregt; den lauernden Späher hat man bald herausgefunden, und diesen scheut man an Höfen wie einen schriftstellernden Touristen. Das Alles ist besonders darum nicht leicht, weil man fast immer sicher seyn kann, sich geübten Spielern gegenüber zu befinden. Am Hofe wie im Leben sind übrigens verborgene Wege nur sicher, wenn man sie allein geht, und man hüte sich, sie unnöthigerweise einzuschlagen, denn sie führen oft unerwarteterweise weit vom Ziele zu Tage. An Ueberraschungen fehlt es an Höfen selten und sie dürfen nicht Erstaunen erregen; man muß Verlust wie Gewinn mit gleicher Gelassenheit hinnehmen und bei keiner Gelegenheit aus der Fassung kommen. Wer an einem Hofe leben und wirken muß, wird wohl thun, sich mit den Regeln dieser Taktik vertraut zu machen, um vorkommenden Falles sie richtig anwenden zu können. Man kann aber meist mit den einfachsten Mitteln ausreichen, denn man muß sich nicht den Hof vorstellen als einen immer gährenden Vulkan; an dem einen, wie an dem anderen, gehen dem Ausbruche Symptome voraus, unter gewöhnlichen Verhältnissen aber überall einen Hinterhalt wittern und auf dem Anstand stehen, ist so

unnöthig, als sich auf Eisenbahnen mit geladenen Pistolen zu versehen. Man findet auch an Höfen Menschen mit den schönsten und edelsten Eigenschaften des Herzens und des Gemüths, und wenn diese Blüthen sich erhalten haben, so sind es sehr erprobte Charaktere; sie haben aber gewöhnlich so viele Täuschungen erfahren, daß sie sich nicht leicht hingeben, wenn sie es aber thun, so kann man sicher auf sie rechnen. Man soll, in welchem Range man stehen mag, am Hofe nicht hoffärtig noch hochmüthig seyn, auch gegen den Geringsten nicht, man sey vielmehr höflich und in guter Haltung freundlich gegen Jeden; aber man darf auch durchaus sich nichts vergeben und sich nichts nehmen lassen. Am Hofe verliert man alles Vertrauen, wenn man sich selbst nicht so viel gilt, als man seiner Stellung nach dazu berechtigt ist, und Niemand bewahrt Einem den Platz auf, von dem man sich hat wegdrängen lassen. Man kann im Allgemeinen annehmen, daß am Hofe Jeder sein Glück machen will, und nur das eines Andern, wenn es gerade in seinen Plan paßt; man kann aber am Hofe überall Niemand brauchen, der sich nicht an seinem Platze zu halten weiß. Man soll daher eben so wenig etwas vernachlässigen, als sich vernachlässigen lassen, denn nichts ist am Hofe so gering, daß es nicht Folgerungen zuließe und bemerkt würde. Uebersehen, zurückgesetzt werden, im Schatten stehen, ist am Hofe ein Unglück, und wenn Unglück dort nicht gerade einer Sünde gleich ist, so wird es doch als Unrecht betrachtet, sich dabei zu betheiligen. Rang Titel und Orden haben am Hofe Werth, werden dort im Grunde am meisten nach ihrer wahren Bedeutung angesehen, denn sie gelten nicht als Beweise von Verdienst, sondern von Gunst; am Hofe wird überhaupt nur das geschätzt, wodurch man etwas ausrichten kann, und Verdienste bedeuten dort so viel als man damit ausgerichtet hat, als man mit Gunst und Auszeichnung dafür belohnt worden ist. Am Hofe lernt man

die oft sehr absonderlichen und manchmal mit Verdienst in keinem Bezug stehenden Beweggründe kennen, welche Austheilungen von Orden und Titel veranlassen, und man wird über ihren wahren Werth bald enttäuscht; aber man kann sie nicht entbehren, denn wer keine aufzuweisen hat, erregt den Verdacht, daß er am Hofe nicht in gutem Geruch sey, daß man an der Quelle der Gnaden und Spenden keine besondere Meinung von ihm habe; wer aber scharf decorirt ist, hat immer die Vermuthung für sich, daß er gut angeschrieben und viel gebraucht worden ist, wenn auch nur zu den geringfügigsten Sendungen, so ist er doch immer in gutem Andenken gewesen, und das ist die Hauptsache. Man kann je nach Umständen und dem obwaltenden Geschmack am Hofe in Gunst kommen durch gesellige Talente, Unterhaltungsgabe, Gewandtheit im Tanzen und Reiten, durch persönliche Schönheit und zierlichen und geschmackvollen Anzug, durch schöne Pferde, glänzende Bespannung und Livréen, durch Alles was den Mode-Löwen macht; alle Mittel sind gut, wenn der Erfolg da ist, hat man ihn aber durch solche Mittel erreicht, so wird man ihn durch sie allein nicht erhalten, obwohl das auch nicht ohne Beispiel ist. Man kann bisweilen Glück machen durch Plaudern, aber man darf Nichts ausplaudern, sich nie als Telegraph brauchen lassen zur Verbreitung von Neuigkeiten, zu welchen ihre Urheber sich nicht bekennen wollen; man muß zu rechter Zeit wortkarg oder redselig und doch dabei verschwiegen seyn können. Man verräth aber ein Geheimniß nicht nur durch Worte, sondern auch durch Mienen und Geberden, welche man am Hofe so gewandt zu deuten versteht, wie der geübte Musiker einen ziffrirten Baß liest. Die Hofsprache ist jetzt fast überall die Landessprache; da aber an Höfen immer Fremde verkehren, denen die Verpflichtung nicht aufliegt, der Landessprache kundig zu seyn, so muß Jeder, der eine Stellung am Hofe hat, des Französischen

mächtig seyn, welches die allgemeine Vermittelungssprache in Europa ist; wer also in dieser sich nicht geläufig und gewandt ausdrücken kann, wird oft in Verlegenheit kommen und nur zu seinem Nachtheil dann bequem seyn, wenn in seiner Gegenwart etwas verhandelt werden soll, das nicht zu seiner Kunde kommen darf; er wird also manchmal eine trübselige Rolle übernehmen müssen. In welcher Sprache man aber redet, so hat die Hofsprache etwas Besonderes, das nur durch Uebung richtig aufgefaßt und geläufig werden kann. Es besteht jedoch lediglich in solchen Eigenthümlichkeiten, wie sie sich immer unter Menschen bilden, die in geschlossenen Lebenskreisen verharren, in denen Allen bekannte Zustände und Verhältnisse manchmal durch ein Wort bezeichnet werden, das sonst nicht ganz die Bedeutung hat, wo auf gewisse Personen oder Dinge angespielt wird mit einer Art von Spitznamen, die nur den Eingeweihten ganz verständlich seyn können. Das sollte nun billigerweise in Gegenwart von Fremden nicht vorkommen, geschieht aber bisweilen doch, und dann hüte man sich vor Betheiligung, weil man sonst leicht, von der gewöhnlichen Bedeutung der Ausdrücke verführt, etwas Unpassendes sagen kann. Sonst beobachtet man in der Regel die Aufmerksamkeit gegen der Landessprache Unkundige, daß in ihrer Gegenwart ein allgemeines Gespräch französisch geführt wird. An den Höfen waltet ohnedies die Neigung vor, bei jeder Gelegenheit und ohne Veranlassung ins Französische hinüberzuspringen, ja man kann sogar oft geübte und verschlagene Hofleute auf der Lächerlichkeit ertappen, französisch zu sprechen, wenn sie sich etwas Besonderes zu sagen haben, als wenn nicht Alle um sie herum es verständen; thun sie es aber in bürgerlichen Kreisen — und das geschieht häufig — so ist es ungeschickt, weil heutzutage fast alle gebildete Menschen Französisch wenigstens verstehen, verletzend, weil man andeutet, daß sie doch wohl nicht so gebildet sind,

lächerlich, wenn man damit die Hofsitte, die nicht hoffähigen Anwesenden gleichsam demüthigend, herausheben will. Man kann an Höfen die Bemerkung machen, daß Hofleute gerne nicht hoffähige Personen, die ausnahmsweise am Hofe erscheinen, französisch anreden, oder unter sich in ihrer Gegenwart französisch sprechen, gleichsam aus Zerstreuung, aber doch wohl meist in der Absicht, einen Maaßstab feiner Sitte an die fremde Erscheinung zu legen, wenigstens ist es natürlich, wenn es so angesehen wird. Ich habe einen englischen Staatsmann, in der That einen der ausgezeichnetsten in Europa, der aber nur mühsam französisch spricht, in einem diplomatischen Kreise, in dem der feinste Hofton herrschte, einem Landsmanne, der ihn französisch anredete, englisch antworten hören: „Ich weiß nicht, ob Sie besser französisch sprechen als ich, aber das weiß ich gewiß, daß wir beide am besten englisch sprechen.“ An manchen deutschen Höfen kann man oft versucht seyn, diesen Freimuth nachzuahmen. Als alle Höfe in Europa die Sitten und Gebräuche am Hofe Ludwig des Vierzehnten zum Vorbilde nahmen und wenigstens den Schnitt von Versailles nachmachten, wurde die Hofsprache französisch, wie sie früher spanisch gewesen war. Das Feierliche und dabei Verbindliche der spanischen Ausdrucksweise paßte ganz zu der grandiosen Etikette, wie sie von Carl V. und den Philippen, seinen Nachfolgern, sich von Madrid aus, mit Ausschluß der Autodafé's jedoch, über alle Höfe verbreitet hatte. Die Hofordnung Ludwig des Vierzehnten war kaum weniger glorios und umständlich als die spanische Etikette, und die französische Hofsprache bildete sich ganz in diesem Styl; nur war die Unterwürfigkeit knechtischer, denn die spanischen Granden hatten mehr Unabhängigkeit erhalten als die französischen Pairs. Unter Ludwig XV. kam Leichtfertigkeit, Schalkheit und Zweideutigkeit in die französische Hofsprache, und diese Eigenschaften hat sie noch. Es gab

eine Zeit, wo die Hofleute in Deutschland selten so gut französisch sprachen, als ihre französischen Kammerdiener, und nicht besser deutsch, als ihre deutschen Kutscher; wenn sie aber deutsch sprachen, so hatten sie vor den Kutschern das voraus, daß sie die Muttersprache mit französischen Redensarten verunstalteten, wie die Beamten sie mit lateinischen Ausdrücken verbrämten, nach dem stylus curiae des heiligen römischen Reichs. So wurde die deutsche Sprache, wie die deutschen Köpfe, mit Allongeperücken und Haarbeuteln ausstaffirt, eine wahre Perückensprache für eine Perückenzeit. Die Zeit hat so kräftig an diesem Wesen gerüttelt, daß man an Höfen jetzt nur noch Kutschern Perücken aufsetzt, und die deutsche Sprache hat auch viel abgeschüttelt, aber noch lange nicht sich vom fremden Anhängsel befreit. Seitdem an den deutschen Höfen Französisch nicht mehr ausschließlich Hofsprache ist, redet man allerdings am Hofe feines und gewähltes Deutsch, mischt aber noch immer viele französische Ausdrücke hinein und wird darin, leider, fleißig von den Mittelstandmenschen nachgeäfft, welche sich einbilden, daß das Verkehrte am Hofe noch immer zum guten Ton gehört. Der Grund, warum man am Hofe das thut, liegt theils in den Ueberlieferungen — es giebt immer noch Köpfe, die Perücken getragen haben — theils darin, daß man meint, das Deutsche sey plump und das Französische fein, was aber eine Einbildung ist; denn wenn man beide Sprachen genau kennt, so weiß man, daß man im Deutschen sich so fein und zart ausdrücken kann, als man nur will, eben so stechend boshaft, eben so schlagend witzig und so vieldeutig seyn, eben so verhüllt verhöhnen, einen Wortpfeil eben so fein und giftig zuspitzen kann, als im Französischen, worin man sich doch auch sehr derb ausdrücken kann, wie zu verschiedenen Zeiten manche diplomatische Noten es zum Erstaunen deutscher Minister dargethan haben. Da es nun erwiesen ist, daß die deutsche Sprache

Alles leisten kann, was ein Hofmann irgend zu brauchen in den Fall kommen kann, so sollte man sich am Hofe darauf verlegen, entweder reines Deutsch oder reines Französisch zu sprechen, die germanischen Wendungen aus dem Französischen und die gallischen Brocken aus dem Deutschen ausmerzen; man würde dann den Franzosen und den Deutschen verständlicher werden, als es jetzt häufig der Fall ist. Wenn man in der Stadt die Mischlingssprache des Hofes nachahmt, so wird man dadurch so wenig hofmäßig als hoffähig, sondern bloß hoffärtig und lächerlich. Wer nicht von Geburt hoffähig ist und nicht von der Jugend an am Hofe heimisch wurde, oder wer später erst dahin gezogen wurde, wird es eben nicht leicht finden, sich zu acclimatisiren, und kann, wenn er nicht besonders begünstigt ist, in der Regel nicht auf viel Nachsicht rechnen, denn man kann in der höflichsten Weise grausam seyn. Man kann solchen Personen nur rathen, ihre natürliche Art und Weise zu seyn nicht aufzugeben, denn damit bekommen sie keine neue, und wie man den alten Adam vermummt, er schlägt doch vor. Wer Geist und Takt hat, wird seine Eigenthümlichkeit so geziemend gestalten können, daß sie Geltung findet, besonders wenn wahres Verdienst ihn in den Hofkreis gebracht hat, wo nicht Verdienstlichkeit die einzige Berechtigung seyn kann, weil es sonst schwer fallen könnte, eine zahlreiche Gesellschaft zusammen zu bringen, und die Hofsäle sind groß und müssen gefüllt werden. Die Hofleute wollen sich in Masse geltend machen, schließen gerne die Reihen gegen Eindringlinge, stellen strenge Forderungen an das Hervorragende, kommen stillschweigend überein, ihm die Wege nicht zu erleichtern, es ihm zu überlassen, den rechten zu finden, verlegen ihm wohl auch gelegentlich den Weg, da ja ein Rennen mit Hindernissen ohnedieß Mode geworden ist; sie klatschen aber dem Beifall zu, der über sie hinwegsetzt, wie ein anderes Publikum, und

lachen, nur nicht so laut, den aus, der unterwegs liegen bleibt. Die Hofleute wollen zwar, daß man auf ihre Art und Weise eingehe, es ihnen gleich thue, hassen aber ihre Nachäffer, wie Schauspieler in ersten Fächern diejenigen, welche sie gelegentlich ersetzen sollen, denn in jedem Neuling am Hofe erblicken die Hofleute einen Mitbewerber, und wenn er sich noch so bescheiden in die Masse hineindrückt. Er hüte sich also, besonders vom Anfang an, zu weit auszugreifen, man wird ohne sein Zuthun schon für Gelegenheiten sorgen, die ihn auf die Probe stellen können, und hat er etwas Lächerliches aufgehoben, so wird man noch besser dafür sorgen, daß es ihm bleibt, daß er noch oft davon reden hört. Der erste Eindruck ist immer wichtig für den, der an einem Hof auftritt. Bescheidene Ruhe ist dabei zu empfehlen, nicht zurückbleiben ohne vorwitzig zu seyn, aber ja keine Verzagtheit oder Aengstlichkeit blicken lassen. Am Hofe muß man so viel geben als man empfängt, von vorne herein gegen Jedermann höflich und zuvorkommend seyn, aber Kälte und Vernachläßigung mit frostiger Gleichgültigkeit erwidern. Wenn an einem Hofe Parteien sind, so wird man sich von mehreren Seiten um den Neuling bemühen, je nachdem er Anfangs gut bestanden ist und zu Erwartungen berechtigt. Wenn er kann, so wird er klug thun, sich nicht zu bald zu entscheiden, denn so lange er sich nicht erklärt hat, wird man ihn von beiden Seiten mit Aufmerksamkeit behandeln, in der Hoffnung, ihn zu gewinnen. Ein Fürst kann einem begünstigten Emporkömmling Adel, Reichthum und Rang verleihen, aber er kann ihm keine Ahnen geben; der neu Aufgenommene muß daher gewärtig seyn, daß die alten Geschlechter ihm gegenüber viel halten werden auf diesen Vorzug, den ihnen Niemand nehmen kann. In unsern Zeiten hat der Hofkreis sich an einigen Höfen, wiewohl nicht an allen, ansehnlich erweitert, indem auf besondere Einladung, und an gewissen Tagen bei allgemeinem Vorlaß, Staatsbeam-

ten von gewissen Rangstufen der Zutritt gewährt ist. Ich brauche nicht zu sagen, daß diese von den Hofleuten aus guten Häusern nur als außergewöhnliche Gäste des Fürsten betrachtet werden, denen sie nur seinetwegen Beachtung und Aufmerksamkeit schuldig sind, in deren Gegenwart das gewöhnliche Hofverhältniß vertagt ist, bis man wieder unter sich seyn wird. Man kann diesen Außerordentlichen nur rathen, die Sache ebenso zu nehmen, die Artigkeit, die sie finden, ebenso zu erwidern, sich aber nicht geringer behandeln zu lassen als der Herr aller Gegenwärtigen, der Fürst, sie hält, alles Auffallende in der Kleidung zu vermeiden, sich im Voraus zu erkundigen, ob man in Uniform oder im Frack erscheint, was jetzt bei manchen Gelegenheiten an Höfen vorkommt, sich weder zudringlich noch scheu zu benehmen, ruhig abzuwarten, wie Alles sich von selbst gestaltet, Antheil zu nehmen wie die Gelegenheit sich darbietet, ohne etwas Besonderes zu thun, um sie herbeizuführen und überzeugt zu seyn, daß man im Essen, Trinken und allen gewöhnlichen Vorkommnissen sich nicht anders benimmt am Hofe wie in jeder feinen und anständigen Gesellschaft. Jedermann hat am Hofe einen Feind, der, wenn ihm die Herrschaft zufällt, schwer zu bewältigen ist und gefährlich werden kann — die Langeweile. Dieser Feind drückt Geist und Laune, hemmt die Schlagfertigkeit, womit man am Hofe immer bereit seyn soll, die Gelegenheit zu ergreifen, auch wenn sie lange auf sich warten läßt, macht geistig und körperlich flügellahm, und Angesichts seiner wird es schwer, eine heitere und aufgeweckte Miene beizubehalten. Langeweile kann an einem Hofe aufkommen, wenn Alles sich beständig in demselben Kreise des Herkömmlichen dreht ohne Stoff von Außen zu bekommen oder annehmen zu dürfen, wenn der vorhandene nur behandelt werden darf unter der Controle einer überängstlichen Censur, wenn Witz und Humor nicht hoffähig sind, wenn Frömmelei Mode geworden ist, wenn Mißstimmung

in der fürstlichen Familie herrscht, wenn überhaupt der Druck des Ceremoniels mit außergewöhnlichen Gewichten beschwert ist. Das kommt bisweilen an Höfen vor, und dann wird man gewöhnlich finden, daß an solchen Höfen am meisten Intriguen gesponnen werden, wie in Frauenklöstern beschaulichen Lebens, wo, wie man behauptet, auch zu dieser Aushülfe gegriffen wird. Jetzt wird das nicht mehr so häufig vorkommen, die Zeit sorgt dafür, den Höfen reichlichen, nicht immer abweisbaren, und oft nicht willkommenen Stoff, wenn nicht zur Unterhaltung so doch zur Bearbeitung zuzuführen. Die Blasirtheit, oder wenn man lieber will, die nervenmüde Erschlaffung, die heutzutage unter manchen, namentlich jungen Müßiggängern grassirt, findet auch häufig an Höfen einen günstigen Boden, besonders wo man in einem betäubenden Wirbel von Zerstreuungen lebt. Gegen diese Krankheit hilft wirkliches Unglück, mühselige Arbeit, jede Art von Beschäftigung, welche den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, ihn davor schützt, in Grillenfängerei zu verfallen; es ist aber selten der Fall, daß die Leidenden sich zu solchen heroischen Mitteln entschließen und das weichliche, glatte Hofleben befördert die Krankheit. Ich glaube aber, daß die Zeit es übernehmen wird, die Blasirten aus ihrem Schlafwandel aufzurütteln.

Die alte Wahrheit, daß jede Regel Ausnahmen erleidet, findet vielleicht nirgends mehr Anwendung als im Hofleben. Bei scheinbarer Gleichmäßigkeit gestaltet es sich an allen Orten verschieden und bleibt selten an einem Orte lange sich vollkommen gleich. Je nun nach veränderten Umständen und wechselnden Einflüssen kann das im Allgemeinen Richtige gerade irgendwo verkehrt werden, denn der Hof hängt von Persönlichkeiten ab, denen er nicht immer seine Regel aufnöthigen kann, die aber immer, wenn sie wollen, Alles nach ihrem Gefallen bestimmen können.

Dritte Abtheilung.

Umgang mit Staatsmännern, Diplomaten, Geistlichen, Kriegern, Aerzten, Rechtskundigen, Kaufleuten und Industriellen, Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern.

Ein Staatsmann im wahren Sinne des Worts ist immer eine ungewöhnliche Erscheinung, die darum auch mit Recht vorzügliche Beachtung und Ehre verdient. Der Verein der für einen Staatsmann unentbehrlichen Naturgaben, Fähigkeiten und Fertigkeiten ist nicht genug, um diesen Namen zu verdienen, man kann ihn nicht theoretisch erlangen, man muß sich im Leben und in Staatsgeschäften erprobt und erwiesen haben, um Staatsmann zu seyn und als solcher erkannt zu werden. Ein Minister kann dem ihm zugeschiedenen Geschäftszweig ganz tüchtig vorstehen, ohne darum Staatsmann zu seyn, denn ein Staatsmann umfaßt das Ganze und handelt nicht im Besonderen, sondern im Großen, und erst wenn er gehandelt hat, weiß man, ob er ein Staatsmann ist oder nicht. Es gehört also auch noch die Gelegenheit dazu, wie auch nur der General als Feldherr anerkannt wird, der

ein Heer ins Feld geführt hat; die That bestimmt, wer Feldherr und auch wer Staatsmann ist. Kenntnisse, und selbst Fertigkeit in Anwendung der Staatskunde auf die Geschäfte, haben Manche, welche die That des ächten Staatsmannes zu vollziehen nicht im Stande wären. Ein Staatsmann in diesem Sinne muß historischen Geist haben, muß die Erscheinungen auf die wahren Grundhebel zurückführen können, muß das Zufällige vom Nothwendigen scharf sondern, die wirklichen Faktoren im Völkerleben herausfinden, schnell und richtig combiniren, zu welchen Ergebnissen ihr Zusammenwirken führen kann, muß einen festen Charakter haben, mit beharrlicher Geduld den rechten Augenblick abwarten, mit Besonnenheit Alles vorbereiten, mit muthiger Entschlossenheit die Gelegenheit ergreifen und kühn zur That schreiten. Man kann nicht sagen, daß er immer Erfolg haben muß, um als guter Staatsmann anerkannt zu werden, denn seine That kann schlummernde Kräfte wecken, deren Vorhandenseyn Niemand ahnen konnte und die ihm den Lohn entreißen, aber das Glück muß er allerdings haben, sich auf einem Punkte zu befinden, von welchem aus ein Eingreifen möglich ist. Große Staatsmänner sind daher in der Regel nur zu finden in großen Staaten, welche im Stande sind, ein Gewicht in die Ereignisse zu legen. Solche Staatsmänner stehen in der Regel allein vorne an. Indessen können ihre Genossen in Leitung der Staatsangelegenheiten, wenn sie auch nicht ihre schöpferische Thatkraft besitzen, doch ihren Standpunkt theilen. Der Umgang mit solchen Männern ist höchst lohnend und erhebend und Jeder muß ihn sich zur Ehre rechnen, wenn er auch in seiner Meinung von ihren Ansichten abweicht. Die Gewohnheit, die Dinge im Großen und von Höhepunkten anzusehen, giebt ihrer Anschauungsweise überhaupt einen Schwung, zu dem man sich im Umgange mit ihnen zu erheben trachten muß; sie übersehen darum das Kleine nicht, aber sie sehen

vom Kleinlichen ab. Sie drängen das Geringfügige und Ueberflüssige vor sich weg und dringen in den Kern der Sachen ein. Ihr Urtheil ist entschieden, bündig und gedrängt, sie erwarten Widerlegung in derselben Weise oder Zustimmung. Sie werden ungeduldig, wenn man sich an das Unwesentliche klammert und wenden sich davon ab. Man vermeide daher das Einleitende, Umständliche und Umwickelte im Umgange mit ihnen, sie lieben das Fertige, haben keine Geduld mit dem Ungenügenden und keine Nachsicht mit Beschränktheit. Wie alle Menschen, die ein höheres Ziel vor Augen haben, können sie nicht ertragen, unnöthig aufgehalten zu werden. Sie sind nothwendig Menschenkenner und sind bald im Reinen über die Bedeutung derjenigen, mit welchen sie in Berührung kommen, sie bekümmern sich aber nur genauer um die Menschen, welche sie brauchen wollen, durch die sie etwas ausrichten sollen. Man hintergeht sie schwer, sie sind nicht leichtgläubig, lassen sich von Formen und Worten nicht verführen, wittern den Hinterhalt und fühlen am Styl heraus, wo etwas hohl ist; darin sind sie sehr geübt, weil sie im eigenen Interesse den Vortheil Anderer genau zu erforschen streben, um beurtheilen zu können, wie weit ihre Uneigennützigkeit aufrichtig gemeint sey, weil sie sehr gut wissen, daß auch der Klügste getäuscht werden kann, und gewohnt sind, auf ihrer Hut zu seyn, wie ein General auch während eines Waffenstillstandes sich gegen Ueberraschung sichert; denn über Verrath erstaunen sie nicht. Das Alles gilt hauptsächlich von ihrem Geschäftsleben, von der Berührung mit Menschen, die darin hineinragen; denn solche wachsame Staatsmänner sind oft in ihrem Hausleben vertrauensvoll und hingebend, werden von einem Haushofmeister unter ihren Augen betrogen, von einem Hausfreunde überlistet, der es versteht, weitere Plane zu verbergen.

Ein Diplomat ist nicht nothwendig auch Staatsmann

im höheren Sinne. Sein Beruf ist zunächst, eine besondere Sendung zu vollziehen, an einem gegebenen Orte die Interessen seines Landes wahrzunehmen. Er muß allerdings staatsmännische Kenntniß und Einsicht haben, muß die Stellung seines Landes, die Grundsätze und Absichten seines Kabinets genau kennen, muß mit denselben Verhältnissen des Landes, in das er gesendet ist, vertraut zu werden streben; denn nicht immer kann seine Instruktion alle Fälle umfassen, nicht immer kann er nachträgliche Weisung zu rechter Zeit einholen, und er muß sich darauf vorbereiten, auf eigene Verantwortlichkeit handeln zu können. In unseren Zeiten kann ein Diplomat sich nicht mit der Kenntniß des Hofes, an dem er beglaubigt ist, begnügen, er muß von der Verfassung des Landes, dem Geist des Volkes, den politischen Parteien, den Führern derselben zuverlässige Kunde haben, wenn er seinen Auftraggebern nützlich seyn will. Der Rang eines Diplomaten hat nur Einfluß auf seine Repräsentation am Hofe, wonach ihm dort höhere oder geringere Ehrenbezeigungen zu Theil werden. Ein Großbotschafter hat nur eine Hofsendung für außerordentliche Gelegenheiten, die meist nur fürstliche Familienverhältnisse betrifft, Vermählungen und dergleichen, wobei er auch die Person seines Monarchen repräsentirt. Der ständige Botschafter in diplomatischer Sendung repräsentirt auch die Person seines Monarchen, weßhalb ihm auch bei Abgabe seiner Beglaubigungsschreiben demgemäße Ehrenbezeigungen erwiesen werden, welche bei seinem gewöhnlichen Erscheinen am Hofe nachher wegfallen. Die Gesandten unter dem Range eines Botschafters repräsentiren nur die Regierung, von welcher sie gesendet sind. Auf die eigentlichen Geschäfte hat aber der Rang keinen Einfluß und Gesandte, Ministerresidenten und Geschäftsträger werden in der Regel als für einen abwesenden Gesandten interimistisch fungirend betrachtet, kommen aber auch als beständige diploma-

tische Agenten vor. Bisweilen bedient man sich der Geschäftsträger in mißlichen Fällen, wo unerwartete Entwickelungen vermuthet werden können, weil die von ihnen getroffene Abmachung einer Bestätigung (Ratification) bedarf, die überhaupt bei allen diplomatischen Verhandlungen vorbehalten bleibt; man kann aber einen Geschäftsträger leichter desavouiren (verläugnen), weil bei ihm keine so ausgedehnte Instruktion vorausgesetzt wird, wenn er sie auch wirklich hat. Die Gesandten, die ihnen beigegebenen Gesandtschaftsbeamte, ihr Dienstpersonal und ihre Wohnung sind nach dem Völkerrechte unverletzlich. Da ausübende Diplomaten immer bei einem Hofe, oder, wo keiner ist, bei der souverainen Regierungsbehörde beglaubigt sind, so findet ihr Umgang in den ersten geselligen Kreisen statt. Die diplomatische Zurückhaltung ist sprichwörtlich geworden. Da Diplomaten in der Regel Verhältnisse und Geheimnisse kennen, die nur Wenigen zugänglich seyn können, und da man solche Kunde bei ihnen immer voraussetzt, so müssen sie behutsam seyn und vorsichtig in ihren Ausdrücken. Manchmal haben sie kein Geheimniß zu bewahren und wissen von einem obschwebenden Verhältnisse nicht mehr als andere Leute, aber man nimmt an, daß sie immer mit Heimlichkeiten verkehren, daß sie mit den geheimen Absichten ihrer Regierungen genau vertraut sind, und so wird jede Aeußerung von ihnen gedeutet und gleichsam gefoltert, um eine Anspielung oder Andeutung darin herauszufinden, ihr Umgang wird gemustert und die Leute, mit denen sie verkehren, werden angegangen, um zu erfahren, was sie ihnen etwa anvertraut haben können. Diese Stellung macht den Diplomaten besondere Vorsicht im Benehmen wie im Umgange zur Pflicht. Ein guter Diplomat wird kein Geheimniß verrathen, denn Verschwiegenheit ist eine der wesentlichsten Tugenden seines Standes. Er kann vielleicht in einem besonderen Falle dem Collegen einer befreundeten

Macht eine geheime Mittheilung machen, um ihn in den Stand zu setzen, im Verein mit sich zu handeln; wenn er aber sonst Jemand ein Geheimniß anvertraut, so ist höchst wahrscheinlich die Absicht vorhanden, daß es nicht ein Geheimniß bleiben soll, sondern daß damit auf die Meinung gewirkt und diese von der Spur des wahren Geheimnisses abgelenkt werden soll. Den Werth und die Tragweite der politischen Aeußerung eines Diplomaten, in so fern sie Verhältnisse betrifft, an denen seine Regierung näher oder ferner betheiligt ist, kann nur derjenige richtig beurtheilen, der selbst einigermaßen in öffentliche Geschäfte eingeweiht ist und die Lage der Verhältnisse kennt. Wenn ein Diplomat eine Aeußerung als seine eigene Privatmeinung bezeichnet, so ist es wahrscheinlich, daß er darüber die Ansicht seines Kabinets kennt, denn er wird sich nicht leicht der Unannehmlichkeit aussetzen, mit dieser in Widerspruch zu gerathen. Wenn ein Diplomat redselig ist, wenn er lebhaft politische Ideen verficht oder erörtert, so will er meistens entweder eine Ansicht verbreiten und ihr Eingang verschaffen, oder er will Andere reden machen, um ihre Meinung zu erfahren. In unseren Zeiten liegt die Politik nicht mehr, oder doch bei weitem nicht ausschließlich in den Händen der Höfe und der Diplomaten; die öffentliche Meinung in Ständekammern, Zeitungen, sogar in Volksversammlungen, hat sich so lebhaft dabei betheiligt und entscheidet so sehr, daß in vielen, und zwar in den wichtigsten Angelegenheiten Höfe und Diplomaten nicht lange für sich behalten können, was sie thun wollen, da außer ihnen Viele im Stande sind, ziemlich richtig zu beurtheilen, was sie thun können, und manchmal sogar müssen. Doch bleibt noch immer den Diplomaten ein Bereich übrig, auf dem man nur erfährt, was sie mittheilen wollen, wie ja auch die politischen Parteien eine Diplomatie haben, in welche nur wenige ihrer Mitglieder eingeweiht werden können. Selbst in den freiesten Staaten sind

die obschwebenden Verhandlungen mit fremden Mächten ausschließlich Sache der Regierung, die vor dem Abschluß nicht volle Auskunft darüber schuldig ist; Diplomaten werden daher auch noch fernerhin Verwendung finden, aber sie werden nicht mehr so lange, wie früher, Geheimnisse zu bewahren haben. Die Regeln für den Umgang mit ihnen können sich daher in manchen Beziehungen modificiren, aber in der Hauptsache werden die obigen Andeutungen immer mehr oder weniger Anwendung finden.

Geistliche jedweder Religion und jedweden Bekenntnisses, welche im Lichte Gottes lehren und leben, soll man ehren. Man kann den Glauben, dem sie huldigen, verwerfen, das religiöse Bewußtseyn, von dem sie geleitet sind, als Irrthum betrachten, aber wie jede Gottesverehrung, die auf aufrichtiger Ueberzeugung beruht, so soll man auch ihre Diener und Lehrer achten so lange ihr Leben und Wirken auf Achtung Anspruch machen kann. Wer der wahren Erleuchtung theilhaftig ist, muß um so eher duldsam seyn, da er weiß, daß er nur durch die Gnade Gottes sich als bevorzugt betrachten darf und es den Menschen nicht zustehen kann, die Bedingungen vorzuschreiben, unter welchen Gott sich dem Bewußtseyn offenbaren solle. Gerade der religiöse Eifer, der jetzt überall rege geworden ist, fordert Glaubensfreiheit, die Kirche der Gegenwart verlangt sie und alle Hoffnungen einer Kirche der Zukunft beruht darauf. Verlangt man aber Glaubensfreiheit, so muß man auch alle Geistliche achten in ihrem Rechte. Wie weit dieses Recht geht, ist aber eine Frage, welche Geistliche und Laien oft sehr verschieden beantworten. Geistlichen muß ein Einfluß auf ihre Gemeindeglieder zustehen, denn darüber sind ja Alle einig, daß sie für das Leben lehren sollen, daß sie nicht nur lebende Verkündiger des Worts, sondern auch belebende Organe eines heiligen Geistes seyn sollen; hiemit werden nur diejenigen nicht einverstanden seyn, welche wollen, daß Geistliche nur Professoren einer theologischen Lehre seyn

sollen, es ihren Schülern überlassend, davon zu nehmen und zu verwenden, was sie verstehen und gebrauchen können. Das Volk aber braucht Geistliche und will solche, die nicht blos zu ihm sprechen, ihm vorbeten, sondern mit ihm leben, ihm helfen und beistehen das Leben zu überwinden; das ist gewiß, und der Lichtgläubigste wird im Dunkeln diesen Drang im Volke erkennen müssen, ihn nicht ersticken und eben so wenig befriedigen können. Das Volk wird den Geistlichen suchen, der es erbaut, der ihm das Heilige aufschließt, daß seine Strahlen in alle Herzen fallen, es wird sich kindlich dem geistlichen Vater zuwenden, bei dem es Einigung im Nothwendigen, Leitung im Zweifel, Liebe in Allem finden kann. Man gewähre dem Volke ja solche Väter und sorge dafür, daß sie ihm väterlich gesinnt bleiben, daß sie es lenken zum wahren Heil und nicht im einseitigen Interesse kirchlicher Institutionen. Daß Priester lehren und wirken im Sinne und Geiste ihrer Kirche, darf ihnen nicht verargt werden, nur müssen sie auch Bürger seyn können, und einsehen, daß Kirche und Staat nicht im Widerspruch verharren können, ohne daß Beide darunter leiden, müssen den Frieden lehren und nicht die Gläubigen dem Staate entfremden, müssen als Seelsorger ihren Pflegbefohlenen Demuth und Liebe aber nicht Gottesangst einflößen. Mit solchen Geistlichen geht man um wie mit Menschen, die eine wahrhaft göttliche Sendung vollziehen, man liebt sie, verehrt sie und vertraut ihnen unbedingt; aber dieses Vertrauen, dieses unverletzbare Unterpfand, das den Geistlichen überantwortet ist, für dessen treue Hut sie Gott Rechenschaft schuldig sind, wird mißbraucht, wenn die Macht, welche es gewährt, *weltlichen* Vortheilen auch der heiligsten Sache dienen soll, und die Geistlichen, die, gleichviel ob unbewußt oder bewußt, es so mißbrauchen, beschreiten das Feld weltlicher Polemik, von welchem sie sich nicht beliebig in ihre geistliche Unverletzbarkeit zurückziehen können, der sie sich entäußert haben; sie

sind Parteimänner, ja sie haben sogar als solche keine vollkommen reine Stellung, denn sie werden fast unumgänglich eines göttlichen Vorwandes für weltliche Zwecke verdächtig, regen die Erinnerung alles dessen an, was die Vergangenheit auf diesem Felde dargeboten, und wühlen die Gehässigkeiten auf, welche immer die Feldzüge der streitenden Kirche begleiteten. Man wird dann im Umgange mit ihnen vorsichtig und behutsam seyn, sie der Ueberzeugung fähig halten, daß der Zweck die Mittel heilige, wird ihren Eifer entweder als Fanatismus oder als Heuchelei betrachten, wird sie mit Besorgniß als Berather in der Familie sehen, hinter ihren Rathschlägen unlautere Absichten argwöhnen und fürchten, daß wenn die geistliche Partei zur unbestrittenen Herrschaft käme, sie den Sieg benützen würde wie früher. Betrachtet man die ungeduldige und unduldsame Verfolgungssucht der Eiferer in den Parteien, welche um den Glauben, für ihn und wider ihn streiten, so ist Besorgniß gleich sehr begründet, welche von ihnen auch den Sieg davon trüge, und man kann sich nur damit trösten, daß keine Partei ihn so erringen wird, daß sie ihn ausschließlich in ihrem Sinne ausbeuten kann. Mit Geistlichen, die ihre Stellung mißbrauchen wollen zur Förderung von Parteizwecken, geht man um wie mit gefährlichen Parteigängern, man hütet sich persönlich vor ihren Ränken so viel als möglich; muß man aber im Interesse des öffentlichen Wohls gegen ihre Umtriebe auftreten, so hüte man sich wohl, ihren Stand zu kränken, der Ehrfurcht verdient wegen der vielen würdigen Männer, die ihren hohen Beruf segensreich vollziehen. Man hüte sich aber ebenso, aufrichtige Glaubenstreue für Fanatismus, den reinen Eifer, um die Gläubigen auf dem Wege der Erkenntniß zu erhalten, für Unduldsamkeit gegen Andersgläubige anzusehen, denn sonst verkennt man den Beruf des Geistlichen, der nicht müßig und lau in indifferenter Zurückgezogenheit verharren darf, sondern Sorge haben muß und beküm-

mert seyn soll für das geistliche Leben der ihm anvertrauten Gemeinde; auf diesen Wegen leiste man ihm allen Beistand und erleichtere ihm die Mittel, um den hohen Zweck zu erreichen. In einigen katholischen Staaten Deutschlands werden Klöster für beide Geschlechter errichtet, geistliche Brüderschaften unter den Laien eingeführt, Predigerzüge und Wallfahrten unternommen. Das Alles wird als eine Zeittäuschung betrachtet, von den Katholiken und Protestanten, welche der Meinung waren, daß die Aufklärung allen solchen geistlichen Anstalten den Boden verdorben hatte. Man hat, wie wir sehen, dieser Aufklärung zu viel zugetraut, und, etwas näher beim Lichte besehen, konnte man das auch nicht füglich erwarten von einer negativen Stimmung, die außerhalb Frankreich nirgends tief in das Volksbewußtseyn gedrungen und auch in den höheren und mittleren Ständen nicht viel mehr als eine individuelle Entwickelung gefunden hat. Wo nun der Katholicismus in seinem Bestreben, solche Institute wieder zu beleben, auf die er eine Zeit lang hatte verzichten müssen, nicht bestehende Gesetze verletzt, übt er ohne Zweifel ein zustehendes Recht aus, und es ist nicht zu läugnen, daß er darin an den meisten Orten vom katholischen Volke nicht verläugnet wird, das keineswegs die Klöster und ihre Wirksamkeit, die vorzugsweise ihm gewidmet ist, zurückweist. Es soll hier nicht erörtert werden, ob das, was Klöster dem Volke bringen sollen, ihm nicht auch auf andere Weise hätte zu Theil werden können, ob Mönche und Nonnen nicht ihr Leben Gott und seiner Verherrlichung widmen können, ohne in der Weise der Welt zu entsagen, wie ihre Regel es ihnen auferlegt. Da sie wieder Eingang gefunden haben, da sie sich vermehren in Ländern wie England und Amerika, wo nicht Hofgunst sie hervorgerufen und wo sie gegen den Willen des Volks nicht bestehen könnten, so ist offenbar ihre Zeit nicht vorbei; vielleicht haben sie sich beeilt, in eine Lücke einzutreten, welche die Auf-

klärung übersehen oder nicht hat ausfüllen können, vielleicht sollen sie erst noch die Probe einer ferneren Lebensfähigkeit bestehen. Uebrigens muß man im Umgange mit Mönchen und Nonnen Vorsicht beobachten, denn sie stehen in einem Ausnahmsverhältnisse zum weltlichen Leben, mit dem sie ja nur unter besonderen Bedingungen im Vernehmen bleiben wollen. Barmherzige Orden, welche sich der Krankenpflege und dem Armenunterrichte widmen, stiften viel Gutes, das die höchste Anerkennung verdient, aber sie dürfen als Lohn für ihre allerdings bewundernswerthe Aufopferungsfreudigkeit nicht die Freiheit ansprechen, über die Seelen ihrer Pfleglinge unbedingt schalten zu können, und die Neigung dazu muß vom Standpunkte der Orden aus nothwendig vorhanden seyn. Das ist noch viel mehr der Fall mit den Orden beschaulichen Lebens, welche die Welt als einen Sündenpfuhl betrachten, aus dem sie sich gerettet haben. Man wird mit Mönchen und Nonnen nicht im Umgange bleiben, wenn man sich nicht ihrem Standpunkte zuwendet, denn ihr religiöser Beruf im Verkehr mit der Welt kann ja nur seyn, Alle für ihre Ansicht zu gewinnen; man muß daher gewärtig seyn, entweder von ihnen gewonnen oder verworfen zu werden. Diese Gattung von geistlichen Orden sind auch besonders geeignet, um religiöse Schwärmerei und die Seele betäubende Mystik zu verbreiten; diese Geistesverschiebung geht übrigens heutzutage keineswegs allein von den Klöstern aus. Im Ganzen genommen also kann man bei dem jetzigen religiösen Aufschwung des Katholicismus nicht wohl oder doch nur ausnahmsweise in unbefangenem Umgange mit Klostergeistlichen verharren, und muß daher mit sich darüber einig werden, was man damit will, und sich wahren gegen das, was man nicht will. In soferne aber Mönche und Nonnen sich da aufdringen wollen, wo sie nicht gerufen noch begehrt sind, in die Familien einschleichen durch Kinder und Dienstboten, da weise man sie zurück, ent-

schieden, aber ohne Kränkung. Man wird aber solche Eindringlinge, auch wenn sie sichtbar entfernt sind, nicht so leicht los, denn sie sind beharrlich und lassen sich nicht von einem Mißlingen abschrecken, sie stehen nicht allein und verfügen über vielfache und weitverschlungene Verbindungen, maßen sich das Recht an, durch jedes Mittel einen Posten behaupten zu dürfen, wo sie einmal Fuß gefaßt haben, sie wollen ja das nicht für sich, sondern für die heilige Kirche, und wenn man die von ihnen gewonnenen Dienstboten entlassen, die Kinder ihnen entzogen und unter strenge Aufsicht gestellt hat, so begegnet man doch manchmal ihrem Einflusse wo man es am wenigsten erwartet. In derselben Lage befindet man sich überhaupt geistlicher Proselytenmacherei gegenüber. Daher überlege man es wohl, ehe man sich in ein Verhältniß hineinbegiebt, in welchem dergleichen in Aussicht stehen kann, und ist man ohne sein Zuthun hineingekommen, so suche man die Fäden so bald als möglich abzuschneiden, ehe sie sich zu unzersprengbaren Ketten verdichten.

Im Umgange mit dem Kriegerstande muß man nie aus den Augen lassen, daß er in Beziehung auf den Ehrenpunkt Bedingungen unterworfen ist, denen der Einzelne sich nicht entziehen kann, auch nicht, wenn er sie als Vorurtheile betrachtet. Man muß daher im Umgange mit Offizieren wie mit Soldaten, wenn Andere gegenwärtig sind, Rücksichten beobachten, und wenn man auch sonst auf dem vertraulichsten Fuße mit ihnen steht, denn sie sind dann genöthigt, eine Rechenschaft zu fordern, an welche sie unter vier Augen nicht denken würden. Der deutsche Kriegerstand hat sich überhaupt seit den Friedensjahren sehr geändert durch die wissenschaftliche Bildung, welche ihn auf eine weit höhere Stufe erhoben hat, und durch das Vaterlandsgefühl, das ihn beseelt, besonders in den Staaten, in welchen Jedermann wehrpflichtig ist, denn daß dies die am meisten nationale Wehrverfassung ist, wird

wohl Jedermann einräumen. Die Offiziere werden jetzt so sorgfältig unterrichtet, und besonders in den sogenannten wissenschaftlichen Waffengattungen (Genie, Artillerie, Generalstab) findet man Männer von den ausgezeichnetsten Fähigkeiten, die auch außerhalb ihres Fachs auf einer hohen Bildungsstufe stehen. Aber auch in der Linie ist Bildung allgemein geworden, und zwar nicht nur unter den Offizieren, sondern auch weiter hinab. Es sind überall Regimentsschulen für Unteroffiziere, mit besonderem Bezug auf die verschiedenen Waffengattungen, und für Gemeine eingeführt. Man kann sagen, daß das deutsche Heer für die wehrpflichtigen Männer die Volksbildung ergänzt, und zwar mit dem sichtbarsten Erfolg. Großen Werth muß man auch der musikalischen Bildung beilegen, welche, wie ich glaube, in allen deutschen Heeren, jedenfalls in den bedeutendsten statt findet; zweckmäßige Singübungen bewähren sich als ein vortreffliches Mittel gegen Rohheit und zum friedlichen Beisammenleben der Soldaten unter sich. Der deutsche Kriegerstand ist daher in allen seinen Abstufungen musterhaft durch Mannszucht, Tüchtigkeit in der Waffenführung, worin er jeden allgemeinen Fortschrittes theilhaftig wird, durch wissenschaftliche Bestrebungen wie durch allgemeine Bildung bis in seine letzten Reihen hinab, und er verdient die vollste Anerkennung, denn man kann mit Wahrheit sagen, daß er dem deutschen Volke Ehre macht. Er findet daher auch bereitwillig die ehrenvollste Aufnahme und es herrscht zwischen ihm und dem Bürgerstande das beste Einvernehmen; Reibungen und Mißverständnisse zwischen beiden kommen so selten vor, daß sie kaum nennenswerth sind. Man betrachtet im Allgemeinen, und vom bloßen staatsökonomischen Standpunkte aus mit Recht stehende Heere als eine große Last. Wenn man aber bedenkt, daß Deutschland unmöglich entwaffnen kann, so lange es umgeben ist von Nachbarn mit vollgerüsteten stehenden Heeren, so bleibt so lange der bundesmäßige Heer-

bestand eine politische Nothwendigkeit, von der man vor der Hand nicht abgehen kann, ohne der staatlichen Stellung Deutschlands Eintrag zu thun. In unseren Zeiten ist, auch bei Erhaltung eines vollständigen Waffenmaterials, ein Heer, besonders wenn es geübten Armeen die Spitze bieten soll, nicht so schnell gebildet; man müßte unter allen Umständen Cadres (Rahmen) der Waffengattungen beibehalten, jährliche Uebungen vornehmen, und es ist eine noch nicht zuverlässig beantwortete Frage, ob dabei der ökonomische Vortheil so viel bedeutender wäre, als das was man erreichen kann mit einem Beurlaubungssystem des stehenden Heers, daß er in Betracht käme gegenüber von der politischen Unmacht, welche die unausbleibliche Folge einer beinahe vollständigen Entwaffnung wäre, denn, wie gesagt, bei dem jetzigen Standpunkte der Kriegskunst ist ein Heer noch lange nicht vorhanden, weil eine gehörige Anzahl von Männern, wenn auch noch so schnell, mit Waffen versehen werden können. Welche Ansicht man nun auch von dieser Frage haben mag, so muß das keinen Einfluß haben auf das Benehmen gegen die Krieger, deren Stand man unter allen Umständen als höchst ehrenvoll betrachten und behandeln muß. Man muß ebenfalls bedenken, daß der Krieger in der Ausübung seiner Pflicht nicht seiner individuellen Ueberzeugung folgen kann, sondern unter allen Umständen seinem Fahnenherrn Gehorsam schuldig und dazu verpflichtet ist, darauf zu sehen, daß in seiner Gegenwart dessen Ehre und Ansehen in keinerlei Weise zu nahe getreten werde. Krieger können daher in politischen Erörterungen grundsätzlich und thatsächlich keine vollkommen unabhängige Stellung behaupten; wie liberal man auch die individuelle Meinungsfreiheit verstehen mag, sie müssen sich Grenzen stellen, über die hinaus sie sich nicht äußern und auch nicht jede Aeußerung gleichgültig anhören können. Man muß daher im Umgange mit Kriegern die unerläßlichen Bedingungen

ihres Standes und ihrer Stellung im Staate achten und die Verhältnisse berücksichtigen, über welche sie nicht gebieten können und denen sie in jeder Staatsform unterworfen bleiben. Der Krieger ist Bürger, und zwar hat er so viel Interesse als irgend ein Anderer an Förderung und Entwickelung des Gemeinwohls, aber so lange er das Feldzeichen trägt, bleibt seine bürgerliche Thätigkeit der Beschränkung unterworfen, daß er an keiner Handlung Theil nehmen darf, welche ihn in Widerspruch bringt mit dem Verhältnisse, welchem seine Fahne verpflichtet ist. Der Krieger im stehenden Heere ist nicht temporair unter Waffen, sondern muß in manchen Beziehungen angesehen werden als immer unter Gewehr stehend, wie auch der Landwehrmann, der nur temporair Soldat ist, so lange er unter den Waffen steht, der militairischen Ordnung und der Mannszucht unterworfen bleibt, von der keine individuelle oder eigenmächtige Ausnahme statt finden kann.

Ein in allen Beziehungen vollkommener Arzt muß immer ein sehr bedeutsamer Mensch seyn. Die ärztliche Diagnose beruht auf einem genialen Sehervermögen, das sich äußert in einer richtigen Schlußfolgerung von den Krankheitserscheinungen auf ihre wahre Ursache; es ist ein höheres Wissen, indem das durch Kenntniß Erworbene, von der Naturgabe belebt, ein Hellsehen erzeugt, welches das in der Organisation Verborgene dem geistigen Auge bloßlegt. Diese Eigenschaft, die in allen Bestrebungen erforderlich ist, um die höchsten Stufen zu erreichen, können nur wenige Aerzte besitzen; wer auf eigenem Wege nicht schöpferisch verfahren kann, bildet, schärft und übt seine Erkenntniß an dem vor ihm von Anderen Erkannten durch eigene Erfahrung, welche ihn mit dem gewöhnlichen Entwickelungsgange der Natur vertraut macht, und wird das, was man einen rationellen Praktiker nennt, der durch sorgfältige Beobachtung einen Takt erwirbt, mit dem schon sehr viel ausgerichtet werden kann. Zur Aus-

übung der Heilkunde gehört ein reiches Material von Kenntnissen der verschiedensten Art, Charakterfestigkeit um beharrlich und unverdrossen sich den immer sich erneuernden Beschwerden der Krankenbehandlung zu unterwerfen, Menschenkenntniß, um die Kranken eben sowohl geistig als körperlich zu verstehen. Ein tüchtiger Arzt, der in Ausübung seines mühseligen Berufs gewissenhaft verfährt, hat zuverlässig Anspruch auf hohe Achtung, denn er behauptet einen ausgezeichneten Platz unter den Wohlthätern der Menschheit und man kann mit Geld höchstens seine Anstrengungen, aber nicht seine Aufopferung bezahlen. Man behandele daher einen solchen Arzt als einen wohlwollenden Freund und schenke ihm volles Vertrauen. Man beantworte alle Fragen eines Arztes klar, genügend und unumwunden, wie die eines Beichtvaters, aber man frage ihm nicht die Gründe seines Verfahrens ab, die man doch fast nie richtig beurtheilen kann, selbst wenn man medicinische Kenntnisse hat, denn man kann nicht seinen Standpunkt einnehmen, weshalb auch ein Arzt, wenn er selbst krank wird, sich der Behandlung eines andern überläßt, denn durch das eigene Leiden wird man in seinem Urtheile befangen. Man befolge die Vorschriften eines Arztes; das ist man sich selbst und ihm schuldig, denn sonst verschiebt man die Bedingungen, unter denen allein er eine zweckmäßige Behandlung anordnen kann. Man bediene sich nicht zu gleicher Zeit der Hülfe zweier Aerzte in solcher Art, daß man es beiden verheimlicht, denn sonst hat man im Grunde keinen, da man selbst zwischen ihnen die Wahl treffen muß, und man begeht an beiden ein Unrecht, fügt auch wahrscheinlich sich selbst Schaden zu. Wenn Laien sich oberflächliche Kenntniß der Heilkunde erwerben, so ist das unnütz, weil sie, ohne sich der Sache ganz zu widmen, nicht einmal die Theorie vollständig auffassen können und keine Gelegenheit zur Uebung haben; sie erreichen damit nur, daß sie in Er-

krankungsfällen durch ihr Halbwissen verwirrt und beunruhigt werden und daß damit dem Arzte ihre Behandlung schwieriger gemacht wird. Das Vertrauen des Kranken in die Fähigkeit des Arztes trägt ohne Zweifel zur Heilung wesentlich bei, weil es beruhigt und Zuversicht einflößt. Ueber das Vertrauen zu einem Arzte kann man sich manchmal keine Rechenschaft geben, es beruht oft auf der Persönlichkeit des Arztes, die überhaupt einen wesentlichen Einfluß auf Kranke hat. Da ein Arzt auf Vertrauen Anspruch machen muß und nothwendig in dem Falle ist, Familiengeheimnisse zu kennen, so liegt ihm natürlich unverbrüchliche Verschwiegenheit ob; hieraus folgt von selbst, wie unpassend es ist, Fragen an ihn zu stellen, die er nicht beantworten kann, ohne diese Pflicht zu verletzen. Man muß überhaupt bedenken, daß ein Arzt Kranke nur ihrer Krankheit wegen besucht und soll ihm daher mit unnöthigem Gespräch nicht beschwerlich fallen, denn einem vielbeschäftigten Arzte ist seine Zeit heilig und er kann nichts davon verschwenden ohne es ersetzen zu müssen. In der Belohnung eines Arztes, der gewissenhaft seine Pflicht erfüllt, soll man nicht kärglich seyn, denn wenn es seine Pflicht ist, Armen und Dürftigen seine Hülfe nicht gänzlich zu entziehen, so kann er auch billigerweise erwarten, daß Reiche und Wohlhabende es ihm möglich machen, den Armen seinen Beistand zu gewähren. Man darf es als ein Glück betrachten, mit tüchtigen Aerzten umzugehen, denn sie sind auch außerhalb ihres Berufs meist geistvolle und tüchtige Menschen, wenn es auch bisweilen vorkommt, daß sie etwas verschlossen und eigenthümlich sich benehmen, denn einem vorzüglichen Arzte sieht man leicht jede Eigenheit nach. Es giebt leider aber auch schlechte Aerzte, graduirte und geprüfte Quacksalber; es kann aber auch ein sehr guter Theoretiker sehr unglücklich und ungeschickt in der Praxis seyn. Vor solchen Aerzten hüte man sich wie vor Feinden, denn ihre Behand-

lung ist meist eine Mißhandlung, und wenn die Natur so gnädig oder glücklich ist, Heilung zu bewirken, so geschieht es nicht selten, daß die Mittel eines solchen Arztes eine künstliche Krankheit zuwege bringen. Die Homöopathie hat jedenfalls darin heilsam gewirkt, daß die Doses auch in der Allopathie vermindert worden sind und der Magen nicht mehr mit solchen Arznei-Massen wie früher verdorben wird. Sympathetische Kuren, bei denen nur ein Hocuspopus vorgenommen, aber nichts eingenommen wird, haben nur die Folge, daß die Zeit vergeudet wird, in welcher eine verständige Behandlung etwas hätte ausrichten können. In unseren Zeiten tritt ein Quacksalber nicht mit marktschreierischen Manieren auf, sondern verlegt sich darauf, das Benehmen guter Aerzte nachzuahmen und ist darum nur noch gefährlicher. Einige solcher Aerzte suchen Kranke zu gewinnen durch liebenswürdige Freundlichkeit, Schmeicheleien, verzärteln die Kranken und richten sich in allen Anordnungen nach ihren Launen, denn ihnen kommt es nicht darauf an, die Leute bald gesund zu machen, sondern sie lange als Kranke zu behandeln. Zu so etwas läßt ein guter Arzt sich nicht herab, er martert nicht seine Kranken mit unnöthigen Latwergen, noch füttert er sie mit Leckerbissen, er verschmäht nicht ihr Wohlwollen, aber er will vor Allem sie gesund machen.

Fast in allen Beziehungen ist ein Rechtsfreund für die bürgerliche Wohlfahrt in einer gleichen Stellung zu seinen Pflegbefohlenen, wie ein Arzt in Betreff der leiblichen Wohlfahrt. Es ist oft eben so schwer, Rechtshändel zu vermeiden, als Krankheiten. Man wende jede mögliche Sorgfalt an, um beiden auszuweichen, und wenn nicht zu viel auf dem Spiel steht, so ziehe man einen Vergleich, auch mit Verlust, einem weit aussehenden Processe vor. Zu einem vollkommenen Sachwalter gehört auch ein Verein von seltenen Fähigkeiten, reichen Kenntnissen, Charakter, Redlichkeit und Muth; auch

er ist ein Wohlthäter der Menschheit, verdient hohe Achtung und volles Vertrauen. Wie man im Geschäftsverkehr mit einem solchen Manne umgeht, ist leicht gesagt, denn man kann ihm mit Ruhe die Führung jeder Angelegenheit überlassen. Daß man für eine wichtige Rechtssache einen tüchtigen Rechtsfreund sucht, ist sehr natürlich, doch ist dabei viel Vorsicht nöthig. Es wird immer der Fall seyn, daß einem Anwalte von großem Rufe sehr viel Aufträge zuströmen; er kann sie dann häufig nicht alle persönlich besorgen und muß sie Gehülfen überlassen, so daß man manchmal den im Grunde nicht zum Anwalt hat, dem man die Sache übertragen hat, und wenn dieser auch die Leitung im Ganzen überwacht, so kann er sich doch nicht so in die Sache hineinversetzen, als wenn er die Einzelnheiten selbst durchführt und manchmal ist der Geist der Sache in scheinbaren Kleinlichkeiten verborgen. Auf diese Weise geht bisweilen unter der Firma eines berühmten Sachwalters eine Sache verloren, die in den Händen eines weniger beschäftigten Mannes geborgen gewesen wäre. Ein unredlicher, ränkesüchtiger, habsüchtiger Advokat, in der unerschöpflichen Rüstkammer der Chikane wohl bewandert, ist unbedenklich ein sehr gefährlicher Mensch, von dem man sich in allen Beziehungen entfernt halten muß; aber es ist oft sehr schwer sich gegen einen solchen zu schützen, denn er taucht bisweilen unerwartet in einem Rechtshandel auf, in den er sich durch eine Hinterthüre, als Vertreter einer von weitem betheiligten Partei, hineinzuschleichen gewußt hat, bringt nach Kräften eine allgemeine Verwirrung hervor und sucht sich gefährlich zu machen, um es dahin zu bringen, daß man sich mit ihm abfinden muß. Gegen die Kunstgriffe schlechtgesinnter Advokaten giebt es keinen anderen zuverlässigen Schutz als gute Gesetze. Es kann hier unmöglich der Ort seyn, um zu untersuchen, was in dieser Beziehung in Deutschland noch vermißt wird. Es ist unläugbar,

daß das Studium der Rechtskunde im Allgemeinen in Deutschland in diesem Jahrhundert große Fortschritte gemacht hat, daß wissenschaftliche Standpunkte gewonnen sind, von denen aus gesunde und klar aufgefaßte Grundsätze sich geltend machen und in immer größeren Kreisen Verständniß und Anerkennung finden; das Alles kann nicht auf einmal in die praktische Rechtspflege übergehen, aber man fühlt und empfindet allgemein, daß viel zu thun sey und daß viel gethan werden muß. Man ist so weit gekommen, daß man einsieht, daß die Entwirrung nur am hellen Tageslichte vorgenommen werden kann, daß alle Heimlichkeit aufhören und eine Nationalgesetzgebung erzielt werden muß; wie weit auch dieses Ziel zu liegen scheint, man kennt es, man strebt darnach und wird nicht aufhören darnach zu streben. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege sind Losungsworte geworden, die nicht mehr ungehört verhallen können, die öffentliche Meinung ist, ohne Rücksicht auf politische Parteigesinnung, dafür gewonnen und es kommt nunmehr nur darauf an, wann und in welcher Ausdehnung diese Grundbedingungen einer guten Rechtspflege eingeführt werden sollen. Unzertrennlich davon ist die Frage einer freien Presse, die ebenfalls in der öffentlichen Meinung entschieden, dieser nach, natürlich mit einem maaßgebenden Gesetze, kaum mehr als eine Frage des Datums ist, und sie hat durch das, was für die beiden Rechtsfragen gewonnen ist, einen großen Schritt gethan. Es liegt in der Natur der Sache, daß Rechtskundige überhaupt und namentlich der Advokatenstand bei diesen Zeitfragen und ihrer Entwickelung besonders betheiligt sind und letzterer namentlich wird beschuldigt, mit zu großem Ungestüm auf ein Vorschreiten zu dringen, eine künstliche Bewegung hervorzurufen, eine Art von politischer Chikane in Anwendung zu bringen. Es ist ganz unmöglich, etwas das in der öffentlichen Meinung entschieden werden soll, in der

Stille abzuthun, ein Verhältniß zu verändern, ohne es in Bewegung zu bringen, und wenn die deutsche Rechtsanwaltschaft in den bezeichneten Bestrebungen, an denen sie sich betheiligen muß, wenn sie nicht sich selbst aufgeben will, angesehen werden sollte, nicht zum Rechten zu halten, so scheint mir, daß sie nicht besser jeden Verdacht geheimer Umtriebe oder verkappter Aufregung von sich abwenden kann, als wenn sie in öffentlichen, oder doch offenen Versammlungen ihrer Genossenschaft, die Mittel und Wege erörtert, durch welche gesetzlich gewirkt werden kann für Zwecke, die ganz offen zu Tage liegen und mit denen die öffentliche Meinung in allen Ständen sich lebhaft beschäftigt. Das thut aber der deutsche Advokatenstand nach Kräften, in sofern es ihm nicht verwehrt wird, und es scheint demnach jede Beschuldigung, daß er etwas Besonderes auf verderbliche Weise vorkehren wolle, durchaus nicht begründet; ja er will eben durch offene Zusammentretung verhindern, daß Einzelne durch ungehörige Betheiligung dem ganzen Stande gegründete Vorwürfe zuziehe. Der deutsche Advokatenstand ist in seiner Mehrheit gewiß höchst ehrenwerth und wenn er nach Besserung mancher Verhältnisse verlangt, so zeigt er ja, daß er ganz richtig damit anfangen will, sich selbst zu verbessern, alles Mißliche und Zweideutige von sich abzuwenden, um eine reine und klare Stellung einzunehmen. Im Allgemeinen gehören die Rechtskundigen in Deutschland zu den Aufgeklärtesten der Nation, und man geht mit ihnen um wie mit Männern, die ihre Zeit verstehen, Einsicht und Tüchtigkeit genug besitzen, um in sie eingreifen zu können, und in allen Verhältnissen des Lebens wissen wie man sich nehmen soll.

In Deutschland hat lange das Vorurtheil geherrscht und ist an manchen Orten noch nicht verschwunden, daß eine höhere Bildung nur erlangt werden konnte auf dem Wege des Studirens, daß man absolvirt und promovirt haben müsse, um

ein Wort mitsprechen zu dürfen, und man fand es unbescheiden, wenn diejenigen es thaten, welche nicht auf solche Weise ihren Lebensgang vorbereitet hatten, es wurde betrachtet, als wenn sie sich etwas herausnahmen, was ihnen nicht zukam, was man ihnen nicht zutrauen konnte. Daß die höchste Bildung nur durch ächte Wissenschaftlichkeit erreicht werden kann, ist richtig und wird es immer bleiben, aber nach diesem Maaßstabe gab es immer, auch unter den auf gelehrtem Wege Herangezogenen, viel Handwerksmäßigkeit, die darum, weil sie mit gelehrtem Werkzeug handthierte, nicht geistvoller, sondern nur gespreizter und unnatürlicher war. Das ist, Gottlob, jetzt größtentheils überwunden, höhere Lebensbildung und höhere Lebensansichten verbreiten sich über alle Stände, man frägt nicht darnach, woher die Fähigen ihre Tüchtigkeit haben, es kann Jeder, wes Standes er ist, ein Wort mitsprechen, ohne daß es ihm verargt wird, und vielleicht ist eher eine Reaction vor der Thüre, wonach die gelehrte, namentlich die büreaukratische Bildung mit dem Vorurtheil zu kämpfen haben wird, als verstehe sie nicht, sich mit dem Leben vertraut zu machen; sie hat es auch lange nicht recht verstanden und benimmt sich zum Theil noch linkisch genug dabei. So ist nun auch der deutsche Kaufmannsstand im Begriff, in eine andere Sphäre hineinzutreten, als die war, in welcher er leider so lange beharrte und verharschte. Freilich mußte ihm der Weg dazu bereitet, in den dicken Panzer des gewerbmäßigen Schlendrians Oeffnungen geschlagen werden, damit Licht und frischer Weltodem die innere Abgeschlossenheit durchdringen konnte; das geschieht immer mehr, und der ehrenwerthe Kaufmannsstand säumt nicht, die Gelegenheit zu benutzen, um in gleiche Linie zu treten mit den Ständen, hinter welchen er früher in Bildung zurückstand. Dem Kaufmanne muß natürlich zu allen Zeiten sein besonderes Fach, sein Theil vom Ganzen am Herzen liegen, diesen muß er bilden und hegen

und er muß ihm vor allen anderen geläufig werden. Ohne das zu verabsäumen kann aber dabei der Sinn geweckt werden für erweiterte Ansichten, so daß man, um das Besondere besser zu führen, vom Ganzen Kenntniß nimmt und dadurch befähigt wird, größere Verhältnisse zu umfassen. Die verbesserten und nach höheren Gesichtspunkten erweiterten Real-, Handels- und Gewerbschulen haben bereits erfreuliche Früchte getragen: ein Geist wird darin geweckt, der in den von Natur Befähigten nicht hinter einem Hauptbuche oder einem Ladentische verkümmern, sondern an der Entwickelung der Zeit Antheil nehmen wird, der Krämergeist wird im eigentlichen Kaufmannsstande gebrochen werden, denn dieser Geist besteht nicht darin, daß man sich mit dem Kleinen abgeben muß, sondern darin, daß man geistig am Kleinlichen kleben bleibt und nicht darüber hinausgehen kann. In allen Zweigen des Handelstandes sieht man, daß der Sinn sich hebt, die Beschränktheit abstreift, größere Verhältnisse in Berechnung zieht, und daß auch der Gehülfe nach einer Bildung strebt, die ihn befähigen kann, als Kaufherr in Handelskammern oder sonst im öffentlichen Leben nicht nur sein Haus, sondern auch seinen Stand und möglicherweise seine Nation zu vertreten. Man geht daher mit Kaufleuten um nach dem Gepräge, welches sie tragen, und sie selbst bestimmen durch Bildung und Benehmen den Grad von Achtung, auf den sie Anspruch machen können. In der Handelswelt muß natürlich die Geldmacht herrschen; um so wichtiger ist es daher, daß sie in der Bildung einen Nebenbuhler findet, den sie nicht ganz übersehen kann; dadurch wird der ganz brutale Geldstolz, der statt aller Gründe die Thaler klappern läßt, doch vielleicht etwas manierlicher. Man muß auch jetzt, um einigermaßen richtig kaufmännische Verfügungen zu treffen, die überseeischen Märkte und Verhältnisse, die staatlichen Stellungen und Zustände und manche andere Umstände in Betracht ziehen, die früher außer

dem Bereich der kaufmännischen Beachtung lagen und von einer niederen Bildungsstufe aus nicht richtig verstanden und aufgefaßt werden können. Die immer steigende Mitbewerbung nöthigt Kaufleute und Fabrikanten dazu, die Käufer nicht abzuwarten, sondern sich anzubieten und ihre Kunden durch Reisende zu beschicken, die in Schaaren herumziehen und wiederum unter sich den Weg sich verlegen, sich vorgreifen und unterbieten und auf jede Weise Geschäfte zu machen suchen. Solche Reisen können allerdings geeignet seyn, einen jungen Mann zu bilden, wenn er nämlich gehörige Vorkenntnisse hat, aber Mancher ist zu früh flügge geworden und läuft mit einem Artikel in der Welt herum, als wenn er sie schon kennte und etwas darin zu bedeuten hätte. Es ist natürlich, daß die Nothwendigkeit, überall Geschäfte aufzutreiben und Kunden auszuspüren, sie, je nach der Beschaffenheit dessen, was sie feil bieten, veranlassen muß, alle Schüchternheit abzulegen, und so kommt es, daß Einige sehr zuversichtlich auftreten und sich einbilden, daß sie überall zu Hause wären. Es giebt unter den Handelsreisenden sehr wackere Männer, deren Benehmen sie davor sichert, mit den Standesgenossen zusammengestellt zu werden, die ihrem Stande keine besondere Ehre machen. Als Gegenstück zu diesem oft demüthigen Kleinverkehr finden wir dagegen in Seestädten, und wo sonst der Großhandel seine Wege hat, bedeutende kaufmännische Standpunkte, von denen aus wichtige internationale Verhältnisse vermittelt werden können und von ihnen verbreitet sich auch mehr und mehr das rechte Verständniß von der Stellung, welche der Handelstand einnehmen kann und soll. Wir sehen auch an manchen solchen Punkten einen Geist sich entwickeln, der nicht mehr ausschließlich von individueller Gewinnsucht beherrscht ist, Wissenschaften und Künsten sich zuwendet und für humane und nationale Zwecke thätig ist. Je mehr nun der Binnenhandel mit dem großen Weltverkehr in Verbindung

gezogen wird, was bereits durch den Zollverein und Eisenbahnen im Gange ist, um so mehr wird dieser Geist sich verbreiten und den deutschen Kaufmannsstand im Geschäftsleben wie im Umgange auf eine höhere Stufe heben. In dieser Bewegung spielt die Industrie die größte Rolle. Wer sich aber der Industrie widmet, muß nothwendig viele Kenntnisse erwerben, und aus dieser Klasse sind bereits in Deutschland bedeutende Männer hervorgegangen, welche in allen Beziehungen auf der Höhe der Zeit stehen. Der Umgang mit ihnen hebt sich ganz aus dem besonderen Standesverhältnisse heraus und beruht auf den Grundlagen einer allgemeinen höheren Bildung.

Zu der Klasse der Gelehrten sollten nur die gerechnet werden, welche auf irgend eine Art Beweise gegeben haben, daß sie Etwas wissenschaftlich gelernt haben. Wenn sie nicht durch dessen Ausübung den Beweis liefern, wodurch jeder weitere wegfällt, so sollten sie wenigstens durch öffentliche Prüfungen an einer Universität oder durch persönliche Erwerbung eines academischen Grades diesen Beweis führen. Man kann sehr gelehrt seyn, ohne diesen formellen Weg durchgemacht zu haben, aber wenn Leute sich zu irgend einer Kathegorie zählen und als Genossen eines Standes auftreten, der von den Seinigen Nachweis fordert durch That oder Prüfung, so sollten sie doch auf irgend eine Weise darthun, daß sie dazu gehören. Ein Gelehrter im wahren Sinne des Worts, der mit zuverlässigen Kenntnissen den Geist ächter Wissenschaftlichkeit verbindet, steht auf einer so bedeutenden Stufe, daß man die öffentlichen Begriffe so zu sagen betrügt, wenn man ihm Standesgenossen zuschiebt, die nicht einmal im Stande sind, seine Bedeutung zu begreifen. Aechte Gelehrte verdienen alle Achtung, wenn sie sonst die Bedingungen erfüllen, die dazu gehören; die sich aber nur so nennen, ohne in irgend einer Art den Namen, den sie voranstellen, recht-

fertigen zu können, verdienen schon darum keine Achtung, weil sie ein falsches Schild aushängen. Letzteren wird man, wenn sie auch sonst Lebensbildung haben, im Umgange bald das Leere und Ungenügende anmerken, welches das Halbwissen nur kümmerlich verdeckt und das bei ihnen um so unangenehmer wird, weil sie darauf Anspruch machen, volle Geltung zu haben. Man kann nichts Besseres thun, als sie ganz unbeachtet zu lassen, denn in der Regel lohnt es nicht der Mühe, ihr Wortgewebe zu entwirren. Es giebt wirkliche Gelehrte, die ein sehr reichhaltiges Wissen erworben haben, bei denen aber der freie Geistesaufschwung durch das Gewicht des Materials niedergehalten wird. Zu dieser Klasse gehören die Pedanten, welche die Classiker bei jeder Gelegenheit und darum am häufigsten unpassend citiren, sich auf den Ausspruch berühmter Verfasser berufen, sich immer mit erborgten Redensarten ausdrücken und mit anmaßlicher Selbstzufriedenheit auf diejenigen herabsehen, welche solchen gelehrten Kram nicht ausbreiten können, dabei aber sich höchlich wundern, wenn sie von Ungelehrten geistig übertroffen werden. Der Pedant merkt seine Beschränktheit nicht, weil er mit dem Wissen Anderer sich nach allen Seiten hin ausbreitet. Der Pedant ist weitschweifig und rechthaberisch, ungeduldig beim Widerspruch, besonders wenn dieser sich nicht in gelehrten Formalitäten bewegt, und die Bedingungen, unter welchen allein mit ihm auszukommen ist, sind so lästig, daß man nichts Besseres thun kann, als ihm möglichst aus dem Wege zu gehen. Die Pedanten werden übrigens immer seltener, meistens kommen sie jetzt noch vor in der Gestalt eines Philosophen, der z. B. ein thatsächliches Verhältniß, das Allen wohlbekannt und offen daliegt, erst als vorhanden annimmt, wenn er es a priori construirt hat; hat man das verstanden, so weiß man so viel wie vorher, nämlich, daß das Vorhandene ist. Die Gelehrten haben angefangen, manche von den Eigenheiten abzulegen,

durch die sie früher auffällig waren: sie setzten Manches als bekannt voraus, was nur den Leuten vom Fach bekannt seyn konnte; sie hatten Mühe, sich in gewöhnlicher Sprache auszudrücken und waren unsicher, wenn sie sich nicht auf ihre geliebte Kunstworte stützen konnten; sie behielten oft ihr Wissen für sich und glaubten es zu entweihen, wenn sie es Profanen zugänglich machen sollten. Die Gelehrten sehen heutzutage ein, daß man sich dem Leben zuwenden muß, um sich darin geltend zu machen, sie sind verständlich und umgänglich geworden, denn sie haben sich davon überzeugt, daß man Gelehrsamkeit als einen todten Schatz nicht in Anschlag bringt, sondern sie nur schätzt nach der Art, wie sie verwendet wird. Wenn Jemand zum eigenen ausschließlichen Gebrauch Gelehrsamkeit aufhäufen will, so soll ihm das unverwehrt bleiben, so gut wie Jemand eine Büchersammlung anlegen kann, zu welcher Niemand der Zutritt gestattet ist; aber er darf dann nicht erwarten, daß man das anerkenne, was Niemand kennt als er selbst. Ein solcher gelehrter Egoismus kommt übrigens vor und ist begreiflich genug, denn wissenschaftliche Selbsterkenntniß gewährt einen so hohen Genuß, daß sie damit jede Anstrengung lohnt und sie giebt allerdings dem Umgange eine Würze, welche in ihrem Bereich auch auf Anerkennung Anspruch machen kann.

Schriftsteller sind als solche öffentliche Personen, wenigstens wollen sie es seyn, wenn es auch nicht Allen gelingen kann, Beachtung zu finden. Man muß unterscheiden zwischen solchen, die der Sache wegen schreiben, welcher sie ihre Thätigkeit gewidmet haben, und denen, die aus sich selbst schöpfen und mehr ihre Persönlichkeit oder das Vermögen in sich ausbeuten. Zu der ersten Klasse gehören wissenschaftliche Schriftsteller, denn ihre persönlichen Meinungen und Ansichten können nicht willkürlich seyn, sondern müssen aus der Natur des Gegenstandes geschöpft werden. Zu der zweiten Klasse

gehören die, welche erfinden, also Dichter in gebundener und ungebundener Rede, die, wenn sie ihre Werke noch so objectiv halten, doch den Stoff in sich gestalten zu dem, was sie daraus machen wollen. Erstere müssen also im Bereiche ihres Gegenstandes bleiben, wie umfassend dieser auch seyn mag; Letztere können so weit gehen, als sie reichen und ihr Werk als eine organische Schöpfung zu erhalten vermögen. Bei dieser Unterscheidung ist hier nur die Persönlichkeit der Schriftsteller in's Auge gefaßt, auf die es im Umgange besonders ankommt. Von diesem Standpunkte aus hat schon Horaz von „dem reizbaren Geschlecht der Dichter" (genus irritabile vatum) gesprochen, denn wenn man ihr Werk berührt, so berührt man ihr Innerstes, ihre Seele, ihre Persönlichkeit fast unmittelbar, denn aus dieser ist es hervorgegangen und sie ist mehr oder weniger darin enthalten; sie müssen also Lob und Tadel viel lebhafter empfinden. Der große Dichter verdient Bewunderung, meist auch Liebe, der gute jedenfalls Dankbarkeit, aber auch in dem unbefangenen poetischen Erguß eines wohlwollenden Gemüths, wenn auch die Form nicht gelungen, liegt oft eine Aufforderung zur Schonung, wenigstens des Dichters; diese Rücksicht darf natürlich die eigentliche Kritik nicht bestimmen, denn man kann nicht wohl dazu rathen, schlechte Poesie durch unzeitige Nachsicht zu begünstigen. Immer aber bedenke man, daß es natürlich ist, wenn der Dichter, auch ohne eitel zu seyn, empfindlich ist, und darnach richte man sich im Umgange. Wissenschaftlichen Schriftstellern fehlt es auch keineswegs am Bewußtseyn ihrer Persönlichkeit, und bis zu einem gewissen Grade ist das auch nicht mehr als billig, denn Jeder soll dessen werth geachtet seyn, was er ist und vermag. Den großen wissenschaftlichen Schriftstellern, den Führern und Leitern, welche, Eroberern gleich, neuen Richtungen die Bahn gebrochen haben, durch welche das menschliche Geschlecht zum neuen Lichte durchdringt, wird man gerne die Ehrfurcht dar-

bringen, auf welche solch geniale Vermittelung Anspruch machen kann. Im Ganzen genommen muß man nicht außer Acht lassen, daß bedeutende Schriftsteller, welche der Wissenschaft oder einer großen Sache sich geweiht haben, ihre Persönlichkeit hoch einsetzen, sich einem harten Dienste weihen, und daß sie ebensowohl wie große Dichter, welche mit ihnen an der Spitze einer geistigen Bewegung stehen, nicht nach dem gewöhnlichen Maaßstabe bemessen werden können, daß man nicht von ihnen fordern kann, daß sie, weit über das Gewöhnliche erhaben, sich jederzeit ihm anbequemen sollen, denn sie beherrschen einen Kreis, in dem es ihnen schwer fallen muß, Formen zu huldigen, deren Richtigkeit ihnen besonders auffallen muß. Oft artet die natürliche Eigenthümlichkeit solcher genialer Menschen in Eigensinn aus; weil sie zu den Gesetzgebern in Wissenschaft und Kunst gehören, wollen sie im gewöhnlichen Leben ihre Persönlichkeit von dem conventionellen Gesetze ausgenommen wissen. Es kommt nur darauf an, bis zu welchem Grade solche Absonderlichkeit getrieben wird. Wenn ein genialer Schriftsteller von einem Höhenpunkte in Wissenschaft und Kunst aus uns im Umgange Verständnisse aufschließt, die wir ohne seine Vermittelung in solcher Weise nicht erfahren können, so wird man nicht ängstlich nach den Bedingungen fragen, wenn sie auch der Gewohnheit ein Zugeständniß abnöthigen, und auch die Gesellschaft wird sich gegen solche Leistung manche Ausnahme von ihrem Gewohnheitsrechte gefallen lassen, denn sie gestattet überhaupt solche willkürliche Eingriffe, wenn sie von dem Gewöhnlichen frei wird und wirklich etwas Außergewöhnliches erfährt. Wenn aber Schriftsteller im Umgange sich passiv verhalten, Ungeweihten sich nicht enthüllen wollen, und doch verlangen, daß man sie vorzugsweise berücksichtigen, ihrer Laune sich unbedingt fügen, von ihnen jede beliebige Verletzung des Herkommens hinnehmen soll, so werden sie bald genug erfahren, daß man sich von ihnen zurückzieht,

und es vorzieht, mit ihren Schriften statt mit ihrer Person Umgang zu pflegen. Berühmte Schriftsteller, deren Werke auf der literarischen Tagesordnung obenan stehen, befinden sich der Gesellschaft gegenüber allerdings in einer eigenthümlichen Lage. Selten betrachtet und behandelt man sie unbefangen. Man setzt nach ihren Werken eine Persönlichkeit voraus, die Jeder in seiner Phantasie anders gestaltet, und so führt die erste Bekanntschaft häufig schon eine Enttäuschung mit sich. Viele Leute nehmen an, daß ein berühmter Mann immer Außerordentliches reden und gleichsam eine Sphäre um sich spannen soll, in der man anders empfindet und denkt als in der gewöhnlichen Alltagsluft. Diesen Zauber kann nun allerdings ein großer Geist bewirken, aber man soll dabei nicht vergessen, daß er das nicht immer kann und daß er eine einigermaßen verwandte Stimmung vorfinden muß, um es zu können; was am meisten alle Neigung in ihm ersticken muß, ist, wenn er merkt, daß man ihn eingeladen hat, um mit seiner Anwesenheit zu prahlen, wiewohl es sich auch trifft, daß wahrhaft geistig bevorzugte Schriftsteller eitel genug sind, um darin einen Genuß zu finden. Da Jeder, der Druckpressen in Bewegung setzt, um sich öffentlich vernehmen zu lassen, sich Schriftsteller nennen kann und dem Wortlaute nach es auch ist, so haben wir in unsern Tagen nicht nur eine sondern mehrere Legionen von Schriftstellern. Die Vorzüglichen unter ihnen, die wirklich Verdienstliches geleistet haben, finden Anerkennung in dem Grade, wie sie eine Stellung in der Literatur und zu ihrer Zeit haben. Die Masse der Schriftsteller kann nicht darauf Anspruch machen, daß man in geselliger Beziehung sie anders behandle als alle andere Menschen, das heißt so, wie sie ihrer Persönlichkeit nach sich geben. Da die Literatur so massenhaft angewachsen ist, da alle Fächer so vielfach und größtentheils auch populär behandelt sind, namentlich in den vielen encyclopädischen Sammelwerken, so ist der Vor-

rath an fertigen Ansichten und Ausdrücken so groß, daß ein Belesener leicht auf Kosten seiner Vorgänger ein Schriftstellerthum anlegen kann. Es giebt in der Literatur eine Industrie wie in der Kunst; ein Decorateur oder ein Bildhauer, der nach den Statuen Canovas oder Thorwaldsens Statuetten macht, nennt sich auch Künstler. Was für eine Gattung von Gelehrten oder Schriftstellern man sich unter der Bezeichnung Literat denken soll, ist nicht klar. Versteht man darunter Jeden, der etwas hat drucken lassen, so umfaßt diese Benennung Alle, von Humboldt an bis zu dem letzten Theaterkritiker in dem Feuilleton eines Provinzialblattes. Das wünschen viele Literaten, und um hierin Grenzen zu finden, hat man eine Literatenversammlung versucht, hauptsächlich wohl in der Absicht, um einen Literatenstand zu begründen, dem die öffentliche Achtung gesichert bleiben kann. Dagegen haben indirekte die eigentlich wissenschaftlichen Schriftsteller wenn nicht protestirt so doch sich der Theilnahme entzogen durch die Versammlung der Germanisten in Frankfurt, aus deren Klasse eine Literatenversammlung vornämlich Männer von Gewicht und Bedeutung erwarten konnte; von der Frankfurter Versammlung sehen sich aber indirekt diejenigen Literaten ausgeschlossen, deren Leistungen ohne alle bestimmte wissenschaftliche Tendenz sind. Vor der Hand scheint es dabei bleiben zu wollen und wird so lange dabei bleiben, bis Männer von wissenschaftlichem Ruf und Ansehen sich einer Literatenversammlung anschließen, und so lange wird man im Allgemeinen unter Literat einen Mann verstehen, der von Schriftstellerei lebt, ohne einer wissenschaftlichen Korporation amtlich anzugehören; das allgemeine Publikum nimmt das Wort in einer polizeilichen Bedeutung, ohne alle Rücksicht auf den Werth dessen, was ein Literat leistet. Hieraus folgt, daß Literaten, deren Leistungen in irgend einem wissenschaftlichen Fache Gültigkeit haben, diesem beigezählt werden und als freie Genossen dazu gehören. Es

versteht sich von selbst, daß dieser Umstand nicht im mindesten einen Schatten werfen kann auf diejenigen Literaten, welche sich auf solche Art nicht klassifizirt finden, und daß sie nach der Bedeutung ihrer Werke und ihrer Persönlichkeit auf alle Achtung Anspruch machen können und sie auch finden; es wäre traurig, wenn man einer Kaste angehören müßte, um in der freien Wissenschaft zu wirken und Ruhm zu finden. Es giebt natürlicherweise in der Klasse der Literaten, wie in allen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, Pfuscher, Solche, die ohne alle Berechtigung der Wissenschaftlichkeit, des Talents, manchmal nur der allgemeinsten Bildung, zur Feder gegriffen haben wie verlorne Söhne ehedem zur Muskete griffen. Gegen diese wollen die ehrenwerthen Literaten sich vorsehen durch Bildung eines Standesverhältnisses mit Garantien; aber jene Eindringlinge sind es wohl auch, die vornehmlich daran Schuld sind, daß Männer, deren Name und Bedeutung an und für sich Garantien sind, bisher Bedenken getragen haben, sich bei solchen Versuchen zu betheiligen. Hoffentlich wird es dem Literatenstande gelingen, sich gegen unberechtigte Namensgenossen zu sichern und dadurch sich vor Mißkennung zu bewahren. Es muß wohl zugegeben werden, daß manche Schriftsteller sehr eitel sind, daß sie sich für etwas Besonderes halten, weil sie ihre Meinungen, Ansichten und Empfindungen haben drucken lassen, daß sie vergessen, daß Solche, welche das nicht gethan, leicht in einem weit höheren Grade berechtigt seyn können, ihre Meinung kund zu geben. Wenn Jemand nur Gwöhnliches hat drucken lassen, und demzufolge das überflüssig Vorhandene noch vermehrt hat, so begründet das keine Verdienstlichkeit als die jeder anderen Industrie. Wenn man nun vollends die literarischen Kameraderien und die kritischen Parteigänger in Anschlag bringt, so darf man sich nicht wundern wenn das Publikum irre wird. Die Zukunft wird an dieser Literaturmasse nicht irre werden,

sondern in Pausch und Bogen mit ihr abrechnen. Nicht viele Namen unter denen, die jetzt voranstehen, werden einen bleibenden Platz in der Literatur-Geschichte bekommen, die Masse wird unbedenklich der vollkommensten Vergessenheit anheimfallen, und das vielleicht in kürzerer Zeit als die Meisten glauben; die ganze Generation, die jetzt zu literarischem Bewußtseyn gekommen, frägt, wenn Schriftstellernamen genannt werden, die noch vor fünfzehn Jahren in aller Munde waren, ganz erstaunt, was denn die gethan. Diese Betrachtung ist einerseits sehr geeignet, die Schriftstellereitelkeit zu dämpfen, andererseits wiederum sie anzufachen, denn die meisten Schriftsteller müssen trachten, ihren Lohn an Ruhm, oder wenigstens Berühmtheit, sobald als möglich zu erreichen. Sie kommen immer mehr in die Kathegorie der Schauspieler, deren Werke mit ihnen sterben; die Bibliotheken sind Gräber, oder wenigstens Archive, welche gelegentlich durchstöbert werden von Geschichtsforschern, die nach Belieben einige Namen der Vergessenheit entreißen, vielleicht nur damit sie in ihren Werken wieder in die Bibliotheken wandern. In dem Bewußtseyn, für eine würdige Sache würdig einzutreten, an einer ehrenwehrten Bestrebung sich zu betheiligen, müssen diejenigen Schriftsteller ihren Lohn finden, welche nicht durch ungewöhnliche Begabung zu höheren Dingen berufen sind. Das ist niederschlagend für viele Hoffnungen und Erwartungen, aber wahr. Von jungen emporkeimenden Talenten kann man billigerweise solche Selbstverleugnung nicht erwarten, darf sich nicht wundern, wenn sie von ihnen betrachtet wird als das kleinmüthige Bekenntniß eines verzagten Gemüths. So ist es aber nicht. Diese Resignation ist die Frucht gereifter Einsicht, welche erworben wird auf einer Stufe, von welcher aus man die Verhältnisse in ihrem ganzen Zusammenhang beurtheilen kann, wo der Blick nicht getrübt ist von kleinlicher persönlicher Berücksichtigung; sie hemmt auch nicht den Muth, sie ermuthigt

vielmehr dazu, sich die Wahrheit zu gestehen, und dennoch rüstig fortzuarbeiten nach dem Maß der Fähigkeit und Kraft, das Jedem zugetheilt ist.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß man mit Künstlern umgeht, wie mit Dichtern, denn Künstler, welche aus sich herausschaffen, eine Idee verwirklichen in Farben, Marmor oder Tönen, sind Dichter, betrachten das Leben von gleichem Standpunkte und weisen mehr oder weniger ähnliche Eigenthümlichkeiten auf. Es giebt freilich viele Abstufungen. Das Schaffen macht den Dichter, und derjenige Künstler, der durch die Mittel der Kunst nicht eine schöpferische Idee offenbart und durch Gestaltung veranschaulicht, ist kein Dichter; aber ein Künstler kann er darum doch seyn. Die Technik, die Fertigkeit in der Behandlung der Mittel, durch welche die Kunst Ideen darstellt, ist keinesweges blos materiell, setzt nicht nur Studium und Geschmack, sondern auch Combinationstalent voraus und kann eine Meisterschaft begründen, durch welche viel Schönes und Erfreuliches erreicht wird. Ein Künstler, der gerade nicht die höchste dichterische Weihe empfangen, hat dennoch, wenn er als Meister alle technische Mittel beherrscht, ein großes Feld vor sich; kann er nicht die höchsten Kunstoffenbarungen hinstellen, so kann er aus der Natur, dem Geiste, dem Leben schöpfen, kann in Benutzung des Vorhandenen dramatisch gestalten und gruppiren, in der Komposition und in der Ausführung eine schöpferische Kraft bewähren. Jederman weiß, daß Ausgezeichnetes geleistet werden kann in dem sogenannten Genrefach in der Malerei; in diese Kathegorie gehört z. B. in der Musik die komische Oper, überhaupt Kompositionen, in denen die geistreichen Stellungen und Verbindungen der musikalischen Gedanken ein Ganzes hervorbringen, das den musikalischen Sinn erfreut und erquickt; hierher gehört auch in der dramatischen Kunst das bürgerliche Drama, die meisten Lustspiele. Das

in der Malerei sogenannte „Stilleben" findet sich auch in den anderen Künsten vor, und es kann darin durch geistreiche Auffassung Vorzügliches hervorgebracht werden, denn es gehört schon viel dazu, um in der Kunst den Geist der Natur in voller Unbefangenheit und Frische zu reproduziren. Zwischen der schaffenden oder mit schöpferischem Geiste reproduzirenden Kunst und dem künstlerischen Handwerke stehen die Künstler, welche sich nur durch geschmackvolle Technik bemerkbar machen, wie z. B. Kupferstecher oder Lithographen, die für illustrirte Ausgaben arbeiten — (ich meine hiermit natürlich nicht die großen Meister, die es Ausnahmsweise auch thun) — bloße Decorateure im Baufache, überhaupt solche Künstler, die an einem Ganzen untergeordnete Theile ausführen oder deren Arbeiten, die darum doch sehr schön und vorzüglich seyn können, vorzugsweise in einer industriellen Absicht unternommen werden. Sie sind darum den freien Künstlern untergeordnet, weil sie nicht ganz frei sind, weil der industrielle Zweck sie nöthigt, dem Geschmack des kaufenden Publikums zu huldigen, mehr oder weniger in derselben Art wie Theaterdichter oder Compositeure, welche für die Kasse der Direktionen arbeiten müssen. Es ist wohl unnöthig zu sagen, daß diese Künstler sehr achtungswerth sind, und daß ihr Streben, die persönliche Ehrenhaftigkeit vorausgesetzt, Theilnahme verdient. Unter derselben Voraussetzung verdienen es die Schauspieler auch, und diejenigen unter ihnen, welche sich im Leben und in der Kunst bewähren, werden in Deutschland mit vollkommener, häufig sogar mit ausgezeichneter Achtung behandelt. Der Schauspieler befindet sich in manchem Betracht in einem Ausnahmsverhältnisse. Seine Person ist seyn Kunstmaterial, durch Bearbeitung, größtentheils Umwandlung seiner Persönlichkeit soll er seine Kunstgebilde gestalten, durch seinen Geist soll er seinen Charakteren dichterisches Leben einhauchen. Das kann in vollendeter Weise

nur Wenigen gelingen, denn in der darstellenden Kunst sind die großen Künstler so selten wie in allen anderen Künsten. Wenn es aber nicht gelingt, so sind die Schauspieler, der Natur ihrer Kunst gemäß, persönlich mehr blosgestellt als alle andere Künstler, und ganz natürlich sind sie darum auch um so reizbarer, und um so mehr, als sie keinen anderen Lohn ihres Strebens haben können als die augenblickliche Anerkennung. Dazu kommt ein anderer Umstand. Einen mittelmäßigen Maler, Bildhauer u. s. w. vergißt man, es ist selten der Fall, daß er Gelegenheit finden kann, seine Werke dem Publikum aufzudringen. Ein mittelmäßiger Schauspieler dagegen ist genöthigt, seine Mittelmäßigkeit fortwährend vor den Zuschauern auszubreiten. So kommt es leicht, daß er, bei aller Ehrenhaftigkeit der bürgerlichen Persönlichkeit, auch außerhalb der Bühne einen ungünstigen Eindruck hervorbringt.

Im Ganzen genommen ist das Künstlerleben überhaupt eigenthümlich und emanzipirt sich in manchen Beziehungen von dem gewöhnlichen bürgerlichen Leben. Eben zum Theil darum bietet es manchen Reiz dar. Für junge Menschen jedoch, die sich nicht der Kunst widmen und gerade in den Jahren stehen, in welchen sie, noch ohne Lebenserfahrung, sich für das Leben und zunächst für ein bestimmtes Fach ausbilden sollen, bietet eine fortgesetzte Theilnahme am Künstlerleben manche Gefahr dar. Ich meine nicht in sittlicher Beziehung; unter den Künstlern ist nicht weniger und nicht mehr Sittlichkeit anzutreffen als unter allen anderen Ständen, und ich habe nicht gefunden, daß in den Studentenkneipen besser für Sittlichkeit gesorgt sey, als in den Künstlerkneipen. Die Gefahr, die ich bezeichnen will, ist die, daß das Phantasieleben, das unter den Künstlern durch ihr Studium und ihren Zweck seine Realität hat, von jungen Gemüthern, die im bürgerlichen Leben verbleiben sollen, leicht

mißverstanden werden, sie leicht ablenken kann von ihrer Bestimmung, ihnen leicht die unvermeidlich trockenen Vorarbeiten verbittert, wenn sie aus dem goldenen Himmel künstlerischer Begeisterung herabsteigen müssen in die graue Alltagswelt des Brodstudiums, auf das nun aber einmal die Meisten angewiesen sind und dem sie sich nicht entziehen können noch sollen. Solche junge Leute thun besser, ihren Sinn für die Kunst zu nähren und zu beleben an den Werken der Künstler und erst, wenn sie im Leben festen Fuß gefaßt und einen richtigen Begriff von der Kunst bekommen haben, den Umgang mit Künstlern zu suchen. Dann erst werden sie das Künstlerleben in seiner Eigenthümlichkeit verstehen, werden in ihm Belehrung und Anregung finden, werden sich an ihm erfrischen und erquicken.

Ueber das Benehmen auf Reisen.

Das Reisen ist in unseren Tagen Bedürfniß geworden in einem Grade wie es nie früher der Fall war und wird es immer mehr für fast alle Stände. Wiewohl jetzt in Deutschland eine unglaubliche Menge von Menschen reisen, die früher nie daran dachten, so stehen wir doch nur am Beginn dieser Reisebeweglichkeit, die von Jahr zu Jahr zunimmt, und es ist daher ohne Zweifel passend, diesem Buche einige Bemerkungen anzufügen über einen Gegenstand, der nunmehr ganz in unsere Sitten übergegangen ist, und so eng zusammenhängt mit dem Umgange mit Menschen, denn ihretwegen hauptsächlich reist man, Geschäfte und Merkwürdigkeiten kann man nicht suchen ohne mit Menschen in Berührung zu kommen.

Der Nutzen, den Reisen gewähren können, um den geistigen Gesichtskreis zu erweitern und Kenntniß des Lebens zu vermehren, ist einleuchtend genug. In welchem Grade dieser Nutzen erreicht werden kann, hängt aber von der Art und Weise ab, wie man vorbereitet ist, ehe man auf Reisen geht. Man kann allerdings in fremden Ländern und Städten Kenntnisse sammeln und an sich arbeiten so gut wie in der Heimath, aber Oberflächlichkeit und Unfertigkeit wird durch Rei-

sen schwerlich gehoben, wenn man nicht eine einigermaßen zuverläßige Grundlage in sich hat, ohne welche man das Neue, das man sieht und erfährt, nicht so unterbringen und festhalten kann, daß dadurch ein wirklicher Fortschritt bewirkt wird. Es ist beinahe eine Kunst, mit Vortheil zu reisen, nicht nur in dem besonderen Geschäft, das man etwa zu verrichten hat, sondern auch zur Vermehrung der Bildung und Kenntnisse überhaupt. Niemand, sey er Geschäftsmann oder Vergnügling, soll die Gelegenheit, so weit er sie benutzen kann, versäumen, um in den Ländern, die er durchwandert, die Menschen und ihre Verhältnisse, die Beschaffenheit und Hervorbringungen des Bodens, die Natur- und Kunst-Merkwürdigkeiten auf seinem Wege kennen zn lernen, und zwar nicht nur aus eitler Neugierde sondern auch zur wirklichen Belehrung. Es ist klar, daß dies nicht, oder doch nur sehr unvollständig erreicht werden kann, wenn man sich nur dem Zufall überläßt; man muß daher bis zu einem gewissen Grade einen Plan haben, dem Zufall bleibt ohnedies genug überlassen, und auch um diesen, der auf Reisen eine große Rolle spielt, gehörig benutzen zu können, darf man nicht ganz unvorbereitet seyn. Man muß daher seine Reise materiell so einzurichten wissen, daß man auch geistige Zwecke damit verbinden und erreichen kann, man muß Zeit, Kräfte und Geld so zu verwenden wissen, daß man sowohl sein besonderes Geschäft wie auch so viel Bildung und Belehrung als damit verbunden werden kann, fördert; darin besteht die Kunst des Reisens, und sie ist von Wichtigkeit sowohl für den wandernden Handwerksbursch wie für den wohlhabenden Tourist. Es ist unverantwortlich, wenn man nicht, ehe man eine Reise antritt, sich eine allgemeine geographische und statistische Kenntniß des Landes erwirbt, das man zu besuchen gedenkt; diese findet man in vielen Handbüchern, die in unseren Zeiten an jedem Orte leicht zu bekommen sind und die Jeder, weß Stan-

des er ist, benutzen kann, wenn er nur zu lesen versteht. Diese Kenntniß kann man nachher an Ort und Stelle vervollständigen und berichtigen, dort aber gewinnt man für weitere Zwecke die Zeit, die man zu Hause verwendet hat, um das kennen zu lernen, was Jedem im Voraus zugänglich ist. Wenn Jemand z. B. Preußen besucht, und hat im Voraus einen statistischen und topographischen Ueberblick von den Landesverhältnissen im Allgemeinen, so gewinnt er Zeit, um Manches zu erfahren, was man nur an Ort und Stelle durch Selbstbeschauung kennen lernen und nur durch jene Vorkenntniß vollkommen verstehen und auffassen kann. Die Kenntnisse der äußeren Landesverhältnisse, die wahre Bedeutung der in ihnen enthaltenen Dinge, findet erst ihre vollständige Erklärung in den Bewohnern, in ihren Sitten und Lebensgewohnheiten, und diese wird man nur vollständig auffassen können, wenn man die Sprache des Landes versteht. Wenn nun allerdings die Kenntniß der Landessprache unentbehrlich ist, um ganz in den Charakter der Bewohner einzudringen, so kann man freilich nicht allen Reisenden zumuthen, daß sie die Sprachen aller Länder, die sie auf Reisen besuchen, lernen sollen. Die Erlernung des Französischen, als der noch immer allgemeinsten Vermittlungssprache, ist dann ein Auskunftmittel, um wenigstens mit den Gebildeten der verschiedenen Nationalitäten verkehren zu können.

Um auf Reisen sowohl seine Geschäfte besorgen, wie auch die Gelegenheit zur Belehrung wahrnehmen zu können, muß man verstehen, seine Zeit richtig einzutheilen. Ein zuverläßiges und gutes Reisehandbuch ist ein Bedürfniß. Daraus bekommt man eine Uebersicht der Sehenswürdigkeiten des Ortes, den man besucht. Man erkundige sich gleich nach der Ankunft um die Zeit, zu welcher sie betrachtet werden können, nach ihrer Lage und Entfernung von einander, damit man Geschäftsgänge damit vereinbaren kann, so daß keine Zeit

verloren geht. Den Tag verwende man auf solche Art und versitze ihn nicht nutzlos in Wirthshäusern, die sich überall ähnlich sehen; der Reisende, der nicht so empfohlen ist oder sich nicht so lange an einem Orte aufhält, daß er in Familienkreise Zutritt hat, muß ohnedies seinen Tag im Wirthshause beschließen. Man muß ebenfalls seine Kräfte in Anschlag bringen; es ist nicht gleichgültig, in welcher Stimmung man an die Betrachtung von Kunstwerken geht, ob ermüdet oder mit frischem Sinn. Hat man nicht Zeit, um zahlreiche und werthvolle Gemäldesammlungen in allen Theilen zu besehen, so wähle man die vorzüglichsten Bilder aus, die oberflächliche Betrachtung der ganzen Menge läßt nur einen verworrenen Eindruck zurück, der bald verwischt wird. Historischen Merkwürdigkeiten wird man nur volles Interesse abgewinnen, wenn man ihre Geschichte kennt, wenigstens dem Hauptcharakter nach. Bibliotheken, wenn nicht ihre Räume architektonisch merkwürdig sind, bieten nur Interesse, wenn man sie benutzen kann, oder wenn man so viele bibliographische Kenntnisse hat, daß das System der Anordnung belehrend seyn kann; die flüchtige Betrachtung einzelner Merkwürdigkeiten auf Bibliotheken, wie Incunabeln, Handschriften, seltener Drucke und Prachtwerke, haben nur Werth für den Gelehrten. Hat man einige fürstliche Schlösser gesehen, so bietet die innere Ausstattung selten etwas Merkwürdiges dar und man verliert unnützer Weise viel Zeit mit ihrer Besichtigung; ein anderes ist natürlich, wenn solche Schlösser Kunstwerke enthalten oder an sich architektonische Kunstwerke sind. Technische Merkwürdigkeiten, Fabriken, die mit kunstreichen Maschinen arbeiten, u. s. w. können allerdings in ihrer ganzen Bedeutung nur erkannt werden von Fachmännern; ihre Besichtigung ist aber auch für den Laien sehr lehrreich, denn wenn auch nicht Jeder die Theorie der Maschinenconstruction einsehen und beurtheilen kann, so lernt man doch

die Ergebnisse der wirkenden Kräfte kennen, sieht die Arbeitsordnung und bekommt einen Begriff von der industriellen Thätigkeit, die so mächtig in unsere Zeit eingreift. In diese Kathegorie gehören auch Arsenäle, Seewerfte, Kriegshäfen und Flotteneinrichtungen; auch der Laie soll diese Werkstätten der Volkskraft in ihren plastischen Umrissen betrachten, wenn er irgend dazu Gelegenheit hat, jedenfalls wenn er Orte besucht, wo solche Einrichtungen vorhanden sind, aber sie werden natürlich nur dann den vollen Eindruck auf ihn machen, wenn er eine, wenn auch nur übersichtliche Kenntniß hat von der Handels- und Schiffahrts-Bewegung des Landes, dessen derartige Anstalten er besieht. Wer alle oder die merkwürdigsten solcher Anstalten in England z. B. sieht, dem wird durch den Anblick dieser wirkenden Kräfte und der dadurch verursachten Bewegung so recht augenscheinlich das Verständniß aufgeschlossen von der Bedeutung und Macht der großen englischen Nation, und was er vorher statistisch davon gewußt hat, wird durch die Selbstbetrachtung zur eigensten lebendigen Ueberzeugung. Wie weit Jeder in der Betrachtung von Sehenswürdigkeiten auf Reisen gehen soll, hängt übrigens von der geistigen Eigenthümlichkeit ab; nicht Jeder hat die Fähigkeit, viele und vielseitige Eindrücke in sich aufzunehmen und fruchtbringend zu ordnen, und Alles ist nicht für Alle. Man kann daher als Regel aufstellen, daß Jeder so viel umfassen darf als er richtig unterzubringen vermag.

Wenn man auf Reisen in fremden Ländern nur die dinglichen Anstalten, Kunstmerkwürdigkeiten und Curiositäten besieht, so hat man dadurch noch keinen Begriff bekommen von der Nationalität, und ohne von dieser eine lebendige Vorstellung zu haben, wenn auch nicht bis in ihre tiefsten Einzelheiten, so doch in ihren Hauptumrissen, hat man keine Kenntniß von einem Lande, weil man dann nur die Hülle, aber nicht den Geist kennt. Die Zeit, welche nöthig ist, um

die Bewohner eines fremden Landes in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit zu erkennen und aufzufassen, kann lediglich nur bestimmt werden nach dem Grade von Vorbereitung, welche Jeder dazu mitbringt. Wer die Sprache, Literatur und Geschichte eines Volks kennt ehe er es persönlich kennen lernt, wird sich natürlich schneller zurecht finden als der ganz Unvorbereitete. Dieser wird Jahre dazu brauchen, Jener wird in wenigen Monaten das etwa Irrthümliche seiner Kenntnisse verbessern und das Mangelhafte vervollständigen. Man lernt den Charakter einer Nation kennen, wenn man sie beobachtet in öffentlichen Versammlungen, im Parlament, bei Wahlen, in öffentlichen Schauspielen, welche sehr belehrend sind zu diesem Zwecke sowohl durch die Darstellungsform wie durch das woran das Publikum Geschmack findet, in der Haltung des Publikums bei öffentlichen Handlungen, wie bei Gerichtssitzungen, Festen, Aufläufen, öffentlichen Vergnügungen. Man muß natürlich auch jede Gelegenheit suchen, um das Volksleben beobachten zu können. Am schwierigsten ist es für einen Fremden, die Häuslichkeit kennen zu lernen, denn man muß Zutritt haben in viele Familien von allen Ständen, um hievon einen richtigen Begriff zu bekommen. Ohne auf solche Weise durch Selbstschau sich um Auffassung einer fremden Nationalität zu bemühen, wird man nicht mehr davon kennen lernen, als man auch zu Hause durch Druckwerke davon erfahren konnte.

Es ist ein ganz natürlicher Trieb, auf Reisen berühmte Männer kennen lernen zu wollen, und gewiß sind solche Bekanntschaften höchst interessant und anregend; es kommt indessen sehr darauf an, unter welchen Verhältnissen man den edlen Drang, an der Persönlichkeit großer Männer sich zu erheben und erquicken, oder die baare Neugierde befriedigen kann. Am natürlichsten ist es, wenn man sucht, einen berühmten Mann kennen zu lernen in der Ausübung dessen, wodurch er berühmt worden ist, wenn man den großen poli-

tischen Redner im Parlament, O'Connell hört, wenn er von einem Leiterwagen aus eine tobende Masse von Irländern anredet, wenn man den Künstler in seiner Werkstatt sieht, u. s. w. Besucht man berühmte Männer in ihrer Wohnung, so muß man bedenken, daß sie nicht Monumente sind, die man so aus Neugierde stillschweigend betrachten kann. Man muß etwas aufbringen, wodurch ihre Aufmerksamkeit erregt und ihre Theilnahme gefesselt werden kann; nur komme man nicht herangestiegen mit einer studirten Anrede voll Bewunderungscomplimenten wie zu einer Neujahrsgratulation. Tüchtige Männer leben in dem Kreise ihres Thuns und der Ideen, welche ihrem Wirken voranleuchten, es interessirt sie, zu erfahren, ob und wie sie in anderen Ländern gekannt, aufgefaßt und verstanden werden, was in der Fremde in ihren Fächern gewirkt und hervorgebracht wird; über solche Gegenstände wird es zweckmäßig seyn, mit ihnen anzuknüpfen und dabei natürlich es so einzurichten suchen, daß sie zur Aeußerung ihrer Ansichten veranlaßt werden. In manchen großen Städten giebt es Klubs oder Salons, in welchen Männer der Wissenschaft und Kunst zusammenkommen; nach diesen erkundige man sich und suche dort eingeführt zu werden, dort hat man die beste Gelegenheit, sie kennen zu lernen, dort findet man sie so zu sagen an der Arbeit.

Eindrücke, Erlebnisse und Kenntnisse, die man auf Reisen erfährt und erwirbt, schwinden leicht, weil sie immer von neuen verdrängt werden, und man muß darauf bedacht seyn, sie im Gedächtnisse festzuhalten. Es ist daher zweckmäßig, Aufzeichnungen zu machen, denn wenn man auf Reisen seine Zeit gut nützt und seine Aufmerksamkeit über viele Gegenstände verbreitet, so wird die Ausbeute leicht so bedeutend, daß selbst das beste Gedächtniß sie nicht zuverläßig bewahren kann. Die Form, in welcher das geschieht, ist an sich gleichgültig, nur führe man nicht ein Tagebuch über alle kleinliche

Vorkommnisse, das ist eine erbärmliche Zeitvergeudung. Auf Reisen lebt man in einem beständigen Wechsel von Empfindungen und Erfahrungen, und je besser man die Zeit benützt, je Mehr dringt auf uns ein, man ist, wenn man sich so ausdrücken darf, in der beständigen Erregung einer Art von Schaufieber, die dann erst eine ordnende und eintheilige Betrachtung aufkommen läßt, wenn ein Ruhepunkt gewonnen ist, sey es nun bei längerem Aufenthalte an einem Orte oder in der Heimath. Dann erst gruppirt man das Zerstreute, das Erlebte, Gesehene und Empfundene gestaltet sich in einem organischen Bilde und kommt klar und deutlich zum Bewußtseyn, dann sind die an Ort und Stelle gemachten Aufzeichnungen von Wichtigkeit, und dann auch erlebt man den wahren Genuß und den vollen Nutzen von dem, was man auf Reisen erfahren hat.

Wenn man ein Land in allen seinen Verhältnissen genau erforschen, seine Bewohner vollkommen kennen lernen will von unten auf durch alle Stockwerke der Gesellschaft, so ist die einzig richtige, wie auch die natürlichste und einfachste Art zu reisen, daß man zu Fuß wandert. Dazu gehört Gesundheit und Zeit — wer die hat, kann nichts besseres thun. Auf solchen, besonders längeren Fußwanderungen schläft man allerdings oft in schlechten Betten, manchmal auf Stroh — aber köstlich, weil man müde ist. Man bekommt oft schlechtes, oder doch in seiner ungekünstelten Einfachheit einem verwöhnten Gaumen wenig zusagendes Essen — aber es schmeckt köstlich, weil man hungrig ist. Man schickt Menschen, deren Körper durch die Genüsse und die Unnatur des städtischen Lebens verzärtelt und verdorben sind, in Wasserheilanstalten, und der beste Nutzen, den sie unter allen Umständen davon haben, ist gewiß die entsagende Lebensweise im Schoße der Natur, welche Körper und Geist aufrichtet. Ich wüßte für sie keine bessere Nachkur, als eine Fußwanderung, wozu sie

gerade am besten vorbereitet sind. Aber der Hauptgewinn bei solcher Reiseart ist dieser. Man kommt in Berührung mit dem Volke, an dem man nicht vorbeifliegt, wie wenn man mit Post, oder gar auf Eisenbahnen fährt, man wandert durch das Volk und mit dem Volke, man spricht mit ihm und es unterhält sich zutraulich und unbefangen mit einem harmlosen Wandersmann, man tritt in Hütten und Scheunen, man ißt und trinkt mit Bauern und Bürgern — oder man kann wenigstens das Alles thun, auf längeren Fußreisen muß man es sogar, und dabei erfährt man Manches was die fahrenden Herrschaften nicht wissen und das selten in Reisebeschreibungen zu finden ist. Der König der Franzosen hat oft geäußert, daß er um Vieles nicht die Kunde missen möchte, die er auf seinen Fußwanderungen sich erworben, und Fürst Schwarzenberg hat unter dem Schaunamen eines „verabschiedeten Lanzenknechts" viel Schönes und Wahres geschrieben über die Vortheile, welche Fußreisen dem Beobachter gewähren und die er auf seinen Wanderungen, namentlich in Frankreich, selbst erfahren hat. Wie gesagt, gebildete und wohlhabende Leute sollten aus obigen Gründen Fußreisen nicht verschmähen, wenn sie nämlich Zeit und Kräfte dazu haben. Wenn man vernünftig zu Werke geht, mit geringen Tagereisen beginnt und allmälig sie steigert, so werden viele Menschen, die es sich gar nicht träumen lassen, zu ihrem Erstaunen erfahren, daß sie hinreichende Kraft dazu haben. Es versteht sich von selbst, daß man bei solchen Gelegenheiten sich so einfach als möglich kleidet, nicht mehr Geld als nöthig bei sich hat, nur das Unentbehrlichste etwa in einer kleinen Jagdtasche trägt und seine übrigen Effekten mit der Post gehen läßt, bei sehr schlechtem Wetter oder durch öde und jedes Interesses baare Gegenden fährt, um die Wanderung wieder anzutreten, wo sie lohnend und angenehm ist. Der Zweck einer genaueren Bekanntschaft des Landes kann man

auch erreichen, wenn man zu Pferde reist, jedoch nicht in demselben Grade als wenn man geht. Bei Fußreisen muß man sich nicht in großer Sonnenhitze zu übermäßig anstrengen, nie viel auf einmal essen und namentlich im Genusse starker Getränke vorsichtig seyn, denn davon wird man müde und abgespannt, statt erkräftigt.

Heutzutage steigt die Zeit immer mehr im Werth, und Geschäftsmänner namentlich müssen eilen. Viele Vergnügungsreisende eilen aber auch als wenn überhängende Gefahr beim Verzug wäre; sie rasen durch das Land mit keuchenden Pferden oder auf Eisenschienen nach einer Stadt oder einem Bade, wo sie oft nach einigen Tagen nicht wissen, was sie vor Langerweile beginnen sollen.

Leute, die zur Zerstreuung reisen, sollten sich nicht ganz dem Zufall Preis geben, sondern einen Plan einhalten; das gewährt ihnen Beschäftigung und durch diese erreichen sie am besten ihren Zweck, von der Last befreit zu werden, die ihr Gemüth drückt. Leute, die aus Langeweile reisen, werden nicht immer diesen trüben Gast los, er begleitet sie wie ein Doppelgänger und wenn die Neuheit der ersten Bekanntschaft eines fremden Ortes abgestreift ist, erscheint er wieder.

Auf Reisen geht man mit den Menschen um wie überhaupt mit Fremden, also wie mit Menschen im Allgemeinen, nur mit etwas mehr Vorsicht und Zurückhaltung, weil man von vorne herein selten ihren Stand und ihre Verhältnisse kennt. In Reisegesellschaften, wie sie in öffentlichen Wagen zusammengewürfelt wird, herrscht in der Regel weniger Zurückhaltung, als sonst unter Unbekannten. Das ist zur gegenseitigen Erheiterung ohne Zweifel sehr ersprießlich, wenn es nicht in Ungebundenheit ausartet. Die Unbekanntschaft, welche bei solchen Gelegenheiten uns veranlaßt, die Leute ohne alle Voraussetzung so zu nehmen wie sie sich geben wollen, hat einen eigenen Reiz, der indessen selten lange be-

steht, denn fast immer findet sich Jemand, den die Neugierde plagt, und der so lange forscht und frägt, fein oder plump, auf Umwegen oder geradezu, bis er Namen und Stand herausgebracht hat, wenigstens von einigen Personen. Ich rathe dazu, das Anderen zu überlassen, denn in der Regel gewinnt man nichts dabei. Auf längeren Seereisen ist die Gesellschaft, in der man sich befindet, von Wichtigkeit. Hier wird man in der Regel bald bekannt mit Namen und Stand der Reisegenossen, da der Capitän alle Personen, die er an Bord hat, so weit kennt, an der Tafel seiner Kajüte den Vorsitz führt, und, wenn er ein feiner Mann ist, dazu beiträgt, seine Gäste mit einander bekannt zu machen. Vom Anfange an geschieht das nun freilich nicht, sondern meist erst wenn nach einigen Tagen die Seekrankheit überwunden ist. Auf den englischen, amerikanischen und französischen Post-Dampfböten, die den großen Ocean befahren, spielt diese Tafel, in der ersten Kajüte nämlich, eine große Rolle, verlängert sich, wenigstens Gruppenweise, bis an die abendliche Theezeit, und der Thee spitzt sich aus in Grog oder Punsch. Bei der großen Mitbewerbung immer neu entstehender sogenannter Packet-Linien (jede Linie besteht aus vier oder sechs Dampfböten) sucht man sich in einer üppigen Tafel zu überbieten, um Passagiere anzulocken (das große Frühstück und der Mittagtisch ist in den Ueberfahrtpreis mit einbegriffen). Ich will nur daran erinnern, daß es in der ersten Kajüte dieser Dampfschiffe nicht an Gelegenheit zum Spiel fehlt, zwar selten in eigentlichen Hazardspielen, wie Pharao, aber doch Whist, Boston u. s. w., um sehr hohe Säze, und daß es auf dem Ocean Industrieritter giebt so gut wie, leider, in den deutschen Bädern. In der zweiten und dritten Kajüte, wie auf den Schiffen der armen Auswanderer, handelt es sich meist nur um Befriedigung des eigentlichen Bedürfnisses, doch hat man auch Beispiele, daß Auswanderer sich bei der Ankunft haben verdingen müssen, weil sie am Bord ihre Baarschaft verspielt hatten.

Ueber das Reisen mit Eilwagen oder auf Eisenbahnen halte ich es für unnöthig, etwas zu sagen, weil man in jeder Schreibstube einer Post oder in jedem Reisehandbuche genügende Auskunft darüber bekommen kann.

Gedruckt bei J. Wachendorf.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Birch, Christian Andreas,

Der Mensch in der Gesellschaft, oder die Kunst des Umgangs mit Menschen von dem heutigen Standpunkte der Cultur und Civilisation als Lehr- und Lesebuch für Jung und Alt, Reich und Arm jedes Standes und jedes Geschlechtes dargestellt

Stuttgart 1847

Ph.pr. 137 t
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10039916-7